Geschichte
des
französischen
Revolutionskrieges

herausgegeben
von
J. G. Pahl

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Erster Theil
bis zum Schlusse des Feldzuges 1794.

Stuttgart
bei J. F. Steinkopf.
1799.

Vorrede.

Eine Geschichte des französischen Revolutionskrieges, in dem reinen Sinne des Wortes, wird wenigstens für die itzige Generation blos frommer Wunsch bleiben. Denn noch sind die lautersten Quellen, aus denen dieselbe geschöpft werden müßte, unzugänglich; noch liegen manche Begebenheiten in einem dichten Dunkel, das nur durch anhaltende und tiefe Untersuchungen aufgehellt werden kann; und noch ist der redlichste und unverdrossenste Forscher nicht über die Eindrücke der Leidenschaft, des Partheigeistes und der Furcht erhaben. Wenn aber einst diese Hindernisse gehoben sind, und der grosse Mann gebohren ist, der mit Müllers philosophischem Geiste — Tempelhofs militärische Einsichten, Posselts politischen Blik, und Schillers klassische Kultur vereint; dann erst wird jener Wunsch seine Erfüllung erlangen, und das gröste Drama in der ganzen Geschichte des menschlichen Geschlechtes mit der unverstellten Wahrheit, dem pragmatischen Zusammenhang und der erhabenen Würde dargestellt werden, die für izt unerreichbar sind.

Das Buch, das ich hier meinen Lesern vorlege, kann also für keinen Versuch gelten, izt schon das zu leisten, was erst nach einer langen Reihe von Jahren möglich ist. Es soll blos der Entwurf eines historischen Gemähldes für meine Zeitgenossen seyn, das ihnen eine vollständige Uebersicht der Begebenheiten unserer Tage gewähre, und sie in den Stand setze, ihre Kenntnisse von der Zeitgeschichte, die bei der Art, wie wir sie uns erwerben, meistens nur fragmentarisch sind, in ihren wahren Zusammenhang zu ordnen, und den Gang, die Entwiklung und die Resultate der leztern aus dem richtigen Gesichtspunkte zu betrachten.

So gering auch, in Vergleichung mit der eigentlichen Historiographie, die Ansprüche seyn mögen, zu welchen ein Versuch dieser Art berechtiget, so verdient derselbe doch, in dem gegenwärtigen Falle, wenn er anders zur Befriedigung der Kenner vollendet wird, wenigstens die Aufmerksamkeit, die man keinem Produkte eines ausdauernden Fleisses entzieht. Man muß schon mit einer ähnlichen Arbeit beschäftiget gewesen seyn, um die Schwierigkeiten würdigen zu können, die in der Anreihung einer Erzählung liegen, deren Stoff nur aus einer unendlichen Menge, weit und breit zerstreuter, gröstentheils roher Materialien zusammen gesezt werden kann. Daß man dann

überall die reine Wahrheit erhasche, immer die rechte Seite der Gegenstände fasse, gerade nur das Charakteristische treffe, sich von jeder Einwirkung seiner vorgefaßten Meinungen unbeflekt erhalte, nie von dem Strome der herrschenden Gesinnung fortgerissen werde, — wer kann das fordern? wer wird es leisten? — Man vergibt dem vorläufigen Berichte des Referenten einer Sache viel, so lange die Akten nicht geschlossen sind; wenn er nur alles das treulich benüzt, was ihm zu Gebote steht. Ich mache auf dieselbe Schonung, unter derselben Bedingung, Anspruch. Viele Zeugen traten erst während meiner Arbeit auf, und ich konnte das Zeugniß der meisten noch vernehmen. Andre, die meinen Beobachtungskrais nicht berührten, oder die für mich zu spät kamen, blieben natürlich ungehört.

Ich befürchte nicht, daß mir jemand den Vorwurf der Partheilichkeit machen werde, als höchstens diejenigen, die es jedermann verargen, daß man nicht von ihrer Parthey ist. Ich habe mit Wärme von den Thaten der französischen Heere gesprochen; aber was kann ich dafür, daß diese Thaten so groß, so glänzend, so einzig waren? — Und womit wollen die andern, die aus vorgeblichem deutschen Patriotismus niemand gerecht seyn lassen wollen, die Ehre der Verbündeten retten, wenn sie das

Genie, den Enthusiasmus und die Tapferkeit der Franzosen läugnen? Es würde den österreichischen und preussischen Waffen wenig Ruhm gebracht haben, wenn sich Frankreich, in dem abentheuerlichen Feldzuge von 1792 feige unter sie gebeugt hätte. Aber unauslöschlichen Ruhm brachten ihnen Möllendorfs und Clerfayts Siege bei Kaiserslautern und Maynz, denn es waren Siege über die tapferste Nation der Erde.

Der Friede von Campo Formido*) ist der Gränzpunkt meiner Erzählung. Die Begebenheiten, die auf denselben folgten, sind zu überraschend, zu Folgenreich, und zum Theile noch zu wenig entwickelt, als daß ich sie izt schon in meinen Plan hätte fassen können. Die Erzählung derselben wird den Innhalt des dritten Theils dieser Schrift ausmachen. Neubronn in Schwaben, im May 1798.

Joh. Gottfr. Pahl.

---

*) Der Ort, wo der Friede den 17ten Oct. 1797 zwischen den Kaiserlichen und Französischen Abgeordneten geschlossen worden ist, heißt Campo Formido, nicht Campo Formio, wie ihn die Franzosen des Wohlklangs wegen schreiben. Diese Bemerkung dürfte nöthig seyn, damit man den Verf. hierinn keiner Unrichtigkeit beschuldige.

Erstes Buch.

Französische Staatsumwälzung. Französischer Despotismus. Aussaugung des Volkes. Kulturzustand. Zerrüttung der Finanzen. Revolution. Konstitution. Eindruk auf auswärtige Völker. Anstalten der Ausgewanderten. Gesinnung des deutschen Kaisers Leopold. Antastungen deutscher Fürsten durch die Nationalversammlung. Leopolds Zirkulare. Verträge zwischen Oesterreich und Preussen. Das Interesse der andern europäischen Mächte. Kriegslust aller Partheien in Frankreich. Unterhandlungen zwischen Leopold und Ludwig. Gesinnung der Nationalversammlung und des Ministeriums. Dumouriez. Kriegserklärung. Meinungen und Urtheile des Publikums.

Erstes Buch.

Ursachen und Ausbruch des Krieges.

Frankreich, dieser grosse, mächtige Staat, der seit Jahrhunderten immer eine der ersten Rollen auf dem Welttheater gespielt, und sowol durch seine politische Kraft einen entscheidenden Einfluß auf die Angelegenheiten der europäischen Reiche behauptet, als durch den Geist, den Geschmak, und die Kultur seiner Bürger über die Meinungen und Sitten seiner Nachbarn geherrscht hatte, — gab am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts, der Menschheit ein neues, in seiner Art einziges Schauspiel. Mit einem fürchterlichen Ungestümm stürzte es seine durch ein hohes Alter befestigte Verfassung nieder, sezte an die Stelle der unumschränktesten Alleinherrschaft, eine eben so wenig beschränkte Volksregierung, und brachte Begriffe und Grundsäze zur Anwendung, die man bisher entweder als leere Abstraktionen ärmlicher Stubengelehrten betrachtet, oder als lächerliche Grillen schwärmerischer Weltverbesserer verhöhnt hatte. Da sahe man ein grosses Volk sich mit ungeheurer Macht aus dem Staube erheben, alles um sich her, was seinem Streben widerstand, oder

nur zu widerstehen schien, mit einer Art von Wuth niedertreten und vernichten, und sein Ziel mit einer Anstrengung und mit einem Enthusiasmus verfolgen, wovon man ähnliche Beispiele in der ganzen Weltgeschichte vergeblich suchet.

Diese grosse Umwälzung war nicht das Werk der Anschläge eines einzigen oder mehrerer Menschen, die sie, aus edeln oder schändlichen Absichten, vorbereitet und unternommen hätten. Sie war das Werk der Nothwendigkeit, und das Resultat solcher Ursachen, die, nachdem sie sich allmählich zusammen gehäuft, und bis zu einem gewissen Grade von Wirksamkeit verstärkt hatten, diese gewaltsame Katastrophe eben so nothwendig hervorbringen mußten, als der Zusammenfluß einer grossen Menge elektrischen Stoffes in der Atmosphäre Bliz und Donner hervorbringt.

Es war den Königen von Frankreich seit einer langen Reihe von Jahren gelungen, die alten Rechte ihrer Nation allmählich zu unterdrücken, den Ständen derselben allen Einfluß auf die Staatsregierung abzuschneiden, und so willkührlich und unumschränkt zu herrschen, als irgend ein kleiner oder grosser Monarch des Orients. Diese unbeschränkte Gewalt wird gewöhnlich am wenigsten von den Fürsten selbst, am meisten aber von denjenigen gemißbraucht, die ihr Vertrauen besizen, oder die in ihrem Namen handeln. Deßhalb ward

das französische Volk die Beute der Minister, der Mätressen und des Adels, und es schien, vom Throne an bis auf den armseligsten Dorfjunker hinaus, ein allgemeiner Wetteifer zu herrschen, bei dem es darauf ankam, wie man den gemeinen Mann am willkührlichsten behandeln, am tiefsten herabwürdigen und am künstlichsten aussaugen könne. Der Stolz der Könige, die Leidenschaften der Minister, der Uebermuth des Adels, die Habsucht der Geistlichkeit, der Hofleute und der vornehmen Staatsdiener waren eben so viele Geiseln für diese unglükliche Nation, und es läßt sich keine Ungerechtigkeit und keine Schandthat denken, die nicht im Namen des Gesetzes ausgeübt worden wäre. Dabei nahm die Aussaugung des Volkes in eben dem Grade überhand, in welchem die Lasterhaftigkeit, die Schwelgerei und die Prachtliebe der Grossen wuchsen.

Die Bedürfnisse wurden immer unmäßiger und drückender. Man hatte mehrere kostbare Kriege geführt, die beinah' alle, entweder durch kleinliche Rachsucht oder durch schändlichen Stolz eingegeben waren; man hatte die Verwaltung der Staatswirthschaft nach verkehrten Grundsätzen behandelt, oder unwissenden Leuten und Betrügern anvertraut; man hatte an dem Hofe einen alle Begriffe übersteigenden Aufwand gemacht; man hatte ungeheure Summen an die nichtswürdigsten Leute, oder zu

eben so nichtswürdigen Zwecken verschwindet. Dadurch ward man genöthiget zu den ehrlosesten Finanzoperationen seine Zuflucht zu nehmen. Die Staatsschuld wuchs mit jedem Jahre höher an. Die Erpressungen und Auflagen hatten kein Ende. Da die leztern, mit Ausschluß des Adels und der Geistlichkeit, blos auf dem Volke lagen, so sank dieses immer tiefer in Armuth und Elend hin, und ward gezwungen zu hungern, damit der Stolz und die Wollüste der Vornehmern desto reichlicher befriediget werden konnten. Da wohnten überall der höchste Ueberfluß und die drückendste Dürftigkeit, der blendendste Glanz und die erbärmlichste Noth neben einander; und preßte die Verzweiflung der leztern nur ein lautes Wort des Unwillens aus, so wurde es selten von den Spionen des Staates überhört, und die Ketten der Bastille oder der Galeeren waren ihr unvermeidliches Loos.

Eine solche Strafe konnte ihr auch wohl ohne Urtheil und Recht zu Theil werden. Denn der französische Despotismus ließ seinen Willen statt aller Gesetze gelten, und sein Wohlgefallen entschied unbedingt über Freiheit und Knechtschaft. Die Gerechtigkeitspflege war in diesem Lande von der Habsucht verdrungen. Die Richtersprüche waren sowol käuflich, als die Staatsbedienungen. Geburt, Familienverbindungen und Gunst bestimmten am Hofe, in den Dikasterien, und bei der Armee den

Werth des Mannes. Die ganze Staatsregierung war das Resultat der sich in tausendfachen Gestalten durchkreuzenden Leidenschaften der Grossen. Ihr Interesse war die erste und die lezte Triebfeder ihrer Maasregeln. Und ertönte auch manchmal die Stimme der Wahrheit und der Freimüthigkeit, so ward sie immer entweder verlacht, oder gewaltsam unterdrükt, oder sie verhallte in dem wilden Gewühle der Hofränke und der Schwelgerei.

Ein solches Verderben der Verfassung und Verwaltung eines Staates kann vielleicht lange bei einem rohen und ungebildeten Volke bestehen, das noch nicht im Stande ist, sich einen deutlichen Begrif von dem Berufe seines Regenten zu machen, und das rechtmäßige Verhältniß seiner Handlungen zu dem Gesetze der Vernunft zu berechnen. Das war aber nicht der Fall bey den Franzosen. Diese Nation schritt, während ihre Führer ihr immer neue Fesseln bereiteten und neue Lasten aufbürdeten, unaufhaltsam auf dem Pfade der Kultur fort, und behauptete, seit mehr als hundert Jahren, die Ehre, wo nicht das gelehrteste und tiefsinnigste, doch das aufgeklärteste Volk von Europa zu seyn. Es traten unter demselben mehrere Schriftsteller auf, welche in der ihnen eigenen und gefälligen Manier die Grundsätze der Philosophie des Lebens vortrugen, und alle diejenigen Ideen in einen sehr allgemeinen Umlauf brachten, welche die

Verfassung und Regierung ihres Reiches geradezu verdammten, und als widersinnisch und ungerecht darstellten. Indem Voltaire die Ansprüche des Vorurtheils und der Finsterniß verspottete, und die Rechte der Vernunft in Schuz nahm, indem Montesquieu die Grundsäze der Freiheit und der Gerechtigkeit predigte, indem Rousseau den Zwek der bürgerlichen Verbindung entwikelte, indem Raynal kühn und stark seinen Arm über den Despotismus *erhub*, — so entstund ein auffallender Mißton unter den Einsichten der Nation, und den Erfahrungen, die sie täglich machte, und das Mißvergnügen mit den leztern mußte nothwendig in demselben Verhältnisse zunehmen, in welchem die erstern ausgebreiteter und deutlicher wurden. Doch war diß Mißvergnügen noch nicht zum Ausbruche reif, indem die natürliche Liebe des französischen Volkes zu seinem Könige und zu seinem Adel ihm noch immer das Gegengewicht hielt, und der Leichtsinn desselben, verbunden mit einem hohen Maaße von Nationalstolz, das Gefühl zum Theil gegen die Bedrückungen abstumpfte, die man zu erdulden hatte. Die Empfindung despotischer Mißhandlungen, und die Einsicht, daß sie wirklich ungerecht seyen, haben auch noch nie eine allgemeine Empörung veranlaßt, wenn nicht ein durch die Gelegenheit dargebotener Umstand den erbitterten Gemüthern den lezten Stoß zum Aufstande gab. Und ein solcher Umstand war auch das Signal zu

der allgemeinen Umwälzung des französischen Staates.

Die Finanzen desselben waren in eine so grosse Zerrüttung gekommen, daß man in diesem Chaos weder Anfang noch Ende sah. Ein Finanzminister folgte schnell auf den andern; keiner war im Stande, die Ordnung herzustellen; und als man nach der Entfernung des Ministers Calonne, (April 1787.) der durch seine zwekwidrigen Maaßregeln und durch seine Betrügereien die Verwirrung auf das höchste gebracht hatte, den Zustand der Staatswirthschaft untersuchte, so fand sich das ungeheure jährliche Deficit von 140. Millionen Livres. Ein Staatsbanquerout schien unvermeidlich, denn das Volk war zu sehr ausgemergelt, und begann an einigen Orten seinen Unwillen so laut zu äussern, daß man ihm keine neue Lasten mehr auflegen durfte. Der König, Ludwig XVI, einer der besten Menschen, die je den französischen Thron inne hatten, der es väterlich mit seinem Volke meinte, aber zu wenig schnellen und festen Blik, zu wenig Selbstständigkeit und Entschlossenheit besaß, um seine guten Meinungen geltend zu machen, — sahe kein Mittel in seiner Gewalt, um dem sinkenden Staate wieder aufzuhelfen. Er fand sich in der Nothwendigkeit, seine Zuflucht zu seinem Volke zu nehmen, und schrieb — was seit 175. Jahren nicht mehr geschehen war — um durch den

Beistand der Stände die Monarchie zu retten, einen Reichstag aus, welcher am 5 Mai 1789. zu Versailles unter dem Namen der Generalstände (états généraux) zusammen trat.

Von diesem Augenblike an schien in Frankreich alles eine gänzliche Umformung der Dinge zu verkündigen, und die Verkündigung traf frühe genug ein. Die Generalstände verwandelten sich schnell in eine Nationalversammlung, die Verschiedenheit der Stände wurde nach einem harten Kampfe aufgehoben, die Repräsentanten des Volkes sprachen für die Schuld des Staates gut, und drangen dagegen auf die Hebung der Beschwerden, die von den Pyrenäen bis an den Rhein überall so laut erschallten. Der bisherige Despotismus ward in seinem Grunde angegriffen. Man forderte mit Ungestümm die verlohrnen Rechte der Menschheit zurük. Man sprach den durch das höchste Alter bestätigten Anmassungen der höhern Stände Hohn. Alles verlangte Gerechtigkeit, Freiheit und Gleichheit, und so ward eine neue Verfassung entworfen, in der man dem bisher so sehr unterdrükten Volke oder dritten Stand um so viel mehr einräumte, da er sich durch seine Empörungen in allen Provinzen der Monarchie, und durch die damit verbundenen Grausamkeiten der mindern Zahl der andern Stände furchtbar gemacht hatte, da die besten Köpfe für sein Interesse han=

delten, und da sich zur Befestigung seiner Ansprüche mehrere Gesellschaften bildeten, die bald durch ihre Deklamationen und Schriften, bald durch Säbel, Piken und Bajonette ihren Anhang unüberwindlich zu machen wußten. So entstand durch die Volkspartie ein gewaltiger Strom, in dem man schlechterdings schwemmen mußte, wenn man nicht im Schlamme am Ufer versenken wollte.

Hiedurch erhielt die bürgerliche Lage der französischen Nation eine ganz neue Gestalt, welche das gerade Gegentheil des vorigen Zustandes war. In dem Lande, wo noch vor wenigen Monaten der Despotismus in seinem ganzen Prunke thronte, wurde nun gesetzlich verordnet, und von dem Könige und dem Volke beschworen: Daß alle Menschen gleiche Rechte und gleiche Freiheiten geniessen, daß alle Prärogative und Privilegien abgeschaft seyn, daß alle Feudalverbindungen aufhören, daß die Souvränität in der Nation liegen, daß die gesetzgebende Gewalt der Nationalversammlung und die ausübende dem Könige zukommen, daß die Nation und das Gesetz über den König seyn sollen — daß die Vertreter der erstern den leztern seiner Würde entsetzen, daß dieser seine Einwilligung in die Beschlüsse jener nur aufschiebend verweigern könne, daß die richtende und verwaltende Macht von der gesetzgebenden und vollziehenden getrennt seyn, und daß die öffentlichen Abgaben von der

Nation selbst durch ihre Repräsentanten, bestimmt werden sollen. Durch diese Gesetze wurde eine der unumschränktesten Monarchien von Europa in die abhängigste verwandelt, und das Haupt derselben, durch die Beimischung der demokratischen Form, aufs äusserste beschränkt. Der Adel verlor samt der Geistlichkeit mit einem male alle seine Vorrechte, und einen grossen Theil seiner Einkünfte, und wurde gewaltsam in die Klasse der Bürger zurükgestossen. Alle Franzosen wurden sich, in so ferne sie Glieder eines Staates waren, gleich, und der grosse Schritt von der Sklaverei zur Freiheit schien ganz gelungen, als der König am 14. Sept. 1791. die Konstitutionsakte unterschrieb.

Was war natürlicher, als daß diese Ereignisse, so neu, so auffallend, und so reich an Folgen, wie sie scheinen, das allgemeinste Aufsehen erregen mußten? — Die Fürsten, die privilegirten Stände, und die regierenden Klassen unter den auswärtigen Völkern sahen aber in denselben anders nichts, als eine Empörung des Pöbels gegen seine Häupter, einen Zustand von Anarchie, in dem alles von der Entscheidung der Stärke abhieng, einen Kampf des grossen Haufens gegen die Rechte seiner Vorgesetzten, und einen strafwürdigen Aufstand gegen die Majestät des Königes und seiner Familie. Dieser Eindruk wurde noch um so gehässiger, da sich

der König und sein Haus von den Partheien, die in Frankreich mit einander rangen, und von dem ausgelassenen Pöbel, der in dem Solde der letztern stand, die kränkendsten Mißhandlungen gefallen lassen mußte, da er aus Besorgnis einer kund gewordenen Entweichung von dem Volke aufs genaueste bewacht, und gleichsam von demselben in der Gefangenschaft gehalten wurde, und da man selbst mitten im Rathe der Nation auf die beleidigendste und schimpflichste Art von ihm und von seiner Würde sprach. Dabei erklärten die Franzosen unaufhörlich, daß alle Könige der Erde, ohne die Beschränkungen, die sie dem ihrigen gegeben, Tyrannen seyen, daß jedes Volk das Recht habe, sich eben so, wie sie, aus dem Zustande der Knechtschaft zu erheben, und daß durch ihr Beispiel für das willkührliche Regiment überall die letzte Stunde herbeigeführt worden sey. Dieses Beispiel hatte auch in der That in den meisten Ländern einen gewaltigen Eindruk gemacht. Der grosse Haufe, der sich immer durch den äussern Schein der Dinge blenden läßt, fand die französische Freiheit und Gleichheit sehr reizend und einladend, und pries die Nation glüklich, der es gelungen war, ihren Treibern so schnell zu entgehen. Die gebildetern Menschen aber sahen grösttentheils in der Revolution den schönsten Sieg der Aufklärung und der Philosophie, und erwarteten von einer nahen Zukunft, auch disseits des Rheins und der

Alpen, denselben Triumf der Vernunft über die Tyrannei. Mehrere Schriftsteller von Ansehen sprachen als enthusiastische Lobpreiser der französischen Grundsäze, und in vielen Gegenden zeigten sich unruhige Bewegungen unter dem Volke.

Wer konnte es den Fürsten verdenken, wenn sie, indem sie den Thron ihres mächtigsten Kollegen so drohend wanken sahen, Anstalten zu ihrer eigenen Sicherheit trafen? — Der unfehlbarste Weg zu diesem Ziele, das heißt, eine mit der Bildung der Vernunft gleichen Schritt haltende Verwaltung, und das Bestreben, durch Thatsachen zu beweisen, daß es sich unter dem Scepter eines Monarchen eben so frei leben lasse, als in einer Demokratie, schien ihnen, unter den damaligen Umständen, zu weit zu führen. Es war um ein plözliches und schnell wirkendes Mittel zu thun, um den Eindruk eines so gefährlichen Beispiels auszulöschen, und dazu schien keines schiklicher, als der Krieg. Man wollte den König von Frankreich mit Gewalt aus seiner Unmacht herausziehen, ihm die entrissenen Rechte wieder erwerben, die Stifter und Leiter der Empörung bestrafen, den Freiheitsschwendel der Franzosen durch den Schreken eines feindlichen Ueberfalls heilen, und dadurch jenseits des Rheins die alte Ordnung der Dinge wieder herstellen, und in andern Ländern die Gemüther zur Ruhe und zur Unterwürfigkeit lenken.

Diese Maaßregeln wurden besonders von den französischen Prinzen dringend empfohlen, welche, unzufrieden mit den neuen Veränderungen in ihrem Vaterlande, während des Laufes der Revolution ausgewandert waren, und den grösten Theil des französischen Adels nach sich gezogen hatten. Sie erschienen entweder selbst oder durch ihre Geschäftsträger an allen europäischen Höfen, schilderten die Greuel, welche in Frankreich ausgeübt worden, mit den schwärzesten Farben, suchten durch die Klagen von dem Verluste ihrer Rechte und ihrer Güter, und von dem traurigen Zustande ihres Bruders, Theilnahme und Mitleiden zu erregen, bewiesen, daß hier nicht von ihrer eigenen Sache, sondern von der Sache aller Könige und Fürsten die Rede sey, und sprachen viel von dem guten Willen des grösten Theils der französischen Nation, aus der izigen Anarchie und Zerrüttung wieder zu der alten Sicherheit und Ordnung zurük zu kehren. So bald, versicherten sie, eine fremde Armee an den Grenzen des Reiches erscheine, würden die meisten Franzosen die Hände nach ihr ausstrecken, die Linien-Truppen würden samt und sonders zu ihr übergehen, und alles würde sich bei ihren Fahnen versammlen, um an den Verführern des Volkes Rache zu nehmen. Diejenigen Fürsten aber, fuhren sie fort, welche sich in dieser Sache verwänden, würden dadurch nicht nur

ihre eigene Thronen befestigen, sondern auch die Ehre [illegible], einen unglüklichen König von der schimpflichsten Sklaverei befreit, und ein ebenso unglükliches Volk aus dem Verderben herausgezogen zu haben. — Zugleich rüsteten sich diese Prinzen selbst mit dem geschäftigsten Eifer zur Wiedereroberung ihres Vaterlandes. Sie legten Sammelpläze zu Ettenheim, Worms, und Koblenz an; alle Mißvergnügten aus ganz Frankreich strömten in diesen Orten zusammen. Man warb Soldaten; man übte sich in den Waffen; man machte alle Vorbereitungen zu einer grossen Unternehmung. Sie hatten dabei den König Gustav von Schweden in ihr Interesse gezogen, und ihm das Generalkommando über ihre Armee aufgetragen. Mit Freude nahm dieser kriegerische Fürst, der die Lorbeere des Helden jeder andern auch grössern Ehre vorzog, diesen Auftrag an; er entging aber, durch den Dolch seines Mörders, dem höchst wahrscheinlichen Verdrusse, an der Spize der Ausgewanderten, den Ruhm verdunkelt zu sehen, den er sich, den Heeren Katharinens gegenüber, erworben hatte.

Die Prinzen rechneten insbesondere auf den Beistand des deutschen Kaisers Leopold, und die Gesinnung desselben verrieth sich ihnen auch frühe genug als sehr günstig. Zwar war dieser Monarch kein Freund des Krieges, und er hatte auch nach

dem Tode seines Bruders seine Staaten in einer so grossen Zerrüttung und Erschöpfung angetroffen, daß es, zumal bei seinem friedliebenden Charakter, das Ansehen nicht hatte, daß er die von ihm durch beträchtliche Aufopferungen herbeigeführte Ruhe so bald wieder stöhren lassen würde. Aber Leopold fand bei den Angelegenheiten von Frankreich sein Herz zu sehr interessirt, als daß er hätte gleichgültig bleiben können. Er sahe seine Schwester, die Königinn Antoniette in dem kläglichsten Zustande, beladen mit dem bittersten Hasse ihrer Nation, gekränkt und verfolgt von den rohsten Menschen, und sogar keinen Augenblik ihres Lebens sicher; und in den Vorstellungen der französischen Prinzen, mit denen die Klagen und Bitten seiner ganzen Familie verbunden waren, hörte er die Stimme des Blutes und der Verwandtschaft. Sein Ministerium aber fürchtete alles von dem Beispiele der Franzosen, und berechnete besonders, wie anstekend dasselbe für die niederländische Nation seyn dürfte, bei der man zwar kurz zuvor den Aufruhr, nicht aber den Geist desselben, unterdrükt hatte. War es unter diesen Umständen ein Wunder, wenn der Kaiser alles unbedingt verdammte, was in Frankreich geschah, und sich feindselige Entwürfe gegen ein Volk erlaubte, gegen das die Politik und die Moral gleich dringend den Krieg zu fordern schienen?

Leopold hatte aber als Oberhaupt des deutschen Reiches noch eine besondere Ursache, mit der französischen Nation unzufrieden zu seyn. Die Repräsentanten derselben hatten nämlich ihre Gesetze auch auf alle Besitzungen der deutschen Fürsten in dem Umfange des französischen Gebiets ausgedehnt, die Unterthanen derselben für Bürger ihres Staates erklärt, sich die Hoheits-Rechte darüber angemaßt, und dadurch die Einkünfte um sehr viel geschwächt, oder gar in Beschlag genommen. Auf diese Weise verlohr der Herzog von Wirtemberg, der Markgraf von Baden, der Herzog von Zweybrük, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, die Grafen von Leiningen, der Bischof von Speier, der deutsche Orden, die Reichsritterschaft, und mehrere Stifter sehr ansehnliche Gerechtsame und Gefälle; so wie auch den Erzbischöfen und Bischöfen am Rhein die geistliche Gerichtsbarkeit entzogen wurde, die sie bisher auf französischem Grunde und Boden ausgeübt hatten. Zwar bot die Nationalversammlung diesen Ständen, für ihre verlohrnen Güter, Entschädigung an, und erklärte ihre Bereitwilligkeit mit ihnen darüber zu unterhandeln. Aber da dieses Anerbieten selbst ein Geständniß der Ungerechtigkeit jener Eingriffe zu seyn schien, und man sich überdieß durch eine Unterhandlung mit einer so tiefverachteten Volksregierung herabzuwürdigen glaubte, so geschah von deutscher Seite

kein ernstlicher Schritt, diese Irrungen gütlich beizulegen. Alle jene Stände erschienen mit den bittersten Klagen vor dem Oberhaupte des deutschen Reiches, und forderten von seinem Beistande die Besitzungen und Rechte wieder zurük, welche sie durchaus nicht abzutreten entschlossen waren.

Der Kaiser verrieth es bald, durch öffentliche Schritte, wie viel Antheil er an dem Sturze der französischen Monarchie nehme. Als der König, nach dem verunglükten Versuche mit seiner Familie aus Frankreich zu entfliehen, wieder nach Paris zurükgebracht, mit den kränkendsten Demüthigungen überhäuft, und ganz als ein Gefangener behandelt wurde, so ließ Leopold ein Umlaufsschreiben an alle europäischen Höfe ergehen, welches eine Aufforderung enthielt, „es sollten alle Fürsten zusammentreten, und den Häuptern des französischen Volkes erklären, daß sie die Sache Ludwigs als ihre eigene betrachteten, daß man denselben seiner Gefangenschaft entlassen, und daß man ihm die Freiheit einräumen sollte, in den Staats=Angelegenheiten nach seiner eigenen Einsicht und Ueberzeugung zu handeln. Widrigenfalls sollte man hinzusetzen, würde sich die Macht aller europäischen Monarchen vereinigen, um auf die auffallendste Weise die Verbrecher zu rächen, die man sich noch ferner gegen die Freiheit, die Ehre,

und die Sicherheit des Königes von Frankreich und seiner Familie erlauben dürfte."

Schon damals bemerkte das Publikum eine entschiedene Hinneigung des preussischen Hofes, Leopolds Absichten zu unterstützen. Die Gefahren, die dem monarchischen Systeme drohten, hatten den Kaiser und den König von Preussen plözlich miteinander vereiniget, da ihre Heere noch kurz zuvor mit gezüktem Schwerdte einander gegenüber gestanden waren. Beide Monarchen kamen *) zu Pillnitz, einem Lustschlosse des Kurfürsten von Sachsen zusammen, und verabredeten unter sich einen Bund, der darauf abzielte, durch die Anstrengung ihrer ganzen Macht, dem Könige von Frankreich seine Freiheit wieder zu verschaffen, und dadurch den über einen so grossen Theil von Europa verbreiteten Revolutionsschwindel, durch ein kräftiges Beispiel, mit einemmale niederzuschlagen. Der Graf Artois hatte bei dieser Gelegenheit die Sache seines Bruders und seines Reiches geführt, und die tröstliche Versicherung erhalten, daß man sie als die Sache aller gekrönten Häupter betrachte. Dieser Uebereinkunft folgte ein förmliches Schuz- und Truzbündniß zwischen Oesterreich und Preussen, das am 7. Febr. 1792. zu Berlin unterzeichnet wurde. Damit sahe man die engste Freundschaft zwischen zwo Mächten entstehen, unter denen bisher die

*) im August 1791.

bitterste Eifersucht geherrscht hatte, und eine gemeinsam scheinende Gefahr stiftete eine Vereinigung, bei der die Rüksicht auf alles sonstige sich widerstreitende Interesse aufgegeben wurde.

Das Ziel dieses Bundes war so geartet, daß man ganz sicher auf den Beitritt der meisten europäischen Mächte rechnen konnte. Rußland und Spanien hatten sich durch einen zu Pavia (im Jul. 1791) geschlossenen Vertrag bereits bestimmt genug gegen Frankreich erklärt; dazu hatte noch das erstre die französischen Prinzen als eine eigene Macht anerkannt, und sich mit Schweden zu ihrer Vertheidigung verbunden. Die Könige von Sardinien und Neapel waren durch die Bande des Blutes zu fest an den französischen Thron gekettet, als daß sie dem Umsturze desselben hätten ruhig zusehen können. Die deutschen Stände waren durch die Nationalversammlung so angetastet, daß sie sich dem Vorwurf der ehrlosesten Feigheit aussetzen mußten, wenn sie die erlittenen Kränkungen gedultig hätten tragen wollen. Einer der ersten Fürsten in ihrer Mitte, wenn es auf kriegerische Unternehmungen ankam, der Landgraf von Hessen-Kassel hatte sich schon entscheidend für die Verbündeten erklärt. Und war gleich die schwedische und die englische Nation noch zu nichts weniger als zum Kriege gestimmt, so galt doch Gustavs Person allein schon für einen wichtigen Bundsgenossen, und Frank-

reich stand auf jeden Fall allein und ohne Hülfe. Die in demselben herrschende Verwirrung machte es so gar unfähig, den Beistand einer auswärtigen Macht zu suchen, oder ihn zu erhalten.

So verschieden die politischen Zwecke und Meinungen der Bewohner dieses Landes waren, so kamen doch alle Partheien darüber miteinander überein, daß sie den Krieg als ein Beförderungsmittel ihrer Absichten betrachteten. Die Anhänger des alten Systems, oder die sogenannten Aristokraten, wünschten ein fremdes Heer herbei, damit durch dasselbe das neue System gestürzt, der König, der Adel, und die Geistlichkeit wieder in ihre vorigen Rechte eingesezt, und der allgemeinen Zügellosigkeit und Volksgewalt ein Ende gemacht würde. Jenes Mittel dünkte ihnen für diese Absichten unfehlbar. Denn sie hielten es für unmöglich, daß die in der Eile zusammen geraffte Nationalmiliz, bei der überall herrschenden Unbotmäßigkeit, und bei dem wahrscheinlichen Abfalle der Linientruppen, den geübten und tapfern Schaaren der Bundsgenossen würden widerstehen können. — Die gemäßigten Patrioten betrachteten den Krieg als eine Schule für die Nation zur Erweckung bürgerlicher Tugenden, als ein Vereinigungsmittel aller Partheien, als den Weg zur Befestigung der Konstitution und ihres Ansehens, und als ein Gewitter, das die unreinen Dünste in der Luft verzehrt. Sie rechneten dabei so viel auf die

gute Sache der Freiheit und auf den Enthusiasmus ihrer Vertheidiger, daß sie den Sieg des Despotismus nicht nur für den lächerlichsten aller Träume hielten, sondern sogar wähnten, alle Völker würden sich bei ihrer ersten Erscheinung für sie erklären, und sich eine ähnliche Verfassung geben. — Die Jakobiner aber, welche unermüdet darauf hinarbeiteten, Frankreich in eine demokratische Republik umzuschaffen, und sich des Ruders derselben zu bemächtigen, fanden den Krieg mit ihren Absichten um so vereinbarer, da sie nur in dem Zustande der allgemeinsten Zerrüttung und der verzweifeltsten Austrengung, die grossen Hindernisse, die ihnen im Wege lagen, zernichten, und die kühnen Unternehmungen ausführen konnten, mit denen sie schwanger gingen. Wär einmal Frankreich Republik, so hielten sie nichts für leichter, als alle Fürsten und Könige zu verjagen. So wünschte jede Parthei den Krieg, weil jede durch denselben das Uebergewicht über die andern zu erhalten hoffte.

Zwar gingen der Kriegserklärung lange Unterhandlungen über die streitigen Punkte zwischen den Franzosen und dem Kaiser voraus. Die Geschäftsführer der erstern beschwerten sich über die Begünstigungen und die Unterstüzung, welche die französischen Prinzen und ihr Anhang in den österreichischen Staaten und in Deutschland gefunden; sie bemerkten, wie sehr der Kai=

ser durch die Bündnisse, die er geschlossen, und durch die Bewegungen seiner Truppen im Breisgau und in den Niederlanden, das Mißtrauen der französischen Nation erregt habe; sie bewiesen, daß ihm kein Recht zukomme, sich in die innern Angelegenheiten Frankreichs zu mischen; sie bestanden unverrükt darauf, daß man befugt gewesen sey, die neuern Gesetze auf die Gebiete der deutschen Fürsten im Elsaß und in Lothringen auszudehnen; sie sprachen endlich in einem so starken Tone, daß sie deutlich genug verriethen, daß sie nicht gesinnt wären, nur einen Schritt zurük zu thun. Friedfertiger schienen die Gesinnungen des Wiener Kabinets, besonders seit dem der König die Konstitutions-Akte beschworen hatte. Es erklärte zu wiederholtenmalen seine Abneigung gegen den Krieg, und seine Bereitwilligkeit den Franzosen soviel als möglich einzuräumen. Es versicherte, daß es entschlossen sey, sich von dem Interesse der Ausgewanderten gänzlich loszusagen, und gestand, daß es sich nicht für berechtigt halte, in den Angelegenheiten eines fremden Staats eine Stimme zu geben. Dagegen aber behauptete es fest und entscheidend, daß es nur unter der gedoppelten Bedingung der Freund und der Bundsgenosse des französischen Volkes bleiben könne, wenn dem Könige Ludwig die seiner höchsten Würde zukommende Achtung bezeugt, und die den deutschen Ständen entrissenen Rechte wieder zurük

gegeben würden. Aber wenn es einmal unter zwei Mächten zu solchen Erklärungen kommt, so ist gewöhnlich kein anderes Mittel zur Schlichtung des Streites mehr übrig als das Schwerdt, wenn nemlich die Bitterkeit und die Entfernung der Gemüther so groß ist, als in diesem Falle, und kein Vermittler dazwischen tritt, der durch Weisheit und Kraft den Einfluß der Leidenschaften auf die öffentlichen Angelegenheiten zu hemmen weiß.

Im Senate der französischen Nation war beinahe nur Eine Stimme, welche mit einer an Raserei gränzenden Heftigkeit, Krieg gegen den Kaiser forderte. Die wichtigsten Männer der Versammlung Brissot, Condorcet, Vergniaud, Isnard, Gensonne, Guadet stimmten die allgemeine Meinung durch ihre feurige Deklamationen, und erhuben sich leicht über die wenigen Gemäßigten, welche behaupteten, daß das Betragen des Kaisers noch zu keiner Kriegserklärung berechtige, und daß es unter der Würde eines freien Volkes sey, die Ruhe von Europa zu stören, ohne eine wirkliche Beleidigung erlitten zu haben.

Das Ministerium, und besonders der durch seine Anhänglichkeit an die Konstitution von 1791. und an den König bekannte Minister Delessart, hielt der Mehrheit in der gesezgebenden Versammlung noch immer das Gegengewicht, und suchte durch seine Unterhandlungen mit dem Wiener Kabinet den Streit, ohne die Dazwischenkunft der

Waffen, zu schlichten. Das war aber ganz gegen die Anschläge der Jakobiner. Sie brachten es deshalb dahin, daß Delessart angeklagt, das ganze Ministerium verabschiedet, und dagegen wieder aufs neue mit lauter Leuten aus ihrer Mitte, oder nach ihrem Sinne besezt wurde. Von diesem Augenblicke an wirkten das Ministerium und die herrschende Parthie im Volkssenate zu Einem Zweke, und das erstre begann sogleich mit dem kaiserlichen Hofe auf eine solche Art zu sprechen, daß der Ausbruch des glimmenden Brennstoffes unvermeidlich ward. Dumouriez, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der von dieser Zeit an eine der glänzendsten Rollen spielte, aber plözlich wie ein feuriges Meteor wieder erlosch, war besonders geschäftig, diesen Ton einzuleiten, weil er den Krieg als den Weg zu der grossen politischen Wichtigkeit betrachtete, nach der sich sein kühner und stolzer Geist, im Bewußtseyn ausserordentlicher Talente, zu streben vorgesezt hatte. Auf seinen Befehl mußte der französische Gesandte Noailles in Wien eine bestimmte Erklärung von dem Nachfolger des Kaisers Leopold, der unterdessen in der besten Kraft des männlichen Alters plözlich gestorben war, über die streitigen Punkte fordern, und ihm geradezu eröfnen, daß, wenn diese Erklärung nicht nach den Wünschen des französischen Volks ausfalle, der Bruch entschieden sey. König Franz, der nicht geneigt war, von den Franzo-

sen Gesetze anzunehmen, beharrte unverrükt auf den Grundsätzen, die sein Vater behauptet hatte, und beantwortete (18 Merz) die Aufforderung des französischen Gesandten in einem Tone, der zwar seine Friedensliebe verrieth, aber auf keine Art die Besorgnisse der Franzosen vermindern konnte, und zugleich der Würde des mächtigsten Monarchen gemäß war. Das hatte Dumouriez mit den Jakobinern erwartet. Sie führten den König am 20. April in die gesezgebende Versammlung, liessen ihn hier den Krieg gegen den König von Ungarn vorschlagen, und fast einstimmig ward der Krieg von der Versammlung erklärt. „Der Wiener Hof, sagt das Dekret, hat, den Verträgen zuwider, ohne Aufhören den rebellischen Franzosen öffentlich seinen Schuz angedeihen lassen; er hat mehrere europäische Mächte zu einem Bündnisse gegen die Unabhängigkeit und Sicherheit der französischen Nation aufgefordert, und dasselbe wirklich errichtet; Franz II hat sich geweigert, diesem Bündnisse zu entsagen; er hat seine feindliche Zurüstungen auf den Gränzen fortgesezt und vermehrt; er hat die Souveränität der französischen Nation öffentlich angetastet und erklärt, die Forderungen der deutschen Fürsten, welche Besitzungen in Frankreich haben, und welchen doch die französische Nation zu allen Zeiten Entschädigung angeboten, unterstützen zu wollen; er hat sich bemüht, Spaltungen unter den französischen Bürgern zu erregen,

und sie zum Kriege gegen einander zu reizen, indem er in dem Bündnisse der europäischen Mächte, den Unzufriednen eine Unterstützung angeboten.„ — „Und nachdem, fährt das Dekret fort, die Nationalversammlung erklärt hat, daß das französische Volk seinen durch die Konstitution geheiligten Grundsätzen getreu, niemals einen Krieg zu unternehmen, in der Absicht Eroberungen zu machen, und niemals seine Macht gegen die Freiheit irgend *eines* Volkes zu gebrauchen, nur die Waffen *ergreift, um* seine Freiheit und Unabhängigkeit zu behaupten; daß der Krieg, den es zu führen gezwungen wird, kein Krieg von Nation gegen Nation, sondern die Vertheidigung eines freien Volks gegen den ungerechten Angrif eines Königes ist; daß die Franzosen niemals ihre Brüder mit ihren wirklichen Feinden verwechseln werden; daß sie nichts versäumen wollen, was dazu beitragen könnte, die Plagen des Krieges zu mildern, und das Eigenthum zu schonen und zu erhalten, um auf die Häupter Derjenigen allein, die sich gegen unsre Freiheit verschworen haben, all das Unglük zu bringen, welches im Kriege unvermeidlich ist; — — nachdem die Nationalversammlung über den förmlichen Vorschlag des Königes sich berathschlagt, und die Sache für dringend erklärt hat; so beschließt sie den Krieg, gegen den König von Ungarn und Böhmen.„

Vielleicht ward nie die Aufmerksamkeit aller

denkenden und nicht denkenden Menschen, in allen Ländern, so fest auf einen Punkt hingeheftet, als in diesem Augenblicke. Jedermann erwartete mit der grösten Theilnahme den Erfolg der Begebenheiten, die eben izt vorbereitet wurden, weil jedermann den grossen und weitgreifenden Einfluß derselben auf die künftige politische Lage der Menschheit voraus zu sehen glaubte. Diese schien ihre ganze Richtung von dem Streite zu erwarten, der sich zwischen der französischen Nation und den verbündeten Mächten erhaben hatte. Wird, so urtheilte man, die erstre überwunden, und wieder unter ihr altes Joch gespannt, so wird sich überall der Despotismus frecher erheben, als je, und alle Fürsten werden sich in der Verwaltung nach dem Grundsatze richten, daß man das Volk, um es zu beherrschen, unterdrücken müsse. Behaupten aber die Franzosen ihre Ansprüche, so wird ihr Beispiel den Königen Furcht, und den Völkern Muth einflösen, und so ganz Europa auf den Weg leiten, auf dem es allmählich zur Freiheit gelanget. — Diese sich so ganz von selbst darbietenden Urtheile, stellten diesen Krieg nicht als einen unbedeutenden Hader einiger Fürsten dar, dessen Ende nur über den Besiz einer kleinen oder grossen Strecke Landes entscheidet, sondern als ein eigentlich universalhistorisches Ereigniß, als eine Epoche in der Geschichte der Menschheit. Er erschien als ein Kampf des Despotismus gegen

die Freiheit, der Finsterniß gegen das Licht, — als ein Kampf, in dem man, wie in den Religionskriegen der Vorzeit, nicht um Sachen sondern um Meinungen kriege, und die Menschen zu unterjochen strebe, um über die Aeusserungen ihrer Ueberzeugungen gebieten zu können.

Wenn man aber die Stärke der streitenden Partheien gegen einander abwog, so schien ein so grosses Uebergewicht, auf derjenigen Seite zu seyn, der man die Vertheidigung des Despotismus und der Finsterniß Schuld gab, daß man beinahe allgemein hofte und fürchtete, sie dürfe nur ihre erste Kraft in Bewegung setzen, um das ganze Gebäude der französischen Demagogen mit einem male nieder zu stürzen. Zwar war hier von der Bezwingung einer aus 25 Millionen Menschen bestehenden Nation die Rede, deren Gränze mit einer fürchterlichen Kette von Festungen umfangen war, die sich von jeher durch grosse militärische Talente und Tapferkeit ausgezeichnet hatten, die überdieß in diesem Kriege nicht um einen ärmlichen Sold sondern um Hütte und Heerd stritt, und durch den feurigsten Enthusiasmus für die Sache der Freiheit belebt schien. Aber diese Nation war mit sich selbst uneins. Partheigeist und Eigennuz trennten die Gemüther, und raubten dem Ganzen seine Stärke. Eine achtungswürdige Volksmenge war mit den Neuerungen seiner Führer unzufrieden. Dem handelnden Theile fehl-

te es an Einheit, Ordnung, Subordination, und Mannszucht, und wie es damals schien, auch an tüchtigen Offizieren. Dagegen hatte es dieser mit Feinden zu thun, welche in Friedrichs und Josephs Schulen gebildet, in den Künsten des Kriegs lange geübt, durch erfahrne Feldherrn angeführt, und schon durch ihre Uebermacht furchtbar, ihm eine Kraft entgegen setzen konnten, die ihn zu zermalmen schien. Aber bald sahe man, wie leicht sich auch die scharfsichtigsten Beobachter täuschen, wenn sie Erfolge vorher sagen, die von dem Zusammenfluß einer sehr grossen Menge von Umständen abhängen. Der Zug gegen Frankreich war nicht, wie besonders die Ausgewanderten bei dem Ausbruche des Krieges versicherten, ein blosser Spatzirgang nach Paris. Man konnte das richtige Urtheil erst fällen, als man von demselben zurükgekommen war.

Zweites Buch.

Rüstungen. Plan der Franzosen. Gefechte bei Mons und Dornik. Lafayettes Operation. Lukners Zug nach Flandern. Preussens Manifest. Braunschweigs Zug nach Frankreich. Sein Manifest. Erklärung der Ausgewanderten. Anstalten der Franzosen. Suspension des Königs. Lafayettes Auswanderung. Eintritt der Verbündeten in Frankreich. Longwy und Verdun gehen über. Frankreich steht auf. Abschaffung des Königthums. Ereignisse in Champagne. Unterhandlungen. Rükzug aus Champagne. Grosse Noth bei der Preussischen Armee. Vergebliche Belagerung von Thionville und Lille. Eroberung von Savoien und Nizza. Custine's Zug am Rhein. Anstalten gegen Belgien. Schlacht bei Gemappe. Eroberung der Niederlande. Beurnonvilles Zug gegen Trier. Betragen der Franzosen in den eroberten Ländern.

Zweites Buch.

Feldzug im Jahr 1792.

Die Franzosen hatten dem Wiener Hofe den Krieg mit einer Raschheit erklärt, welche dieser um so weniger erwartet zu haben schien, je gewisser er wußte, daß die französischen Rüstungen noch höchst unvollendet wären. — Indessen fand ihn doch diese Kriegserklärung nicht ganz unvorbereitet. Gleich bei der ersten Wahrnehmung feindseliger Entwürfe hatte er seine Truppen ergänzt, und zum Theil in marschfertigen Stand gesezt. Die Besazungen im Breisgau wurden beträchtlich verstärkt, und in den Niederlanden die nöthigen Anstalten getroffen, um einen plözlichen Ueberfall abzuhalten. In Frankreich aber übte sich zu der nemlichen Zeit die ungeheure Anzahl der durch den Krieg entstandenen Nationalgarden unaufhörlich in den Waffen, überall und hauptsächlich an den Gränzen sah man lebhafte Zurüstungen, die Vestungen wurden in Vertheidigungsstand gesezt, Volontairbataillone errichtet, und eine grosse Macht streitbarer Männer zog sich allmälig der Ost- und Nordgränze des Landes zu, welche in dem Kampfe, den man zu beginnen entschlossen war, die Linien des Angrifs und die Gegenwehr seyn mußten, aber noch waren entweder gar keine, oder wenigstens nicht hinlängliche Magazine errichtet, noch fehlte

es an so vielem, was zu einem Offensivkriege nothwendig erfordert wird, daß der Krieg selbst bei allem Willen nicht vor 4 bis 6 Wochen eröffnet werden zu können schien.

Der Operationsplan, den man inzwischen zu Paris entworfen hatte, war hauptsächlich darauf angelegt, daß der Krieg von der französischen Gränze entfernt, und sogleich in das Land des Feindes gespielt werde. Um dem leztern den Eingang in die *Departemente* des Oberrhein und des Doub (das *ehemalige* Oberelsaß und die Grafschaft Burgund) zu verwehren, die seine in dem Breisgau stehenden Truppen und eine kleine von diesen im Brundruttischen stehende Abtheilung zu bedrohen schienen, sollte Marschall Lukner die Gebürgspässe in dem Bisthum Basel besezen; Rochambeau und LaFayette aber sollten mit ihren Armeen von verschiedenen Seiten her in die österreichischen Niederlande einbrechen, die darinn liegenden Truppen gefangen nehmen oder vertreiben, und sich dieses Landes und der vesten Pläze derselben bemächtigen, ehe noch von den so weit entfernten andern österreichischen Staaten Unterstüzung herbeikommen könnte. Diese Unternehmung hielt man für desto leichter und entscheidender, je mehr man von dem in diesen Provinzen herrschenden Geiste eine nicht nur allgemeine — sondern sogar thätige Anhänglichkeit an die Sache der Franzosen erwarten zu dürfen glaubte. — Du-

mouriez war Urheber dieses Plans, und betrieb mit der ihm eignen Thätigkeit alles, was zur schleunigsten Ausführung, von welcher allein das vollkommenste Gelingen abzuhängen schien, nur irgend beitragen konnte.

Unmittelbar nach der Zurükkunft aus einem in Paris gehaltenen Kriegsrathe (22. April) hatte Rochambeau seiner Armee befolen, drei Lager zu beziehen, das eine bei Maubeuge, das andere und stärkste bei Valenciennes, das dritte und schwächste bei Dünkirchen, Punkte, von welchen aus der Eingang in die Provinzen Flandern und Hennegau statt finden sollte, aber noch ehe die hiezu nöthigen Zurüstungen geschehen konnten, kam schon der Befehl zum wirklichen Angriff. — Die Ausführung der ersten Unternehmungen auf dieser Seite übertrug Dumouriez unmittelbar einigen untergeordneten Generalen von der Armee des Marschalls Rochambeau, weil ihm dieser wegen seines hohen Alters und seiner laut geäusserten Meinung gegen einen Offensivkrieg nicht dazu tauglich schien.

Diesemnach brach Generallieutenant Biron am 25 April mit 10,000 Mann aus der Gegend von Valenciennes auf, marschirte auf der Strasse nach Mons vorwärts, warf die österreichischen Vorposten zurük, und kam endlich bis auf einige Stunden dieser Stadt nah, aber hinter dem

Dorfe Bossut sties er gegen alle seine Erwartung auf eine ziemliche feindliche Macht (von etwa 4 bis 5000 Mann) welche angeführt von dem alten tapfern Beaulieu auf dem Rüken der nahen Anhöhen in einer vortreflichen Stellung zu seinem Empfang bereit stand. Dieser überraschende Anblik brachte Biron nicht aus seiner Fassung. Er schikte zu Rochambeau um Hülfe, und nach verschiedenen kleinen nichts entscheidenden Gefechten, wobei sich indessen das 2te Bataillon Pariser Freiwilligen auszeichnete, beschlos er, die Nacht dem Feinde gegenüber zu bleiben. Aber die Hülfe kam nicht, die Oestreicher erhielten Verstärkung, und er sah sich genöthigt, allmälig zurük zu weichen. Nachts um 10 Uhr hörte er, daß sich das Dragoner-Regiment der Königin zu Pferde seze, und über Verrätherei schreiend feige und treulos das Lager verlasse. Während dem er nun demselben nacheilte, und es mit vieler Mühe zurük brachte, breitete sich unter den übrigen Truppen plözlich der Lärm aus, der General selbst sei zum Feinde übergegangen. Zwar widerlegte Biron dieses Gerücht bald durch seine Gegenwart, aber das ganze Korps war schon in der grösten Bewegung. „Wir sind verlohren, wir sind an die Schlachtbank geliefert" riefen tausend Stimmen aus allen Reihen! — Kaum war die Ruhe im Lager wieder hergestellt, so beschlos Biron unverweilt noch einen Versuch zu machen, ob er die Oestreicher nicht aus ihrer vor-

theilhaften Stellung verdringen könne. Morgens 3 Uhr grif er lebhaft an. Aber es entstanden unter den bereits mit Mistrauen und Schreken erfüllten Schaaren neue Misverständnisse, sie feuerten in der Verwirrung selbst aufeinander, die Oestreicher bemerkten es, drangen nun selbst mit Lebhaftigkeit vor, und es blieb den Franzosen nichts übrig, als sich in aller Eile nach Valenciennes zurük zu ziehen, nachdem sie 4 bis 500 Mann verloren, und nebst 5 Kanonen auch den grösten Theil ihrer Bagage und ihres Lagergeräthes zurükgelassen hatten. — Eine schöne Anekdote darf hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Sie beweißt, was noch von den Franzosen zu erwarten war:

Ein französischer Grenadier fiel an der Seite des General Alex. Beauharnois *) schwer verwundet nieder. „Tödten Sie mich vollends, General, rief er ihm zu, daß ich die Schande dieses Tages nicht sehe. Sie sehen, ich sterbe auf meinem Posten neben meinem Gewehr, mit dem lebhaftesten Bedauren, daß ich es nicht mehr gebrauchen kann."

Noch unglüklicher war die Unternehmung des

*) Ebenderselbe, der im Jahr 1793 die Rheinarmee kommandirte, und der nachher in Paris guillotinirt wurde. Seine Wittwe ist jezt Gemalin des berühmten Buonaparte.

Marschalls de Camp *) Theobald Dillon, welcher am Abend des 28 Aprils mit einem Korps von 4 bis 5000 Mann größtentheils Reuterei von Lille (Ryssel) ausgerükt, uud den Weg nach Dornik (Tournay) genommen hatte. Ungefähr anderthalb Stunden von dieser Stadt wurde er von einigen 1000 Mann Oestreichern unter dem Befehl des Generals d'Happoncourt ganz unvermuthet von vornen und auf der Flanke angegriffen. Schon nach den ersten Kanonenschüssen ergrif ein Theil der französischen Reuterei die Flucht, und ritt einen grossen Theil ihrer eigenen Infanterie über den Haufen. Diesem Beispiel folgte bald die übrige Reuterei. Der General that alles, um sie aufzuhalten, aber im gestrekten Gallopp flohen sie unter dem Geschrei: „Verrätherei," nach Lille zurük, wohin sie die Sieger bis nahe an die Vestungswerke verfolgten. Sie hatten ausser ihrer ganzen Bagage noch 4 Kanonen verloren. Der lezte, der nach Lille kam, war der durch die Schande seiner Soldaten tiefgebeugte Dillon. „Ha, zürnten sie, nun kommt der Verräther!" Wüthend rissen sie ihn aus seiner Kalesche, schossen und stachen nach ihm, hieben ihn in Stüke, warfen seinen Körper in ein auf dem Markte angeschürtes

*) Ein Grad, der nach der alten französischen Militär-Einrichtung mit dem eines deutschen General-Majors gleich ist.

Feuer, und tanzten um dasselbe her. Auch Berthois, der Kommandant der Artillerie, ein eidscheuer Priester und 6 Kriegsgefangene von den tyroler Scharfschüzen wurden in derselben Wuth von diesen Ungeheuern, zu welchen sich noch der niedrigste Pöbel gesellt hatte, ermordet. Chaumont, der Adjutant des Generals, wurde gefährlich verwundet, und gleichsam nur durch ein Wunder gerettet.

Glüklicher hatte der Kommandant von Dünkirchen, General d'Elbecq, seinen Auftrag vollzogen. Er war mit dem dritten Korps von 1200 Mann bis Furnes vorgerükt, ohne einen Feind anzutreffen, aber die Nachricht von dem Unglük der beiden andern Korps nöthigte ihn, sich mit seinen Truppen wieder zurükzuziehen.

Während dem dies vorgieng, war la Fayette mit seiner Armee am 26 April von Mez und der Gegend aufgebrochen, und am 30sten in Givet angekommen, um kraft der Befehle, welche er erhalten hatte, die Verbindung zwischen Luxemburg und der Grafschaft Namur abzuschneiden, und in die leztere einzufallen. In 5 Tagen hatte er mit einem Theil seiner Truppen und mit der Artillerie einen Weg von 60 Stunden zurükgelegt. — Am Tage nach seiner Ankunft in Givet erfuhr er die Unfälle der beiden Korps von der Armee des Marschalls Rochambeau, und er blieb nun in seiner Stellung, weil eine weitere Bewegung unter

diesen Umständen nicht nur unnüz, sondern sogar gefährlich gewesen wäre.

So war nun der erste grosse Entwurf der Franzosen ganz mislungen, ihre Truppen hatten eine Feigheit, hauptsächlich aber eine Unbotmäsigkeit bewiesen, die allen guten fr. Patrioten bange machten. Rochambeau, voll Erbitterung über die seiner Armee ohne seine Schuld wiederfahrne Schande, legte seine Stelle nieder, andere Generale und Offiziere, müde die Befehlshaber eines so wilden Haufens zu seyn, thaten das Gleiche. — Die Hofnung, die Niederländer gegen ihren Monarchen empört zu sehen, war nicht in Erfüllung gegangen, auch nicht einen österreichischen Deserteur hatte man seit dem Anfange des Kriegs bei den Franzosen gesehen.

Diese Nachtheile waren in ganz keinem Verhältniß mit dem Vortheil, den der unter Lukner dienende General Custine durch die Besezung der Pässe im Brundruttischen erhalten hatte. Die Oestreicher hatten sie freiwillig verlassen, und waren zu den ihrigen ins Breisgau zurükgezogen.

La Fayette suchte indessen die Unglüksfälle seiner Kollegen mit der ihm eignen durch Erfahrung gebildeten Klugheit zu vermeiden. Fast täglich führte er seine Truppen in kleine Gefechte, er gewöhnte sie dadurch an den Anblik des Feindes und der Gefahr, er lehrte sie Ordnung, Gehorsam und Ausharrung, er übte sie unaufhörlich in den Kün-

sten des Kriegs, und gründete dadurch in ihnen Zuversicht auf sich selbst und auf ihren Anführer. Er gab die strengsten Befehle zur Aufrechthaltung der Disziplin und zur Verhinderung der Plünderung in Feindes Land. Die guten Wirkungen dieser Maasregeln wurden auch bald sichtbar. Als sein etwa 4000 Mann starker Vortrab, der unter dem Befehl des Marschalls de Camp Gouvion einige Meilen voraus postirt war, am 23 Mai von dem General Sztarray bei Florenne mit einer überwiegenden Macht angegriffen wurde, hielten seine Truppen den Angrif nicht nur mit der grösten Unerschrokenheit aus, sondern sie machten selbst mehrere wiederholte Angriffe und zogen sich endlich nach einem 4stündigen Gefecht, nachdem sie schon 3 Kanonen verloren hatten, und von ihren überlegenen Feinden heftig gedrängt wurden, in aller Ordnung nach Philippeville zurük; sobald auch die Oestreicher ihren Lagerplaz wieder verlassen hatten, rükten sie wieder dahin vor. Eben so gut betrugen sie sich in dem Gefechte bei Grisouelle am 11 Jun. Zwar stuzten sie, als Gouvion, gleich schäzbar als Offizier und als Mensch, durch einen Kanonenschuß das Leben verlor, und zogen sich vor der weit stärkern Anzahl ihrer Feinde nach Maubeuge zurük, aber sobald la Fayette mit Verstärkungen ankam, und sich an die Spize stellte, drangen sie mit gestärktem Muth wieder vor, und rükten weit über ihre vorige Stellung hinaus.

Der Marschall Lukner, der nach Rochambeaus Abtritte, das Kommando der Armee in Flandern erhalten hatte, rüstete sich sogleich nach seiner Ankunft zu einem Einfalle in das östreichische Gebiet. Er brach (17 Jun.) aus seinem Lager bei Lille auf, vertrieb die Oestreicher von Menin und Warwik, vereinigte sich mit dem General d'Elbecq, schlug den Feind aus seinen Verschanzungen bei Wewelghem hinaus, und bemächtigte sich der Stadt Kourtray. Zwar zwangen ihn der Mangel der versprochenen Unterstüzung und die Anstalten des Generals Klairfaye, der seit kurzem das Kommando der Niederländischen Armee übernommen hatte, seine Eroberungen bald wieder zu verlassen; aber er hatte doch durch diese Unternehmung die Vortheile gewonnen, daß der Muth und die Zucht seiner Truppen in einem günstigern Lichte erschienen, und ihr Sinn für die Ehre des Sieges gestärkt wurde. Nur zeigte sich auch diesmal wieder keine grosse Bereitwilligkeit bei den Niederländern, sich für die Franzosen zu erklären, und es stand zu erwarten, daß ihr Vertrauen auf die Menschlichkeit dieser Nation um sehr viel durch die Barbarei geschwächt werden mußte, womit der General Jarry, vor seinem Abzuge, die Vorstädte von Courtray, aus einem nichtigen Grunde, hatte abbrennen lassen. Lukner und die Nationalversamm-

lung selbst äusserten ihren Unwillen laut über diese schändliche That.

Während sich diese Begebenheiten in den Niederlanden zutrugen, sezten sich nicht nur eine Menge Streiter in Böhmen, Ungarn, und in der Nähe der Türkei, sondern auch an den Ufern der Spree und der Oder, in Bewegung, um gegen die Ostgränze von Frankreich herzuströmen. Denn so bald dem Könige von Ungarn der Krieg angekündiget war, erklärte der König von Preussen in einem Manifeste (Berlin, 24 Jul.) „daß er sich durch die gewaltsamen „Entschlüsse, welche die herrschende Parthei in „Frankreich genommen habe, gezwungen sehe, „kriegerische Maasregeln zu ergreifen; die Bande „eines engen Vertheidigungsbündnisses mit dem „Könige von Ungarn, fuhr das Manifest fort, „und die Eingriffe der Nationalversammlung in „die Verfassung des deutschen Reiches, legen ihm „die Verpflichtung auf, seinen Bundsgenossen „bei einem ihm ganz ungerecht angekündigten Kriege zu vertheidigen, und für die Rechte seiner „deutschen Mitstände zu streiten. Er ergreife die „Waffen, um den Beleidigten Genugthuung zu „verschaffen, die Ausbreitung des Schwendelgeistes „der Zügellosigkeit zu hemmen, der Anarchie in „Frankreich ein Ende zu machen, und in diesem „Lande die gesezliche Macht, nach den wesentlichen

„Grundsäzen einer monarchischen Regierungsform, „wieder herzustellen.“

Auf diese Weise strömten grosse feindliche Heere, am Ende des Heumonats, am Rheine zusammen. Die österreichische Armee längst diesem Fluß schäzte man auf 60,000 Mann; die preussische betrug, in 45 Bataillons und 70 Eskadrons eine Zahl von 52,000 Mann. Mit ihnen vereinigte sich der Landgraf von Hessen, an der Spize von 6000 Mann, und das Heer der Ausgewanderten, welches wenigstens 18,000 Mann stark war. Um Einheit und Nachdruk in die Wirkungen dieser grossen Macht zu bringen, wurde der Oberbefehl über dieselbe dem Herzoge von Braunschweig aufgetragen, welchen damals die allgemeine Meinung für den ersten Feldherrn von ganz Europa erklärte, und man sahe auf diese Weise die gedoppelt auffallende Erscheinung, daß Oestreicher und Preussen dem Winke eines Heerführers folgten, und daß derselbe General, der kurz zuvor in dem Namen des Königes von Frankreich gebeten worden war, seine Armee zu kommandiren, nun an der Spize einer andern herbei kam, um dieselbe zu schlagen. Der König von Preussen befand sich selbst mit seinen zwei ältesten Prinzen bei der Armee. Er kam zu Mainz mit dem jungen Könige von Ungarn zusammen, welcher am 14 Jul. zu Frankfurt am Main, die deutsche Kaiserkrone empfangen hatte.

Der Entwurf, den die Verbündeten miteinander verabredet hatten, zielte darauf ab, auf dem kürzesten Wege, und so schnell als möglich, in das Herz von Frankreich einzudringen, Paris, die Wiege und die Pflegerin der Revoluzion, zu überfallen, und so, durch die Gewalt und den Schreken ihrer Waffen, die französischen Heere zu zerstreuen, die Partheihäupter zu bestrafen, und ihre Anhänger zu zähmen. Zwar bot die Ausführung dieses Entwurfes, schon bei dem ersten Anblike, sehr viele Schwierigkeiten dar; aber die Ausgewanderten wußten diese so leicht zu beseitigen, oder, durch die Vorstellung von ihren Einverständnissen bei der Armee, bei dem Volke und in den Vestungen, zu vermindern, daß man ihn, unter diesen Umständen, gerade für den zwekmässigsten hielt. Während der Fürst von Hohenlohe von der Nordgränze des Elsasses gegen Thionville und Mez anmarschirte, und Clairfaye aus dem Luxenburgischen vordrang, rükte der Herzog von Braunschweig, in ihrer Mitte, an der Mosel herauf, und richtete seinen Zug gegen die nördliche Spize von Lothringen, wo sich der nächste Weg nach Paris öfnet. — Man glaubte seiner Sache schon so gewiß zu seyn, daß man auch nicht die geringsten Magazine anlegte, und ganz keine Vorsichts-Maasregeln traf, im Fall man wieder zurükzukehren gezwungen würde.

Ehe dieser Feldherr noch mit der preussischen Armee von Koblenz aufgebrochen war, hatte man das berüchtigte Manifest an die französische Nation bekannt gemacht, das die Minister der kriegführenden Mächte miteinander in Mainz verfertigt, und wozu der Herzog nur seinen Namen gegeben hatte. Es wurden darinn dieselben Gründe für den Krieg angeführt, die man schon aus der preussischen Kriegserklärung kennte, und man verwahrte sich darinn ausdrüklich gegen alle Eroberungsabsichten. Zugleich lud man nicht nur das Volk und die bewafnete Macht in Frankreich zur Unterwürfigkeit und zur Rükkehr zur alten Verfassung ein, sondern man befahl ihnen auch, in dem gebieterischsten Tone, gleich als wären sie schon bezwungen, sich augenbliklich ihrem Könige zu Füssen zu legen. Man machte die obrigkeitlichen Personen mit ihren Köpfen und Gütern, für alle Verbrechen verantwortlich, die, ohne daß sie solche zu hindern suchten, noch begangen werden könnten. Man erklärte alle Verordnungen für ungültig, die der König nicht in dem Zustande der vollkommensten Freiheit bekräftiget hätte. Man drohte, die Stadt Paris, bei der mindesten Mißhandlung, die der königlichen Familie noch wiederfahren könnte, in einen Aschenhaufen zu verwandeln, und die Empörer mit allen verdienten Martern zu bestrafen. Endlich versprach man den Einwohnern dieser Stadt, daß, wenn sie der Auf-

forderung Folge leisten, der Kaiser und der König von Preussen alles aufbieten werden, Ludwig XVI. zu bestimmen, daß er ihnen ihre bisherigen Verirrungen verzeihe.

In einem mildern, aber nicht weniger zuversichtlichen Tone, war die Erklärung abgefaßt, welche die ausgewanderten Prinzen, von Trier aus, vor sich hersandten. Nach einer sehr deklamatorischen Schilderung von den Verbrechen, welche die Partheihäupter seit dem Laufe der Revolution verübt, und von dem Elende, in das sie Frankreich gestürzt haben sollen, ermunterten sie die Armee und das Volk durch Verheissungen und Drohungen, die Rotte der Empörer zu verlassen, und der guten Sache der Monarchie anzuhangen. Sie gaben ihrer Aufforderung, nach ihrer bekannten Weise, ein sehr andächtiges Ende, und erregten dadurch bei dem Volke, an das dieselbe ergangen war, Spott und Lachen, während Braunschweigs trozige Sprache Bitterkeit, Groll, und Wuth hervorbringen mußte.

Der kriegerische Enthusiasmus, der die ganze französische Nation bei der Annäherung der Feinde ergrif, bewies, daß sich dieselbe nicht durch Manifeste bezwingen lasse. Man hatte die kaum gekostete Freiheit so süß gefunden, daß man bereit war, alles für sie zu wagen. Greise ermunterten die um sie versammelte Jugend, Aeltern ihre Kinder, Mädchen ihre Liebhaber — zum Kampfe für's

Vaterland. Allenthalben tönten Waffengeklirre, Trommelschlag und Kriegsgesänge durcheinander. Unaufhörlich priesen die Redner in den Volksgesellschaften, die obrigkeitlichen Personen auf den Rathhäusern, die Priester in den Tempeln, und die Schauspieler auf den Theatern, die Ehre des Sieges und den Tod für die Freiheit, und in dem Senate der Nation schwur man, lieber zu sterben, als nur den kleinsten Vortheil aufzuopfern, den man in dem Kampfe gegen den Despotismus errungen hatte. Fünfmal hunderttausend Franzosen traten unter die Waffen, und da es für diese Menge an Schießgewehren gebrach, so ergrif man Piken und Akerwerkzeuge. Man sorgte für die Sicherheit der Vestungen, und forderte die patriotischen Bürger auf, sich in den Lagern an der Gränze zu versammeln, welche bei Landau Biron und Kellermann, bei Mez Lukner, bei Sedan la Fayette, und bei Maulde Dumouriez, der unterdessen von der diplomatischen Laufbahn zur militärischen übergetreten war, bezogen hatten. Aber der Feind verachtete eine unförmliche Volksmasse, welche, ungeübt in den Künsten des Krieges und in den Tugenden des Soldaten, mit Mistrauen gegen ihre Vorgesezte erfüllt schien, und an allen Bedürfnissen Mangel litt. Dazu herrschte in dem Innern ihres Staates die drohendste Spannung entgegenwirkender Kräfte, und eine an Anarchie grän-

zende Unordnung und Pöbelsgewalt. Denn eben in dem Augenblike, in dem die Verbündeten ihren Fuß auf die französische Gränze sezten, ward Frankreich durch die heftigste politische Explosion, welche man bis dahin im ganzen Laufe der Staatsumwälzung gesehen hatte, erschüttert.

Die Partei der Jakobiner, welche damals schon eine entscheidende Ueberlegenheit über alle andere errungen hatte, verfolgte ihre grossen herrschsüchtigen Entwürfe mit Kühnheit und Glük, sie ließ keine Gelegenheit unbenüzt, um durch die Wuth des Pariser Pöbels, der in ihrem Solde stand, ihre Gegner in Betäubung und Schreken zu sezen. Der König hatte, im Anfange des Brachmonats, ihren Zorn durch einige Schritte gereizt, die, ob sie gleich der Konstitution nichtsweniger als entgegen waren, doch einen neuen Schein der verrätherischen Plane abgeben konnten, die sie ihm aufbürdeten. Er dankte auf einmal das ganze jakobinische Ministerium ab, das man ihm, wider seinen Willen, aufgedrungen hatte, und verweigerte zwei, von dieser Parthei durchgesezten Dekreten der Nationalversammlung, welche die Verbannung der eidscheuen Priester und die Errichtung eines Lagers von 20,000 Mann bei Paris betrafen, seine Bestätigung. „Da haben wir die Gewalt des Veto! da erscheint sie mit einem Male ohne Larve, die Verrätherei, die der Freiheit längst das Messer an die Kehle hält!" —

lärm=

lärmten die Jakobiner. Durch sie aufgehezt, gerieth der Pöbel in Wuth. Ein fürchterliches Gesindel drang (20. Jun.) zuerst in die Nationalversammlung, und von da in die Thuillerieen; es vermehrte sich auf seinem Zuge bis auf 40,000 Köpfe. Einer der Sprecher und Anführer war der berüchtigte Bierbrauer Santerre. *) Es stürmte in die Zimmer des Königes hinein, und forderte rasend, indem es den verlassenen Fürsten mit Drohungen und Beschimpfungen überhäufte, die Genehmigung beider Dekrete. Aber Ludwig blieb standhaft. Lange war er in dem schröklichsten Gedränge, keine Minute seines Lebens sicher, bis endlich der Maire Pethion herbei kam, und durch sein Ansehen und seine Vorstellungen den Pallast säuberte. Alle guten Menschen in ganz Frankreich verabscheuten diesen schändlichen Auftritt. Nur die Jakobiner bedauerten es, daß er nicht ganz zu Ende gespielt worden war, und beschlossen, ihn möglichst bald zu wiederholen.

Auf ihr Anstiften mußte der Pariser Pöbel, und viele von den Nationalgarden, welche in beträchtlicher Zahl aus vielen Departementen allmählich zu dem, gegen den Willen der vollziehenden

*) Derselbe, welcher bald nachher General-Kommandant der Pariser National-Garde wurde, und als solcher bei der Hinrichtung des Königs gegenwärtig war.

Macht bei Paris zu errichtenden Lager ankamen, besonders die Marseiller und Bretagner, geradezu und mit Troz von der Nationalversammlung fordern, daß sie die Frage, ob der König abgeschaft werden müßte? untersuchen solle. Die Sache zog sich aber in die Länge, da die Parthei der Rasenden in dem Volkssenate noch ein zu grosses Gegengewicht hatte. Man beschloß deshalb, das, was auf dem Wege der Ordnung nicht zu erwerben stand, auf dem Wege der Empörung und der Gewalt zu erzwingen. Mit dem Anbruche des 10. Augusts tönte, in der ungeheuern Stadt, der Schall der Sturmgloken, der Lärmtrommeln, und der Allarm = Kanonen fürchterlich zusammen, und — alles gerieth in Bewegung. Dreissig bis vierzig tausend bewafnete Menschen, Wuth und Tod im Gesichte, wogten gegen die Burg des Königes her, um sie, wie eine feindliche Vestung, zu erstürmen. Die Schweizergarde hatte sich hier versammelt, um den unglüklichen Fürsten zu schüzen. Es begann ein fürchterliches Gefecht, welches sich damit endigte, daß die verhältnißmässig kleine Anzahl der treuen Vertheidiger des Königes zerstreut, verfolgt, und niedergewürgt wurde; der wüthende Haufen drang in das Schloß; alles, was er fand, fiel unter seinen Piken und Dolchen; kein Alter, kein Geschlecht ward verschont; haufenweise lagen die Leichname aufeinander; alles Geräthe und alle Kostbarkeiten

wurden geraubt und zerstört; man bestürmte die Häuser bekannter Königsfreunde; das Morden dauerte den folgenden Tag noch fort.

Ludwig hatte sich während dieses Gefechts, mit seiner Familie, in das Schloß der Nationalversammlung geflüchtet. Zwar rettete er dadurch sein Leben, aber er mußte Zeuge einer Berathschlagung seyn, deren Resultat war: daß die königliche Gewalt so lange aufgehoben sei, bis eine Nationalkonvention, deren erste Sizung auf den 20. September bestimmt war, zusammentrete, um über dieselbe zu entscheiden. Bis dahin, fuhr das Dekret fort, sollte Ludwig, mit seiner Familie, als Geisel gelten, und sich mit einem Einkommen von 500,000 Livres begnügen. Man schikte sogleich Eilboten und Kommissarien an die Armeen und in die Departemente ab, um sie von diesem Siege der Jakobiner zu benachrichtigen, und der unglükliche König ward mit den Seinigen in das Tempelgebäude eingekerkert.

Aller Augen waren damals auf la Fayette gerichtet, der in dem Lager bei Sedan stand, um Clairfay's Schaaren den Einbruch nach Frankreich zu wehren. Dieser grosse, edle Mann, der bei dem Kampfe der Nordamerikaner für ihre Unabhängigkeit, Freiheitsliebe und Eifer für die Rechte der Menschheit tief in seinen Karakter

gepflanzt, der in einem jugendlichen Alter die Kunst und die Vestigkeit eines grauen Kriegers bewiesen hatte, war lange der Abgott des französischen Volks gewesen, denn Niemand hatte mit so viel redlicher Uneigennüzigkeit für das Vaterland gehandelt, Niemand hatte so umfassend und ausgebreitet gewirkt, Niemand hatte die Ausartungen der Revolution so weise beschränkt, als er. Aber er haßte die Plane der Jakobiner, überzeugt von der Güte der durch die konstituirende Nationalversammlung entworfenen Verfassung, und geleitet durch persönliche Anhänglichkeit an die königliche Familie, waren ihm Ludwigs Rechte eben so heilig, als die Rechte des Volks, und er hielt die Einen von den Andern unzertrennlich. Noch wenige Tage zuvor hatte er deutliche Beweise von dieser Gesinnung gegeben. Als der König das jakobinische Ministerium abgedankt hatte, erklärte er seinen Beifall laut und nachdrüklich; und nach den schändlichen Auftritten vom 20. Jun. kam er selbst nach Paris, und forderte Strafe für die Verbrechen dieses Tages. Zwar tobte die Gegenparthei unaufhörlich gegen ihn in der Nationalversammlung, und noch mehr im Jakobinerklub; aber, gedekt von dem Schilde seiner Rechtschaffenheit, blieb er, bei allen ihren Angriffen, unverlezt.

Der Eindruk ist leicht zu berechnen, den die Suspension des Königs auf diesen wichtigen Mann

machen mußte. So bald er von den Ereignissen in Paris Nachricht erhalten hatte, so ertheilte er, entrüstet über diese Verlezung der Konstitution, dem Bürgerrathe von Sedan den Befehl, die Kommissarien der Nationalversammlung, welche zu seiner Armee abgeordnet waren, in Verhaft zu nehmen; was auch in dem Augenblike ihrer Ankunft geschah. Darauf ließ er sein Heer ausrüken, schilderte mit den lebhaftesten Farben den Soldaten die Verbrechen der Jakobiner, erinnerte sie an den Eid, den sie für die Konstitution geschworen hatten, foderte sie auf, diesen Eid zu wiederholen, und ermunterte sie, ihm nachzufolgen, um die Frevler zu bestrafen, welche die Nation ihres Hauptes beraubt, und die Nationalversammlung zu einer Sklavinn gemacht hätten. Schon hatten ein paar Bataillone Linientruppen geschworen, schon schien alles gewonnen, als ein Bataillon Nationalgarden, an das die Reihe zum Schwören kam, sich standhaft weigerte, mit dem Eifer ihres Generals einzutönen, und ihm in einem Vorschlage zu gehorchen, der den Zunder eines schreklichen bürgerlichen Krieges enthielt. Eine allgemeine Gährung verbreitete sich nun plözlich unter der Armee; Niemand wollte mehr schwören. Die Jakobiner in Sedan bemühten sich, mit der größten Geschäftigkeit, die Gemüther immer mehr zu erhizen; die Linien-

truppen, welche schon geschworen hatten, nahmen ihren Eid zurük, und traten zum grossen Haufen über; wollte la Fayette nicht in die Hände seiner wütenden Feinde fallen, so blieb ihm kein anderes Rettungsmittel übrig, als eine schleunige Flucht. Er begab sich, unter dem Vorwande die Vorposten zu visitiren, nach Bouillon, und verließ auf diesem Wege ein Land, dem er, bei seiner Denkungsart, nicht mehr nüzlich seyn konnte. Sein ganzer Generalstab, aus 22 Offizieren bestehend, folgte ihm nach. Die Flüchtlinge waren gesonnen, sich nach Holland zu wenden, und von da nach Amerika überzugehen. Aber unweit Rochefort, im Lüttichischen, wurden sie von einer kaiserlichen Feldwache, welche der Graf von Harnoncourt kommandirte, angehalten, und in Verhaft genommen. Einige von ihnen erhielten die Freiheit sogleich wieder; hingegen la Fayette wurde, nebst einigen seiner angesehensten Begleiter, (Bureau de Puzy, Latour Maubourg, und Alexander Lameth) so sehr er sich auch auf das Völkerrecht berief, vermöge dessen ein General, der seine Stelle niedergelegt hat, zumal auf einem neutralen Gebiete, nicht gefangen genommen werden kann, in die Zitadelle nach Antwerpen abgeführt. Von da brachte man ihn nach Wesel, dann nach Magdeburg, und nach dem Frieden von Basel wurde er sogar den Oesterreichern übergeben, wel=

che den beklagenswerthen Mann zu Ollmüz in einer harten Gefangenschaft schmachten liessen, aus der er erst im Laufe des 1797ger Jahres, durch die Verwendung des Generals Buonaparte, befreit worden ist.

Bei den übrigen Armeen zeigten die Generale gegen die Suspension des Königes weniger Widerstand; nur war dies bei den meisten blose Verstellung, und ein Werk der Noth. Arthur Dillon, erst ganz mit la Fayette einverstanden, schwur doch, sobald er den Plan seines Freundes mißlungen sah, den neuen Eid. Freilich konnte er damit dem Mißtrauen, das seine ersten Schritte erregt hatte, nicht mehr entgehen, und dieses entschied auch sogleich für seine Suspension. Dumouriez wußte diese Gelegenheit besser für seine Absichten zu nüzen. Er hatte die Aufforderung Dillons, sich an la Fayette anzuschliessen, mit Verachtung abgewiesen, und der Nationalversammlung seinen Beifall schon vor der Ankunft ihrer Abgeordneten bezeugt. Dafür aber erhielt er nun den Oberbefehl über die beiden Armeen, an deren Spize die besagten Generale gestanden waren, und erreichte so durch einen Sprung die ganze politische Wichtigkeit, nach der er so gierig gestrebt hatte. Lukner wurde, weil man kein Zutrauen zu ihm hatte, ausser Thätigkeit gesezt. Aber die Liebe, womit die Armee an dem grauen

Marschall hieng, und der Mangel an tüchtigen Heerführern, zwangen die Häupter der Nation, dem so eben abgesezten Feldherrn, den Titel eines Generalissimus über die sämtlichen französischen Truppen zu geben. Dann wurde er nach Chalons geschikt, um, wie man sagte, von dort aus die gegen die Deutschen kämpfenden Heere zu lenken, und dort die neuankommenden Truppen zu organisiren, aber er hatte da auch nicht den geringsten Einflus mehr auf das Kommando der Armeen. — Dillon erschmeichelte sich die Erlaubniß wieder, unter Dumouriez zu dienen.

Während das Innere von Frankreich durch so schrekliche Ausbrüche von Parthei = Geist und Schwärmerei zerfleischt ward, zog das grosse Heer des Herzogs von Braunschweig, wie ein schweres Gewittergewölke gegen dieses Land einher, und schon am zweiten Tage nach den Mordscenen in Paris, rükte der preussische Vortrab über seine Gränze. Dieser bemächtigte sich sogleich der beiden Städtchen Sirk und Rodemachern, und des über dem erstern gelegenen festen Bergschlosses, warf die Vorposten des verschanzten Lagers zwischen Montmedi und Longwy zurük, zwang die Feinde, dasselbe zu verlassen, und bewirkte so in der Nähe von Longwy die Vereinigung mit dem Grafen von Clairfaye, der sein Heer über Arlon hergeführt hatte.

Diese Vestung, deren Besiz für die Operationen der Verbündeten äusserst wichtig war, hatte zwar Ueberflus an Bedürfnissen aller Art, und eine aus dritthalb tausend Mann bestehende Besazung. Aber es fehlte der leztern an Muth; die Werke waren äusserst vernachlässiget; der Wall hatte beinahe keine Brustwehr mehr, und an vielen Orten war die Kontrescarpe eingefallen. Unter diesen Umständen konnte die Eroberung nicht sehr schwer seyn. Ohne Batterien zu bauen, oder Paralellen zu ziehen, ward die Vestung aus dem freien Felde beschossen. Das Bombardement, welches der preussische Obrist von Tempelhof angeordnet hatte, that anfänglich wenig Wirkung, und wurde von den Belagerten lebhaft erwiedert. Aber am 22. August fielen über 300 Bomben und Haubizen auf die Stadt, die Häuser geriethen in Brand, und die bestürzten Einwohner drangen mit Ungestümm in den Kommandanten Lavergne, sie zu retten. Schon war die Zubereitung zu einem noch heftigern Feuer auf den folgenden Tag gemacht. Aber an diesem Tage ward die Stadt übergeben. Unter der Bedingung, nicht mehr gegen die Verbündeten zu dienen, ward der Besazung der freie Abzug bewilliget. Der ansehnliche Kriegs- und Mundvorrath, den die Abziehenden zurük liessen, ward eine Beute der Eroberer.

Aber nicht lauter feige Soldaten waren in Longwy gewesen. Ein Kanonier, entschlossen

seinen Posten nicht zu verlassen, als er sah, daß die Stadt übergeben war, stürzte sich vor seiner Kanone in seinen Säbel. — Der Obrist von dem Regiment Angouleme, ward an dem Tage nach der Uebergabe todt in dem vorbeiflieſſenden Bache Chiers, gefunden. In seiner Tasche fand man folgendes Testament: „Ich habe geschworen, mein Vaterland zu vertheidigen, und diesen Schwur will ich nicht brechen. Aber ich habe auch geschworen, die Konstitution zu handhaben, und diese ist von Aufrührern umgestürzt worden. Also wozu soll ich mich entschliessen? — zu sterben. Dieser einzige Entschluß kann meine Ehre retten. O mein theures Vaterland, in welch' schreklichem Zustande verlaß ich dich!" —

Unaufhaltsam fluthete das Siegerheer nach Verdün fort, der lezten Vestung, die ihm noch den Weg nach Paris versperrte, und erschien am 30. August vor ihren Thoren. „Eher sterben, als übergeben!" antwortete der Kommandant Beaurepaire, eine ächte Römerseele, auf die Aufforderung des preussischen Heerführers. Man machte Anstalten zur Beschiessung der Stadt, und schon am folgenden Tage fielen, von drei Batterien, Bomben und Haubizen auf die Häuser, welche auch an einigen Orten zündeten. Der Herzog von Braunschweig wiederholte seine Aufforderung. Die Innwohner, bange vor dem Unglük einer längern Belage-

rung, und vor der Rache der Verbündeten, forderten mit Ungestümm die Uebergabe. Die Mitglieder des Bürgerraths traten zusammen, um dieselbe zu beschliessen. Voll Zorn eilte **Beaurepaire** in ihre Mitte, um ihre Standhaftigkeit durch seine Vorstellungen und durch sein Beispiel zu beleben. Aber die Muthlosen beharrten auf ihrer Meinung, und erinnerten ihn an die grosse Volksmenge dieser Stadt, der er durch seinen Starrsinn allein nicht werde widerstehen können. „So mögt ihr denn eure Hälse unter das Joch der Tyrannen beugen, rief er aus, ich will frei leben und sterben. Freiheit, Freiheit!" — und mit diesen Worten drükte er eine Pistole auf seine Stirne los. — Nun widersezte sich Niemand mehr der Uebergabe, die Thore öffneten sich, (2. Sept.) und unter dem lauten Jubel der Einwohner zogen die Preussen ein, nachdem sie der Besazung einen freien Abzug bewilliget hatten.

Diese Fortschritte der Verbündeten, statt das französische Volk furchtsam, und die Häupter desselben kleinmüthig zu machen, sezten einen Theil derselben in eine Art von Raserei, und den andern in den kühnsten Enthusiasmus. Als die Nachricht von dem Falle **Verdüns** in **Paris** angekommen war, rotteten sich die Lohnknechte der **Jakobiner** in den Strassen zusammen, und lechzten nach der Stillung ihrer Rache und ihres Blut-

dursts. Die Mordlust, welche sie an den äussern Feinden des Staates nicht sättigen konnten, trieb sie zu den Unglüklichen hin, welche, in grosser Menge, wegen ihrer politischen Meinungen eingekerkert waren. Sie sprengten die Gefängnißthüren auf, würgten die armen Gefesselten zu Hunderten nieder, und wütheten fort, so lange sie noch ein Schlachtopfer für ihre Blutgier fanden, — und so wie in Paris sah man die nemlichen Greuelscenen in mehreren andern Städten des Reichs. — Zugleich grif ganz Frankreich zu den Waffen. Paris sollte durch ein verschanztes Lager und durch einen Verhak, der sich bis an die Gränze von Champagne erstrekte, unzugänglich gemacht werden. Wer nur Kräfte zum Arbeiten hatte, kam aus der ungeheuern Stadt herbei, um an diesen Befestigungen arbeiten zu helfen. Männer und Jünglinge zogen in grossen Haufen, mit Piken und Schießgewehren bewafnet, den Lagern an der Gränze zu. Die Reichen schikten Geld und Kleidungsstüke in die Kriegskassen und Vorrathshäuser. Die Frauenzimmer verfertigten Röke, Matrazen und Säke. Die Kinder zupften Charpie. Es war ein schauerlich grosser Anblik, ein so unermeßliches Volk in Bewegung zu sehen, getrieben von einer Leidenschaft, die so erhaben, und so ehrwürdig ist, als die Vertheidigung des Vaterlandes.

Aber war es trozende Verzweiflung, — oder war es Zuversicht auf ihre Kraft, und auf die Gerechtigkeit ihrer Sache, was die Häupter dieses Volkes in den schreklich drohenden Augenbliken thaten, da der Feind vor ihren Thoren stand? — Die Nationalversammlung schwur, mit dem feierlichsten Eide, dem Königthum und allen Königen ewigen Haß, und erklärte dem Könige von Sardinien den Krieg, weil er die Ausgewanderten in seinem Lande begünstigt, ihren Gesandten Senomville nicht aufgenommen, und sich mit ihren Feinden verbunden hätte. Und in der ersten Sizung der Nationalkonvention (21. Sept.) ward, mit voller Einstimmung aller Mitglieder, die Königswürde auf ewig abgeschaft, und Frankreich für eine Republik erklärt.

Das alles betrachtete man inzwischen bei den Verbündeten als das lezte Toben der Anarchie. Man hatte bis jezt fast keinen Widerstand gefunden, und man glaubte auch ferner keinen stärkern zu finden. Wirklich erblikte man auch alles in der grösten Verwirrung; nirgends eine französische Armee, die der verbündeten zu widerstehen vermögend gewesen wäre, zwar eine grosse Menge Krieger, aber in abgesonderten Haufen zu 5, 10 und 15,000 Mann, ohne Subordination, ohne Vertrauen in ihre Anführer; nirgends einen Zusammenhang in den Vertheidigungsanstalten. — Wie konnte es

auch nach der Revolution vom 10. August anders seyn? — Alles glich bis jezt dem Zuge nach Holland im Jahre 1787., und Jedermann glaubte, den nach Paris eben so bald geendigt zu sehen.

Daher die Sorglosigkeit von Seiten der Verbündeten, diese allgemeine Verwirrung gehörig zu benüzen; daher das Versäumniß, die nur wenige Stunden von Verdün entlegenen Pässe in den Argonnen zu besezen, ein Fehler, der nachher durch nichts wieder gut gemacht werden konnte, der die Verbündeten in das gröste Elend stürzte, und sie ohne den Verlust eines Treffens zu dem Rükzuge aus Frankreich zwang.

Doch wir wollen die Geschichte des Feldzugs weiter verfolgen.

Die Hauptarmee der Verbündeten war unterdessen nach einem Aufenthalt von vollen 8 Tagen von Verdün wieder aufgebrochen, und in vier Kolonnen gegen Champagne vorgerükt. Mit einer handvoll Leute von 17,000 Mann, die zudem weder Zutrauen gegen sich noch gegen ihren neuen Feldherrn hatten, sollte Dumouriez, jezt Oberbefehlshaber der Nord- und Zentral-Armee, der zwischen Sedan und Stenay gelagert stand, einer mehr als viermal stärkern Macht Widerstand leisten. Er mußte deshalb einen Angrif so viel möglich vermeiden, und eine solche Stellung su-

chen, in der er die Verstärkungen, welche auf dem Wege waren, sicher erwarten konnte. Er zog sich daher in die Gebürge an der champagnischen Gränze zurük, und besezte den Posten Grandpré, während Dillon eine nicht minder wichtige Stellung, bei Bisme im Argonnerwalde nahm, so daß auf diese Weise den Deutschen der Eintritt in die Ebenen von Champagne ganz verriegelt war.

Der Aufenthalt in dieser rauhen, unwirthlichen Gegend, wo man an allen Nothwendigkeiten den bittersten Mangel leiden mußte, hatte für das verbündete Heer zu viele mißliche Folgen, als daß die Anführer desselben nicht alles hätten anwenden sollen, ihn so viel möglich zu verkürzen. Es kam daher am 12, 13 und 14 Sept. zu mehreren Gefechten, worunter besonders das am lezten Tage heftig war. Lange behaupteten die Franzosen ihren Posten mit Hartnäkigkeit. Aber der dritte Angrif war entscheidend. Das Korps des Generals Chazot wurde von den Oestreichern unter Clairfaye nach einem äusserst hartnäkigen Gefechte, in welchem der eben so geschikte als tapfere österreichische Obrist, Prinz Carl von Ligne das Leben verlor, geschlagen, und Dumouriez sahe sich genöthigt, in das verschanzte Lager von St. Menehoud zurük zu weichen. 1500 Mann preussische Husaren brachten bei dieser Gelegenheit seinen Nachtrab in eine solche Unordnung, daß sich eine allgemeine

Bestürzung über sein ganzes Heer verbreitete, und einige Augenblike alles verloren schien. Bald aber sammelte sich dieser Nachtrab wieder, und widerlegte durch seine Ankunft im Lager die übertriebenen Gerüchte, welche die Gemüther in einen so grossen Schreken gesezt hatten.

Auch in dieser neuen Stellung benahm sich Dumouriez mit der äussersten Vorsicht, um dem Feinde keine Gelegenheit zu geben, daß er sich seiner Uebermacht gegen ihn bedienen könnte. Zwar hatte der General Clairfaye bereits einen Theil der Gebürgspässe umgangen, und fieng schon an seine linke Flanke zu bedrohen. Aber mit der seltensten Kunst wußte er auch diesen Feldherrn in Unthätigkeit hinzuhalten, und durch sein geschiktes Zaudern die Heerabtheilungen der Generale Kellermann und Beurnonville an sich zu ziehen, ehe noch ein Angrif auf ihn gemacht werden konnte. Damit sah er plözlich eine Armee von mehr als 60,000 Mann unter seinem Befehle, die sich noch stündlich vergrösserte, und den Verbündeten war der günstige Zeitpunkt entwischt, in dem man den Feind gerade in seiner grösten Schwäche gefunden hätte.

Demungeachtet mußte der Herzog von Braunschweig auf eine entscheidende Unternehmung denken, wollte er nicht, entweder einen schimpflichen Rückzug ergreifen, oder mit seinen Truppen in diesen traurigen Gebürgen umkommen. Denn selten

ten befand sich eine Armee in einem so kläglichen Zustande von Mangel und Noth, als die seinige. Die Natur schien die Parthei der Franzosen ergriffen zu haben, um ihre Feinde ohne Schwerdtstreich aufzureiben. Nach der verzehrenden Sonnenhitze des Augusts, folgte ein unaufhörliches, stürmisches und frostiges Regenwetter. Der Soldat und die Thiere, welche die Armee begleiteten, waren dieser feuchten, rauhen Witterung unaufhörlich ausgesetzt; die Wege wurden äusserst verdorben, und alle Strapatzen waren gedoppelt und dreifach. Daraus entstanden ansteckende Krankheiten, besonders die Ruhr, welche so fürchterlich überhand nahmen, daß sich von sehr vielen Kompagnien der dritte Theil der Mannschaft in den Lazarethen befand. Alle diese Uebel wurden noch drückender durch den Mangel an Lebensmitteln, und sogar an Wasser, welchen das Heer litt. Aus dem Lande selbst konnten unmöglich alle Bedürfnisse geschöpft werden, und di Zufuhren giengen wegen der schlechten Beschaff nheit der Wege, alle zu langsam. Dabei setzte der Feind den Fremdlingen, die sein Vaterland überströmten, auf einmal einen Widerstand entgegen, der alle Erwartungen überstieg, und die dreisten Versicherungen der Ausgewanderten, von ihrem Anhange in Frankreich, als die unverschämtesten Lügen darstellte. Elend, Furcht, Misvergnügen und Muthlosigkeit verbreiteten sich immer mehr über das ganze Heer. In dieser traurigen Lage beschloß nun der Herzog

von Braunschweig, wenigstens noch einen Versuch zu machen, und die Standhaftigkeit der Franzosen auf die Probe zu setzen, ehe er den Rückzug, zu dem er bereits entschlossen war, anträte.

Der General Kellermann hatte sich auf den vortheilhaften Anhöhen von Suippe, im Argonnerwalde, gelagert, und bezeichnete dem Heere der Verbündeten ihre äusserste Gränze dicht an dem Schlachtfelde, wo der Römer Aetius die Schaaren des Attila aus Gallien zurükgeworfen hatte. Die preussische Armee rückte ihm entgegen, um ihn aus dieser Stellung zu vertreiben. Es begann eine schreckliche Kanonade, welche 14 Stunden ununterbrochen mit der grösten Heftigkeit fortdauerte. Die Anführer beider Heere mischten sich in die Reihen ihrer Streiter, und ermunterten sie zur Standhaftigkeit. Der König von Preussen ritt selbst durch die Glieder, und erinnerte seine Soldaten an die Thaten ihrer Väter, unter seinem grossen Oheim. Dem General Kellermann wurde ein Pferd unter dem Leibe erschossen. Aber nichts ward entschieden. Beide Theile harrten mit gleichem Muthe aus; jeder hatte 4 bis 500 Mann an Todten und Verwundeten verloren. Am Abend des Tages veränderte Kellermann, im Angesichte der Feinde, seine Stellung, und verschafte sich dadurch neue Vortheile, ohne die alten zu verlieren. Zu der nämlichen Zeit griffen die bey Clermont stehenden Hessen den General Dillon in dem Lager

von Bisme an; aber auch er behauptete seinen Posten. Unter diesen Umständen war das Verdringen des Grafen von Clairfaye unnütz. Seine Streifwachen hatten bereits die Gegend von Rheims bedroht.

Der Herzog von Braunschweig, der nun alle Mittel, die ihm die Waffen darboten, vergeblich versucht hatte, um seinen Zweck, nämlich die Wiederherstellung des Königs von Frankreich zu erreichen, schlug jezt den Weg der Unterhandlung ein, durch den, im schlimmsten Falle, doch Zeit gewonnen werden konnte, einen grossen Theil des Geschützes und des Gepäckes, bey dem unvermeidlich scheinenden Rückzuge, in Sicherheit zu bringen. Man schloß einen Waffenstillstand, und es begann zwischen den beiden Feldherrn ein Briefwechsel, durch den man sich so sehr näherte, daß der Kronprinz von Preussen sogar in dem französischen Hauptquartier speiste. Dumouriez übersandte dem Könige eine ausführliche Schrift, worinn er seine Nation gegen die Vorwürfe rechtfertigte, die ihr gemacht wurden, über Oestreich die bittersten Klagen ausgoß, und ihn ermunterte, daß er aufhören sollte, der Vollzieher des Willens des Wiener Hofes zu seyn. Zwar äusserte sich der Herzog von Braunschweig hiegegen, daß sein König sogleich in seine Staaten zurückgehen, und sogar der Bundsgenosse des französischen Volkes werden wolle, so bald Ludwig dem Sechs-

zehnten eine schickliche Stelle in der neuen Ordnung der Dinge angewiesen seyn werde. Als aber der Vollziehungsrath zu Paris dem Obergeneral zu wissen machte, daß es unter der Würde eines freien Volkes sey, mit den Despoten zu unterhandeln, so lange sie noch auf dem Boden der Freiheit stünden; und der Herzog von Braunschweig, nach der Erreichung seiner Hauptabsicht, die in der Erleichterung seines Rückzuges lag, eine neue Erklärung ausstellte, deren Ton und Inhalt sogar wieder an sein erstes Manifest erinnerten, so wurden die Unterhandlungen abgebrochen, der Waffenstillstand aufgehoben, und der Rückzug durch die Päße von Grandpre' begonnen, während Clairfaye gegen das Luxemburgische abmarschirte. Lebhaft drangen nun die unter Dumouriez dienenden Generale hinter den ausgemergelten und langsam daher schwankenden Deutschen her, und nahmen die von ihnen eroberten Gegenden und Vestungen wieder in Besitz. Schon am 23. Oktober donnerten die Kanonen längst der Gränze her, und verkündigten der französischen Nation auf Befehl des Konvents, „daß das Land der Freiheit von den Schaaren der Despoten gereiniget sei.“

Aber keine Beschreibung erreicht den jämmerlichen Zustand, in dem sich die durch übles Wetter, Hunger, Blöse und Krankheiten verfolgte Armee des Herzogs von Braunschweig, aus

Frankreich zurückzog, und es ist noch itzt das unerklärbarste Räthsel, warum die Franzosen diesen ihren Zustand, besonders in den Bergschluchten von Grandpré, nicht benützt haben, indem es hier nur von ihrem Willen abzuhängen schien, sie gänzlich aufzureiben. Die Wege waren so verdorben und die Truppen so entkräftet, daß man oft vom Morgen bis an den Abend marschiren mußte, um eine deutsche Meile zurückzulegen. Die Lager, die das Heer verließ, glichen den Kirchhöfen; die Strassen, auf denen es hinzog, einem fortdauernden Schlachtfelde. Zu hunderten lagen todte und sterbende Menschen und Pferde an den Wegen, und überall stieß man auf zerstreute Waffen und Tornister, auf Kanonen und Wagen, die im Schlamme stecken geblieben waren. Die Reuterei mußte aus Mangel an Pferden, denen in dem sumpfigten Erdreiche die Hüfe hinwegfaulten, haufenweise zu Fuß gehen; das Feldgeräthe war verdorben, die Kleidung der Soldaten zerlumpt, alles Lederwerk verfault, die Zelte vermürbet. Bald fehlte es an Brod, bald an Wasser, bald an Feuerung. Verzweiflung und Todesblässe lag auf allen Gesichtern. Schrecklich wütheten immerfort die Krankheiten. Der Fluch schien auf diesem Heere zu liegen, — und dieser Fluch traf Niemand härter als die Ausgewanderten, welche durch ihre lügnerische Vorspieglungen all' dies Elend verursacht, und die gutmüthigen Deut=

schen so schändlich in ihr Verderben hineingeführt hatten.

Ihre Pralerei von den Verständnissen, die sie in den französischen Gränzvestungen unterhielten, und von der feigen Furchtsamkeit, in der man alle Thore vor ihnen öfnen würde, wurde besonders durch die kühne Standhaftigkeit widerlegt, womit sich unterdessen die beiden Plätze Thionville und Lille, gegen die Macht der Verbündeten, vertheidigt hatten.

Thionville, eine sehr veste Stadt an der Mosel, zwischen Mez und Luxemburg, wurde von der Armee des Prinzen von Hohenlohe, welche sich von Landau über Kaiserslautern hergezogen hatte, seit dem Ende des Augusts belagert. „Ihr könnt die Stadt verbrennen, und die Häuser zusammenschiessen; aber die Wälle und Mauern werdet ihr nicht zerstören!" antwortete der Kommandant Felix Wimpfen, als er zur Uebergabe aufgefordert, und mit Feuer und Sturm bedroht ward. Die Deutschen machten grosse Anstalten zur Eroberung, und beschossen zu verschiedenenmalen die Stadt mit äusserster Heftigkeit. Aber Wimpfen vertheidigte sie mit einer Einsicht, und mit einem Muthe, welche die ganze Anstrengung der Belagerer unnütz machten. Er tödtete durch sein Feuer ihre Arbeiter und Soldaten, er zerstörte ihre Werke und ihr Geschütz, er warf sie durch einige kühne Ausfälle von der Vestung

zurück, und jagte ihnen ihre Zufuhr ab. Dadurch zog sich die Belagerung in die Länge. Sie verwandelte sich allmählig in eine blosse Einschliessung, da ein grosser Theil des vor der Vestung stehenden Heeres dem Herzoge von Braunschweig zu Hülfe kommen mußte, und nach den unglücklichen Begebenheiten in Champagne wurde sie (15 Okt.) gar aufgehoben. Die Deutschen hatten vor Thionville grossen Verlust erlitten. Dem östreichischen Feldmarschall-Lieutenant Fürsten von Waldeck *), schlug eine Kanonenkugel den linken Arm hinweg. „Seid zufrieden, meine Kinder! sagte dieser tapfre Mann den bei seinem Anblicke jammernden Soldaten, führe ich doch den Degen mit dem rechten!"

Eben so wenig glückte die Unternehmung, welche der Herzog von Sachsen-Teschen auf Lille auszuführen suchte. Er rückte am 24 Sept. mit einem etwa 20,000 Mann starken Heere vor diese grosse, von 60,000 Menschen bewohnte, durch die treflichsten Werke und eine sehr veste Zitadelle vertheidigte Stadt, und begann bald sie durch ein Feuer zu ängsten, das alles zu vernichten drohte. Ueber 60,000 Kugeln und Bomben fielen in Zeit von 6 Tagen auf die Stadt, und erhielten sie in einem fortdauernden Brande. Die Besatzung, welche der General Ruault kommandirte, war nicht

*) Jezt Generalissimus der portugiesischen Truppen.

im Stande, die Belagerer durch Ausfälle zurückzutreiben. Demungeachtet blieb sie unerschüttert, wirkte desto thätiger vermittelst ihrer Kanonen und Mörser von den Wällen, und hofte von ihrer Ausharrung, was von ihrer Stärke nicht zu erwarten stand. Auch der größte Theil der Bürgerschaft war desselben Sinnes; und erhub sich hie und da die Stimme der Furchtsamen, so wußten das Korps der brabantischen Insurgenten, das sich in der Stadt befand, und bei der Uebergabe keine Gnade zu hoffen hatte, sie immer zu unterdrücken. Schon lagen 500 Gebäude im Schutte, 2000 waren beschädigt, viele Menschen waren umgekommen, und noch schwuren die Bürger, auf den Trümmern ihrer Häuser: frei zu leben und zu sterben! Man sah die größten Beyspiele von Kaltblütigkeit und Patriotismus. „Eile, Aubignon, dein Haus brennt!" rief man dem Bürger dieses Namens zu, der auf dem Walle eine Kanone bediente. „Laß es brennen, erwiederte er, ein braver Mann bleibt auf seinem Posten!" — Dieser Geist der Entschlossenheit und der Ausharrung siegte. Der General Bourdonnaye eilte, unmittelbar nach dem Anfang des Rückzuges der Alliirten aus Champagne, mit 15,000 Mann den Bedrängten zu Hülfe. Ohne ihn zu erwarten, brachen die Kaiserlichen ihr Lager ab, (8. Okt.) und zogen sich in die Stellung bei Baisieux zurück.

So war also der ganze Entwurf, den Krieg in dem Herzen von Frankreich plözlich zu endigen, mislungen, und was Niemand gefürchtet, und viele für unmöglich gehalten hatten, sahe man am Ende des Jahres; die Heere der Republik strömten überall über ihre Gränze, und machten ungeheure Eroberungen, mit einer Schnelligkeit und mit einem Glücke, wovon man in der Geschichte nur wenige Beispiele findet.

Als die Nationalversammlung dem Könige von Sardinien den Krieg erklärte, stand der General Montesquiou, mit einem Heere von 20,000 Mann, an dem linken Ufer der Rhone, wo dieser Strom die Gränze zwischen den ehemaligen Provinzen Bourgogne und Dauphine' bildet. So bald die nöthigsten Zurüstungen gemacht waren, brach er mit seinen sämtlichen Truppen auf, rückte in 5 Kolonnen in Savoien ein, zerstörte die Verschanzungen, welche der Feind an seiner Gränze angelegt hatte, und schnell, wie der Sturmwind, drangen seine Legionen bis Montmelian und Chambery vor, bemächtigten sich in wenigen Tagen alles Landes, das zwischen der Isere, dem Genfersee und dem Berge Cenis liegt, und vollendete beinahe ohne Schwerdtstreich eine der größten Eroberungen. Denn in schreckensvoller Bestürzung flohen die Sardinier vor den Siegern her, und hielten erst stille, als sie ihre Sicherheit in den Gebürgspässen von Tarentaise

und Maurienne gefunden hatten. Mit Freude nahmen die Savojarden die Schaaren der neuen Republikaner auf. Ueberall wurden Freiheitsbäume gepflanzt; überall fluchte man dem alten Despotismus; überall wetteiferte man, die republikanischen Krieger mit Wohlthaten zu überhäufen, und von Freiheitsgesängen tönten alle Thäler Savoiens wieder. „Der Marsch unsrer Truppen, schrieb Montesquiou an den Kriegsminister, ist ein Triumph. Das Land und die Städte kommen uns entgegen. Freudengeschrei begleitet alle unsre Schritte.“

Durch diese ausserordentlichen Fortschritte war es dem besagten Generale gelungen, den nachtheiligen Eindruck wieder auszulöschen, den er durch seine Aeusserungen, über die Suspension des Königs, auf die Häupter der Nation gemacht, und wodurch er sich sogar ein Abschaffungsdekret zugezogen hatte. Seine Thaten waren für ihn die glänzendste Rechtfertigung. Mit dem Unwillen der verkannten Redlichkeit legte er seine Stelle nieder; aber er übernahm sie gleich wieder, so bald er seinen Patriotismus anerkannt sah. — Neue Kabalen seiner Feinde nöthigten ihn inzwischen bald, seine siegende Armee zu verlassen, und in der Schweiz eine Freistätte zu suchen.

Zu gleicher Zeit rückte der, unter Montesquiou's Befehlen stehende General-Lieutenant

Anselm, von Marseille an dem Ufer des Mittelmeeres vor, und bemächtigte sich, unterstützt von einem Geschwader von 6 Kriegsschiffen, ohne den mindesten Widerstand, der alten und wichtigen Stadt Nizza und ihres Hafens; eroberte die Vestung Montalbano, und nahm alles umherliegende Land in Besitz.

Mit derselben Raschheit und mit gleichem Erfolge, hatten unterdessen die Truppen der Republik am Oberrhein gefochten. Hier kommandirte erst der graue General de la Morliere, und nach ihm der ehemalige Herzog von Biron. Eine Zeitlang hatte der Prinz von Hohenlohe die französische Rheinarmee im Respekt erhalten, und als er dem Herzoge von Braunschweig nachfolgen mußte, so ließ er den Grafen von Erbach mit einem ansehnlichen Heerhaufen an der Nordgränze des Elsasses zurück. Aber auch dieser ward zur Belagerung von Thionville abgerufen, und dadurch wurde der Rücken des verbündeten Heeres dem Feinde blos gestellt, die ungeheuern Magazine zu Speier, welche von 2000 Mann Mainzern und 1000 Oestreichern, unter dem Kommando des Obristen von Winkelmann, bewacht waren, preis gegeben, und das ganze linke Rheinufer der äussersten Gefahr ausgesetzt. Diese unverzeihliche Unvorsichtigkeit ist ein Beweis, daß man noch immer nicht von der Geringachtung zurück-

gekommen war, womit man die Kräfte und den Unternehmungsgeist der Franzosen so lange zu messen pflegte.

Plötzlich brach der General Custine mit einem Heerhaufen von 15,000 Mann, in Landau auf, und erschien am 30. Sept. Mittags vor den Thoren von Speier. Die Besatzung, welche von seiner Ankunft Nachricht erhalten hatte, stand vor der Stadt unter dem Gewehre. Custine grif sie mit Heftigkeit an, trieb sie fechtend durch die Strassen der Stadt, verfolgte sie bis an den Rhein, und zwang sie hier, wo die Anstalten zur Ueberfahrt vernachlässiget waren, das Gewehr zu strecken. Die Truppen wurden, mit Ausschluß der Offiziere, welche man auf ihr Ehrenwort entließ, gefangen fortgeführt, das ganze Magazin erbeutet, und die sämtlichen deutschen Provinzen an beiden Ufern des Rheins mit einem panischen Schrecken erfüllt. Nach einem kurzen Aufenthalte, während dessen Custines Heer bis auf 24,000 Mann angewachsen war, rückte er in zwei Kolonnen den Strom hinunter, besetzte die Reichsstadt Worms, brandschatzte sowohl hier als in Speier die geistlichen Obrigkeiten, die Stifter und den Adel, und erschien plözlich mit seiner ganzen Macht vor den Thoren von Mainz.

Es war ein schöner Entwurf, sich dieser Stadt zu bemächtigen, welche durch ihre Lage zwei schifreiche Flüsse und dadurch gewisser massen die

Verbindung des östlichen Deutschlands mit dem westlichen beherrscht, und zu einem der haltbarsten Plätze umgeschaffen werden konnte, — und nichts war leichter, als die Ausführung desselben. Zwar hatte Custine weder Zeit, noch Kraft, noch Geschütz, um eine Belagerung oder auch nur ein Bombardement vorzunehmen. Aber dagegen waren die Vestungswerker noch nicht ganz hergestellt, und die Besatzung unverhältnißmässig schwach. Auch fehlte es, wie man damals sagte, an Munition und Kanonenkugeln, ungeachtet man nach der Eroberung noch so viel fand, um eine ganze Belagerung aushalten zu können. Mehrere bedeutende Männer aus der Stadt übernahmen die Rolle der Verräther *), und der Schrecken hielt die Innwohnerschaft in einer tiefen Betäubung hin. Nach einigen Kanonenschüssen auf die Aussenwerke der Vestung ließ Custine eine Aufforderung an die militärische und bürgerliche Obrigkeit ergehen, voll der drohenden und prahlerischen Tiraden, welche alles charakterisiren, was aus dem Munde und der Feder dieses Mannes kam. Indeß thaten sie

*) Eikenmaier hat sich in seiner mit Lankhards Anmerkungen bekannt gemachten Denkschrift über die Uebergabe von Mainz wegen des auf ihm geruhten Verdachts hinlänglich gerechtfertigt; troz diesem allem ist es zuverlässig, daß Custine Verständnisse in Mainz gehabt hat.

hier ihre Wirkung. Der Baron von Gymnich, Gouverneur von Mainz, kapitulirte, zog mit seinen Truppen ab und überließ dem Feinde eine Hauptvestung, welche er durch blosse Drohungen erobert hatte.

Custine, der unterdessen den Oberbefehl über die Armee am Rhein erhalten hatte, schien über dem Freudentaumel, worein er durch das Glück seiner Waffen gerathen war, ganz das Feldherrn-Talent, das in so geringem Masse in ihm lag, verloren zu haben. Denn statt nach Koblenz vorzurücken, wohin er durch eine eigene Deputation eingeladen, wo alles in voller Beschäftigung war, ihn recht feierlich zu empfangen, sich der dort liegenden preussischen Magazine zu bemächtigen, und die aus Frankreich zurückziehende Armee der Verbündeten in ihrem Rücken zu beunruhigen, schickte er den General Neuwinger nach Frankfurt am Main, setzte dieser neutralen Reichsstadt aus nichtigen Gründen eine ungeheure Kontribution an, nahm die Vestung Königstein weg, plünderte die Salzwerke zu Nauheim, und verdarb sich, gleich als ob er nicht nach einem vesten Plane zu wirken, sondern nur das Geschäfte eines Partheigängers zu besorgen hätte, die Zeit damit, daß er die Gegend umher brandschatzte, weitläufige und prahlerische Berichte von seinen grossen Thaten nach Paris schickte, den Bewoh-

nern der Gegend das Evangelium der Freiheit und Gleichheit predigte, und an ihre Obrigkeiten Zuschriften erließ, welche den lächerlich stolzen Eingang hatten: Wir Philipp Adam Custine, kommandirender General der Armeen der französischen Republik im Mittelpunkte des Reichs und in Deutschland!

Unterdessen waren die Preussen und Hessen bei Koblenz über den Rhein gegangen, hatten Custines Vorposten von der Lahn vertrieben, und zogen in starken Märschen durch das Gebürge gegen Frankfurt heran. Custine vermied sorgfältig ein Treffen, und zog sich gegen Höchst zurück. Frankfurt, diese grosse Stadt sollte der französische General van Helden mit 1600 Mann behaupten, ohne daß weder eine Kanone auf den Wällen aufgeführt, oder sonst eine zweckmässige Anstalt getroffen war, eine Anordnung, wobei man überdies keinen vernünftigen Zweck, wohl aber den Verlust dieser ganzen Mannschaft voraussehen konnte. Am 2. Dezember rückte der General Kalkreuth, an der Spitze einer beträchtlichen Truppenabtheilung vor die Stadt. Die Franzosen thaten alles, was man von braven Soldaten fordern kann. Sie stellten sich auf die Wälle und vertheidigten sich aus ihrem kleinen Gewehre gegen die Preussen und Hessen, welche die Stadt von zwei Seiten mit Kanonen und Haubizen beschossen, und mit Infanterie die Thore be-

stürmten. Unterdessen gerieth ein Theil der Innwohner, geschreckt durch die Gefahr, die ihnen drohte, und furchtlos vor der Handvoll Fremdlinge, die ihnen dieselbe bereitete, in Aufruhr. Es rotteten sich mehrere Haufen Handwerksbursche zusammen, zerschlugen die Räder von 2 Kanonen, welche zur Vertheidigung aufgeführt werden sollten, eilten gegen das Neue Thor, warfen die Wachen zurück, brachen dasselbe auf, und liessen die Zugbrücke nieder. Wie die Rasenden stürzten die Hessen herein, hieben die ersten Franzosen, die ihnen aufstiessen, nieder, und machten die Besatzung größtentheils samt ihrem Generale gefangen. Mehrere Franzosen verschmähten die Schonung, die man ihnen anbot. Sie rannten mit gespanntem Hahn gegen die Stürmenden, drückten los, und riefen unter den Säbelhieben der Husaren: Es lebe die Nation! — Die Sieger verloren viele Leute. Der Prinz Karl von Hessen-Philippsthal fiel an der Spitze seiner Grenadiere, und starb bald darauf, in den Armen seiner hochschwangern Gemalin, an seinen Wunden.

Die nächste Nacht, nach dem Verluste von Frankfurt, brach Custine sein Lager bei Höchst ab, und zog sich eiligst nach Kassel und Mainz zurück, so daß also das ganze rechte Rheinufer, einige Punkte bei der leztern Stadt, und Königstein ausgenommen, von den Franzosen gesäubert war. Die Besatzung dieser kleinen

Be-

Vestung hielt sich, ungeachtet eines heftigen Bombardements, mit einer seltenen Beharrlichkeit, bis zum 6. März des folgenden Jahres.

Noch grösser und glänzender waren die Eroberungen, welche Dumouriez unterdessen gemacht hatte, und er wußte sie auch länger zu behaupten.

Sobald das Hauptheer der Deutschen seinen Rückzug aus Frankreich angetreten hatte, so eilte dieser General nach Paris, um der Nation, vor den Schranken ihrer Stellvertreter, zu ihrer Befreiung Glück zu wünschen, und, in der Hauptstadt der Republik, Zeuge des jubelnden Beifalls zu seyn, auf den sein Ehrgeiz Anspruch machte, und der ihm auch nicht entgieng. Zugleich trug er den Repräsentanten des Volks seinen alten Lieblingsplan vor, mit aller Macht in die Niederlande einzudringen, und sie zu erobern. Er sprach mit so viel Zuversicht von dem Gelingen desselben, daß er öffentlich versicherte, er werde das Dreikönigsfest in Brüssel feiern. Seine Vorschläge wurden mit Enthusiasmus aufgenommen. Man machte ungeheure Zurüstungen zu dieser Unternehmung. Als er am 20. Okt. zu Valenciennes ankam, sah er ein Heer von 80,000 Mann um sich her versammelt. Die kaiserliche Armee hatte von Ostende bis Luxemburg einen Kordon gezogen, welche die Generale Herzog Albert

von Sachsen-Teschen, Graf Clairfaye und Prinz Hohenlohe kommandirten.

In drei Kolonnen sollten nach Dumouriez's Anordnung die Republikaner in die Niederlande eindringen. Der General Bourdonnaye erhielt den Befehl gegen Flandern anzurücken; Valence, in Verbindung mit Harville sollte den Weg nach Namur einschlagen; der Mittelpunkt aber, den Dumouriez selbst befehligte, machte Mons und Brüssel zu seinem Augenmerk. Ein Aufruf an das belgische Volk, von dem Obergeneral abgefaßt, gieng vor den Armeen her, und versprach demselben Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft; er drohte aber zugleich Brand und Raub allen denjenigen, welche sich weigern würden, diese Geschenke anzunehmen.

Dumouriez fand die Hauptmacht der Kaiserlichen, bei dem Flecken Jemappe, vor der Stadt Mons, in einer Stellung, welche durch Natur und Kunst beinahe für eine Vestüng gelten konnte. Auf waldichten Anhöhen standen sie; drei Reihen von Verschanzungen erhoben sich gleich einem Amphetrater vor ihnen; hundert Kanonen, in der Richtung des Winkelmasses gestellt, beherrschten die Gegend, 20,000 tapfre Männer, unter dem Oberkommando des Herzogs von Sachsen-Teschen, waren die Vertheidiger.

Dumouriez hatte einige Tage vor dem Hauptangriffe, in der Nähe dieser Stellung

den Oestreichern mehrere kleine Gefechte geliefert, um seine Soldaten zu erhitzen, und ihre Meinung von der Gefahr, durch den Anblick derselben, zu vermindern. Er erreichte seine Absicht. Offiziere und Gemeine brannten vor Begierde, auf die Verschanzungen loszugehen. Der General verweigerte aber seine Einwilligung so lange, bis ihre Streitlust den höchsten Grad von Ungestümm erreicht hatte, und — nun gab er am 6. Nov. Mittags um 12 Uhr das Zeichen zum Treffen, — nachdem schon von 7 Uhr Morgens an die Kanonade von beiden Seiten mit grosser Heftigkeit gedauert hatte, aber ohne irgend einen Erfolg hervorzubringen. Unter dem frohen Schalle der Freiheitsgesänge, und eilig, als zöge man zur Beute aus, rückte die ganze Infanterie gegen die Verschanzungen an, und nahm, troz ihres schrecklichen Kanonen- und Kartetschen-Feuers, das ganze Reihen der Stürmenden niederwarf, die erste Redoutenreihe weg. In diesem Augenblicke rannte die kaiserliche Reuterei in die Ebene, drohte den Kolonnen des Mittelpunkts und des rechten Flügels in die Seite zu fallen, und brachte sie wirklich in Unordnung. Aber durch die Entschlossenheit der Generale Beurnonville und Egalite' ward die Ordnung wieder hergestellt, und die Kavallerie zum Weichen gebracht. Der linke Flügel bemächtigte sich des Dorfes Jemappe, und der Mittelpunkt erstürm-

te die zweite Reihe der Verschanzungen. Jezt befand man sich auf der Höhe. Mit wildem Ungestümm stürzten die Republikaner auf die Kaiserlichen hinein. Bestürzt leisteten diese nur noch schwachen Widerstand, und räumten den Siegern in Unordnung das Feld. Von ihren Kanonen liessen sie jedoch mehr nicht als 8 dem Feinde zurück.

Dieses erste Treffen war eines der blutigsten im ganzen Kriege. Nichts gleicht, selbst nach dem Geständnisse der Geschlagenen, der Wuth, in der die Franzosen, mit dem Bajonete oder dem Säbel, auf die östreichischen Verschanzungen losstürzten. Ihr ganzes Heer schien nur durch einen Willen, der Sieg oder Tod forderte, geleitet. Die sämtlichen Generale und Offiziere, Dumouriez selbst, und besonders sein Kammerdiener Baptiste, gaben die größten Beispiele von kaltblütiger Tapferkeit. Nicht ein Mann war bei beiden Heeren, der nicht gekämpft hätte. Der Lieutenant Bertiche von der Gendarmerie tödtete mit eigener Hand 7 Feinde, und erhielt 41 Wunden. Eine Menge Staabsoffiziere von beiden Seiten wurden getödtet und verwundet. Das ganze Schlachtfeld war mit Leichnamen bedeckt. Der Verlust an Todten und Verwundeten war grösser bei den Siegern als bei den Besiegten. Man schäzt den Verlust der erstern auf 6 bis 8000 Mann, den der Oestreicher auf die Hälfte dieser Zahl. Ganz Europa

staunte über die Tapferkeit eines zuvor so schnöde verachteten Heeres.

Dieses Treffen entschied aber auch über den Besitz von Belgien. Schon am folgenden Tage fiel Mons, die Hauptstadt von Hennegau, in die Hände der Sieger. Unaufhaltsam folgte Dumouriez den Oestreichern unter immerwährenden kleinen Gefechten nach, und rückte am 14. Nov. durch das Anderlecher Thor, in Brüssel ein.

Der Sieg bei Jemappe schloß allen Kolonnen des französischen Heers den Weg in die Niederlande auf. Der General Bourdonnaye und nach ihm Miranda, trieben den Heerhaufen, den der General-Lieutenant Graf von Latour kommandirte, aus Flandern nach Brabant hinüber; in fliegender Eile ward jene ganze Provinz, samt dem östreichischen Geldern, erobert, und sogleich die — vermöge der Artikel des westphälischen Friedens — geschlossene Schiffahrt auf der Schelde wieder eröfnet. Valence aber vertrieb den General Beaulieu aus der Gegend von Namur, und bemächtigte sich dieser Stadt, und nach einer Belagerung von einigen Wochen auch der dabei liegenden Zitadelle. Clairfaye, welcher jezt das Oberkommando hatte, zog sich, mit der Kunst eines grossen Generals, unter steten Gefechten, gegen das Limburger Land zurück,

und nahm von da seinen Weg über Aachen in die Gegend von Düren und Kölln.

Damit hatte Dumouriez seinen grossen Entwurf vollendet. Die sämtlichen Niederlande, Luxemburg ausgenommen, waren für die Republik gewonnen; die Kaiserlichen hatten einen unermeßlichen Verlust an Menschen, Pferden, Lebensmitteln und Kriegsgeräthe erlitten, und ungehindert konnte der Eroberer sein Hauptquartier in dem Pallaste des Bischofs von Lüttich aufschlagen. Der Zustand seiner Armee, welche durch die übermässigen Strapatzen erschöpft, und die durch den Mangel an Kleidung und andern Bedürfnissen auf ihrer Siegesbahn schwach und verdrüßlich geworden war, verbot es ihm, seine Vortheile bis an das Ufer des Rheins zu verfolgen.

Dies war aber der Wille des Nationalkonvents, und um denselben zu vollziehen, erhielt der General Beurnonville, welcher an Kellermanns Stelle, der zur Alpenarmee abgegangen war, das Heer auf der Gränze von Lothringen kommandirte, Befehl, durch das Trierische bis nach Koblenz vorzudringen, und dadurch Custine und Dumouriez miteinander zu verbinden. An der Spitze von 30,000 Mann setzte er sich in Marsch, und kam bis in die Nähe von Trier. Aber hier hatte sich der Prinz von Hohenlohe, auf den Anhöhen von Pellingen, mit 18,000 Mann verschanzt, seine Fronte durch ein fürchterliches

Verhack gedeckt, und sich mit einer Menge Feuerschlünde umgürtet. Diese Stellung schien unüberwindlich. Aber die Franzosen, welche damals selbst das Unmögliche von ihrem Glücke erwarteten, und hier ein Nachspiel zu dem Treffen von Jemappe geben wollten, griffen sie wüthend an, allein vergebens. Sie suchten die Stellung zu umgehen; die Angriffe dauerten täglich fort; alles, was die ungestümmste Tapferkeit vermochte, ward versucht; aber die Klugheit und Wachsamkeit der deutschen Heerführer und die Tapferkeit und Beharrlichkeit ihrer Truppen vereitelten alle Unternehmungen. Die strenge Winterkälte, der tiefe Schnee, die Blöse der Soldaten, der Mangel an Lebensmitteln, und ein Verlust, der schon den dritten Theil seines Heeres hinweggeraft hatte, — zwangen den republikanischen General, auf die Vollziehung des erhaltenen Befehls Verzicht zu thun, und seine Truppen nach Saarlouis und Thionville zurückzuführen, und — damit war Trier, Koblenz und Luxemburg gerettet, und ein grosser Plan zu nichte gemacht. Doch, was war das Mislingen dieser Unternehmung gegen die erstaunlichen Eroberungen, welche die Franzosen gemacht hatten? — Diese Nation, welche man noch im Anfange des Septembers mit 100,000 Mann ganz zahm zu machen, und in wenigen Monaten eigentlich zu unterjochen glaubte, hatte am Ende des Jahres, nicht nur alle ihre Feinde über ihre Gränze getrie-

ben, sondern auch ganz Belgien, Savoien und Nizza, die Bisthümer Lüttich und Basel, und alles von der Nordgränze des Elsasses, längst dem Rhein hinunter, bis an die Mündung des Mains, erobert. Nie hat das Schicksal alle vernünftige Erwartungen so getäuscht, — nie die thörichst scheinenden Hofnungen so willfährig erfüllt, als in diesem Feldzuge.

Nichts gleicht aber dem schwindelnden Uebermuthe, den diese glücklichen Ereignisse in den Franzosen, und besonders in ihren Häuptern, hervorbrachten. Sie fechten, sprachen sie, nicht für sich, sondern für die Sache der Menschheit. Sie bringen nur den Pallästen Krieg und Rache, den Hütten aber Friede und Freiheit. Sie ziehen aus, die Völker von dem Drucke des Despotismus zu erlösen, sie wieder in den Genuß der Freiheit einzusetzen, und die verlornen Menschheitsrechte zu Tage zu fördern. Von nun an, sprach ein berühmtes Dekret (vom 15. Dez. 1792.) übernimmt das Frankenvolk die Rolle der Weltbefreiung!

Sie unterschieden sich, bei diesen Grundsätzen, sehr auffallend von allen andern Eroberern. Sie legten die Brandschatzungen nur auf die herrschenden Klassen und auf die Reichen, und maßten sich nirgends die gewöhnlichen Rechte der Sieger, in Absicht auf die Landesregierung, an. Dagegen errichteten sie Freiheitsbäume, eröfneten Volksgesellschaften, und bildeten die Staatsverwaltungen

nach dem Muster um, das in ihrem Vaterlande gegeben ward. Ihre täuschenden Versicherungen erwarben ihnen, zumal in Ländern, wo man mit der Regierung unzufrieden war, vielen Anhang, und sie trugen kein Bedenken, ihn auch durch Drohungen zu vermehren. Die Savojarden, die Belgier, und die Lütticher empfiengen sie mit offenen Armen, und feierten mit demselben Enthusiasmus ihre Befreiung, wie es früher in Frankreich geschehen war; und auch in Mainz, wo Custine das Geschäfte des politischen Proselytenmachers mit einem nur allzuoft in das Lächerliche fallenden Eifer betrieb, bildeten sich sogleich Verbrüderungen, welche, einige sehr gute und wahrscheinlich auch wohlmeinende Köpfe an ihrer Spitze, das Geschäfte der Weltreformation, mit schwärmerischer Thätigkeit begannen. Vernünftiger und männlicher benahmen sich die Frankfurter. „Die Freiheit, sagten sie den Franzosen, die ihr zu bringen verspracht, hatten wir längst vor euch; wir sind bei unsrer Verfassung glücklich!"

Indessen bemerkte man bald genug, daß ihre Handlungen ihren Verheissungen nicht entsprachen, und von demselben Egoismus geleitet wurden, der von jeher ein hervorstehender Charakterzug dieses Volks gewesen ist. Sie versprachen den Hütten Friede, und doch plünderten Anselms Legionen dieselben am Ufer des Mittelmeeres ungestraft aus. Sie verkündigten Freiheit, und doch suchten sie so-

gar über die Meinungen zu herrschen. Sie behaupteten, daß sie die Organisation der Verfassungen einer jeden Gegend überliessen, und doch reizten sie die Niederländer, durch ihre despotischen Gesetze, bis zur Empörung. Sie predigten Unabhängigkeit, und doch kündigten sie Paris als die Hauptstadt der Welt an. Sie hatten feierlich auf alle Eroberungen Verzicht gethan, und doch machten sie die Anordnung, daß die eroberten Länder ihrer Republik einverleibt werden sollten. — Das Glük hatte alle die glänzenden Zusicherungen aus dem Gedächtnisse der Franzosen verwischt, womit sie, wenige Monate früher, von den Pflichten eines freien Volkes in dem Kriege, gesprochen hatten.

Drittes Buch.

Rüstungen der Verbündeten. Das deutsche Reich. England. Holland. Spanien. Neapel. Der Pabst. Rußland. Muth und Macht der Franzosen. Revolution vom 31. Mai. Empörung in Norden und Süden. Marseille. Toulon. Lion. Die Vendee. Dumouriez's Zug nach Holland. Koburg geht über die Rör. Treffen bei Tirlemont und Schlacht bei Neerwinden. Dumouriez's Verrätherei. Dampierre. Eroberung von Conde und Valenciennes. Yorks Unternehmung gegen Dünkirchen. Eroberung von Quesnoy. Entsatz von Maubeuge. Eroberung von Mainz. Wurmser vor Landau. Erstürmung der Vaubans-Linien. Rückzug der Preussen. Schlacht bei Kaiserslautern. Entsatz von Landau. Ereignisse an den Pyrenäen. Der Krieg mit Sardinien. Der Krieg mit England. Lage von Frankreich am Schlusse des Feldzugs. Strenges Kriegsrecht der Franzosen.

Drittes Buch.

Feldzug in dem Jahre 1793.

So stolz und trotzig, so schrecklich für ihre Feinde stand die junge Republik am Schlusse des Jahres, nachdem sie sich kaum, unter den fürchterlichsten Stürmen, aus den Trümmern des umgestürzten Gebäudes der Alleinherrschaft empor gehoben hatte! — Es war der höchste Grad von übermüthiger Verachtung, womit nun der französische Volkssenat auf alle seine Feinde herabschaute, und er handelte überall so zuversichtlich und so sicher, als lebte er entweder mit der ganzen Welt im Frieden, oder als wären alle Könige der Erde an die Schwellen seines Versammlungssaales gefesselt. Er verkündigte allen Alleinherrschern, ohne Ausnahme, Haß, Abscheu und Untergang. Er versprach allen Völkern der Erde seine Unterstützung im Sterben noch Freiheit und Unabhängigkeit. Er erklärte jede Regierungsform, die demokratische ausgenommen, für Tyrannei. Er vereinigte die meisten eroberten Länder mit dem Staatskörper, den er beherrschte. Er verübte, in der wilden Berauschung von seinem Glücke, eine That, die für das Frankenvolk ein ewiger Vorwurf in den Jahrbüchern seiner Revolution bleiben wird, er ließ, nach einem ganz unförmlichen Prozesse, den unglücklichen Ludwig XVI, unter der Guillotine sterben,

Die verbündeten Mächte sahen es ein, daß sie sich in Frankreich getäuscht hatten; aber es war nun nicht Zeit, dem revolutionären Schwindelgeiste, der sich über dieses Land verbreitet hatte, und alle andere Länder anzustecken drohte, nachzugeben. Man mußte ihn entweder unterdrücken, oder seinen eigenen Untergang erwarten. Deswegen boten Oestreich und Preussen neue Kräfte auf, um sich dem reissenden Strome entgegen zu stemmen, und haufenweise zogen frische Truppen aus den Staaten des Kaisers und des Königes herbei, um die entstandenen Lücken bei den streitenden Heeren auszufüllen, und ihre Anzahl zu vergrössern. Männiglich und vest stand der Landgraf von Hessen, mit den tapfern Söhnen seines Landes, ihnen noch immer zur Seite; der König von Sardinien setzte seine ganze Kraft in Bewegung, so schwach sie auch seyn mochte; und das Heer der Ausgewanderten unter Conde *) war entschlossen, nicht von dem Kampfplatze abzutreten, es sei denn entweder Frankreich unterjocht, oder seine eigene Kraft aufgerieben. Man war nun überall einverstanden, daß man durch Ueberraschung

*) Das grosse Heer der Ausgewanderten unter Provence und Artois war gleich nach dem Rückzug aus Champagne von dem König von Preussen, der es besoldet hatte, entlassen worden, und auseinander gegangen. Der größte Theil davon begab sich nachher in englische Dienste.

das französische Volk nicht bezwingen könne; aber es schien unvermeidlich zu unterliegen, so bald man einen regelmässigen Krieg begann, der zwar einen langsamen Gang nehmen, aber einen Feind, der an allem Mangel litt, desto sicherer, wie man wähnte, zu Grunde richten müßte.

Dabei begnügte man sich nicht, bloß seine eigenen Kräfte in Bewegung zu setzen; man bot auch die Kräfte anderer auf. Und wie hätte ein Bund unter Fürsten klein bleiben können, der gegen eine Nation gemacht war, die sie alle, ohne Unterschied, Tyrannen schalt, und alle Völker gegen sie zu empören suchte?

Das deutsche Reich konnte sich nicht mehr erwehren, diesem Bunde beizutreten, da er von zwei Mächten geleitet war, welche in diesem Staatskörper ein entscheidendes Uebergewicht behaupteten. Auch war Niemand so sehr von der französischen Nation beleidiget worden, als eben dieses Reich. Sie hatte sich schon vor dem Kriege gewaltsame Eingriffe in die Rechte seiner Glieder erlaubt; die Armee am Rhein hatte, mitten in Deutschland, gebrandschatzt, Eroberungen gemacht, und die bestehenden Verfassungen umgestürzt; und am Anfange des Jahres besetzte der General Kellermann sogar das Herzogthum Zweibrücken, und richtete das Panier der Revolution in demselben auf. Solche Beleidigungen konnten anders nicht, als durch Krieg gerächt werden. Der schwer-

fällige, unbehülfliche Koloß der deutschen Reichs-armee, der seit dem siebenjährigen Kriege zerfallen war, richtete sich wieder aus seinen Ruinen auf.

Nirgends hatte die französische Revolution einen so lauten und allgemeinen Beifall gefunden, als in England. Die Bewohner dieser Insel konnten, zumal bei dem ihnen eignen politischen Geiste, das Bestreben eines Volkes, das Joch der Sklaverei abzuschütteln, unmöglich gleichgültig ansehen, da dieses Volk erst sie als sein Muster zu betrachten schien, dann aber plötzlich dieses Muster übertraf, und eine Menge Ideen realisirte, welche in England bloß fromme Wünsche eifriger Patrioten waren. Nicht genug, daß die Britten mit einemmale den Haß gegen ihre Nachbarn jenseits des Kanals ablegten, der in ihnen seit einer langen Reihe von Jahren so vest gewurzelt war, — sie wurden nun ihre wärmsten Lobredner und Bewunderer, sie errichteten Gesellschaften, welche die Ausbreitung der in Frankreich geltenden Staats-philosophie bezielten; sie feierten die grossen Begebenheiten der Revolution in glänzenden Festen; sie veranstalteten sogar Subscriptionen, um einen Theil ihrer Reichthümer zur Beförderung der Bemühungen der französischen Volksführer anzuwenden. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit beobachtete der Hof zu St. James diese neuen Erscheinungen, und bei den Gefahren, die seiner Herrschaft in denselben bereitet wurden, konnten sie

keine andern, als die gehässigsten Gesinnungen in ihm hervorbringen. Zwar durfte sich, bei jenem Enthusiasmus, womit sich die Stimme der Nation für die Franzosen erklärte, das englische Ministerium nicht getrauen, dem Bunde der Mächte auf dem vesten Lande sogleich beizutreten; aber es beschloß, so kalt und feindselig gegen Frankreich zu handeln, daß es am Ende genöthiget wäre, loszubrechen, und auf diese Weise den Eindruck selbst auszulöschen, den d[illegible] Revolution in England gemacht hatte. Dieses Ministerium rief, nach Ludwigs Entthronung, seinen Gesandten aus Paris zurück; es brach allen Briefwechsel mit der herrschenden Macht in Frankreich ab; es verbot die Ausfuhr des Korns und anderer eben so wichtiger Bedürfnisse in dieses Land; es hemmte den Umlauf der Assignaten; es unterwarf die nach England kommenden Franzosen den beleidigendsten Untersuchungen; es unterhandelte mit den Ausgewanderten; es machte furchtbare Kriegsrüstungen; es gab sogar nach Ludwigs Hinrichtung, dem französischen Geschäftsträger Chauvelin in London, den Befehl, sich innerhalb 8 Tagen aus Grosbrittannien zu entfernen.

Der Erbstatthalter von Oranien stand dazumal in der engsten Verbindung mit England, und hieng in allen seinen öffentlichen Schritten von der Leitung des Lords Aukland ab, der als brittischer Minister im Haag angestellt war. Dieser

ser hatte den Auftrag, hier dieselben gehässigen Gesinnungen zu pflanzen, und seine Absicht stand um so leichter zu erreichen, da die Franzosen durch die gewaltsame Eröfnung der Schelde, und durch den Schutz, den sie den holländischen Patrioten angedeihen liessen, den Zorn der oranischen Parthei längst auf das empfindlichste gereitzt hatten.

Unter diesen Umständen war der Bruch zwischen diesen drei Staaten unvermeidlich. Die Franzosen, weit entfernt sich an die kleinliche Bedenklichkeit zu hängen, daß auf sie die Beschuldigung fallen werde, sie seien die Anfänger des Streites, — thaten den entscheidenden Schritt, und erklärten, auf den von Brissot erstatteten Bericht, dem Könige von England und dem Prinzen von Oranien den Krieg, legten auf alle in ihren Häven liegende englische und holländische Schiffe Beschlag, und ertheilten die nöthigen Befehle zur Rüstung an die Seeoffiziere.

Spanien hatte sich lange friedfertig gegen Frankreich bewiesen; man hatte sich sogar von beiden Seiten Neutralitätserklärungen ausgestellt, um jene Gesinnung noch feierlicher zu verbürgen. Der Herzog von Alkudia, ein Günstling des Glücks, der sich seit kurzem von einem dunkeln Ursprunge schnell bis zu der Würde eines Fürsten und Premierministers empor geschwungen hatte, schien in allem Ernst das System des Friedens zu befolgen. Aber die Verachtung, womit der National-

konvent die Vorstellungen des Königs von Spanien für seinen unglücklichen Vetter Ludwig zurückgestossen hatte, die Thätigkeit des englischen Gesandten und des Herrn von Calonne in Madrit, und der gebieterische Ton, in dem die Franzosen mit allen ihren Nachbarn sprachen, erstickte jene friedliche Gesinnung. Alkudia gab dem französischen Gesandten Bourgoing zu erkennen, daß ihn der spanische Hof nicht als Minister einer Republik ansehen könne, und daß er von dem Hofe entfernt bleiben solle. Dies war genug für die Nationalkonvention. Sie rief ihren Gesandten aus Spanien zurück, und erklärte dem Könige den Krieg. (7. März.) Damit war zugleich der Bruch mit Portugall entschieden.

Neapel fühlte sich zu erschöpft und zu kraftlos, als daß es seinen Haß gegen die neue Republik in einen offenen Krieg hätte ausbrechen lassen sollen. Mit desto grösserer Geschäftigkeit wirkte es aber im Stillen, arbeitete unermüdet für das Interesse der Ausgewanderten, und bemühte sich überall die Zahl der Feinde Frankreichs durch Aufhetzungen und Unterhandlungen zu vermehren. Besonders gab sich Ludolf, der Geschäftsträger des Königes in Konstantinopel viele Mühe, die Pforte gegen die Franzosen mißtrauisch zu machen, und gegen ihren — zu dem dortigen Gesandtschaftsposten bestimmten Botschafter Semonville Verdacht zu erregen. Das konnte alles in Paris

nicht verborgen bleiben. Plötzlich erschien am Morgen des 16. Dezembers 1792. eine französische Flotte von 16. Kriegsschiffen, kommandirt von dem Gegenadmiral de la Touche vor dem Haven von Neapel. Ein panischer Schrecken ergrif die ganze Stadt. Die Flotte lief, ohne auf die Gegenvorstellungen der Neapolitaner zu achten, in den Haven ein; ein einziger Grenadier, Namens Belleville, stieg ans Land, begab sich mit dem dortigen französischen Gesandten Makau zum Könige, und überreichte ihm ein den ganzen Uebermuth eines stolzen Republikaners athmendes Schreiben, worinn kurz und bestimmt gesagt wird: „Werden Sie, König von Neapel! Ihren Minister bei der Pforte nicht mit der Entziehung Ihres Zutrauens bestrafen, und einen Gesandten an die Republik schicken, um Ihre Mißbilligung seines Betragens zu erklären, so werde ich der Verwüstung und dem Tode nicht eher Einhalt thun, bis Ihre Hauptstadt in einen Schutthaufen verwandelt ist." Der König befand sich in demselben Falle, wie der König Antiochus in dem Kreise, den der Römer Popilius um ihn her beschrieben hatte. Geschreckt durch die augenscheinliche Gefahr, die über ihn herein hieng, willigte er in alles, was der Admiral verlangte, und erkannte sogar, zuerst unter allen europäischen Mächten, in seiner Gegenerklärung, die französische Republik ausdrücklich an. Aber das war das Werk dringender

Noth. So bald er die Küste seines Landes von den Fahrzeugen der Engländer gedeckt sah, so trat er dem Bunde der kriegführenden Mächte öffentlich bei, und verwies (1. Sept. 1793.) den Bürger Makau aus seinen Staaten.

Mit tiefem Schmerzen und verdammendem Unwillen sahe der Pabst den Anschlägen und Thaten der Franzosen zu, die so frech und muthwillig an seiner dreifachen Krone rüttelten, und die heiligen Schwellen seines Thrones antasteten. Daß sie ihm seine in dem Umfange ihres Reiches liegenden Besitzungen weggenommen hatten, das war noch eine Kleinigkeit gegen den Ungehorsam, womit sie sich seiner geistlichen Oberherrschaft entzogen, gegen den Spott und die Verachtung, womit sie, selbst in der Mitte ihres Senates, von ihm sprachen, und gegen die schrecklichen Wirckungen, welche, früh oder spät, von ihrem Beispiele zu besorgen waren. Ein wilder Ausbruch der Volkswuth in Rom verdoppelte die Gefahren, die aus dem Westen her drohten, und gab den besagten abtrünnigen Söhnen des heiligen Vaters einen neuen Vorwand, sich noch grössere Verbrechen gegen ihn zu erlauben. Der Bürger Makau zu Neapel hatte, durch seinen Sekretär Basville, von der päbstlichen Regierung verlangt, daß das alte königliche Wappen an dem Pallaste der französischen Akademie auf dem Korso abgenommen, und dagegen das neue republikanische aufgehängt werden solle. Der

letzte Theil dieses Ansinnens wurde standhaft verweigert. Makau schickte den Major la Flotte nach Rom, welcher, in den drohendsten und beleidigendsten Ausdrücken, auf jener Forderung beharrte. „Ich werde nie einwilligen, erwiederte Pius VI., und was eure Drohungen betrift, so vertraue ich auf Gott und den heiligen Peter!“ Am 13. Jan. erschienen la Flotte und Basville mit ihren Bedienten, öffentlich in Nationalkleidern und mit der dreifarbigen Kokarde. Dieser Anblick erbitterte den römischen Pöbel, der durch das, was er bisher durch die Geistlichkeit von den Handlungen der Franzosen und von ihren Eingriffen in die Rechte des päbstlichen Stuhls gehört hatte, schon äusserst gegen sie aufgebracht war. Man verfolgte die Franzosen mit einem Steinregen, und drang in das Haus, in das sie sich zurückgezogen hatten. Basville, mit zwei Pistolen in den Händen, stemmte sich dem wüthenden Gesindel entgegen. Ein Barbierer riß ihm, mit einem Scheermesser, den Leib auf. Kaum ward seine Gattin und sein Kind gerettet. La Flotte entwischte durch die Hinterthüre des Hauses. Die französische Akademie, und noch einige andere Gebäude wurden von dem rasenden Volkshaufen grossentheils zerstört. — Der Nationalkonvent gerieth bei der Nachricht von diesem mörderischen Auftritte in die äusserste Entrüstung, und beschloß gegen Rom die strengste Rache. Von diesem Augenblicke an ward

der Pabst als ein Feind der französischen Nation betrachtet.

Das System, welchem die Kaiserin von Rußland folgte, war noch immer auf das Postulat, das die neuere Politik bei so vielen Gelegenheiten geltend gemacht hat, gegründet, daß man das allgemeine Beste seinem eigenen Interesse unterordnen, und unbekümmert um die Stimme der Gerechtigkeit — seinen Vortheil selbst durch den Verlust der Bundsgenossen suchen müsse. Sie hatte sich längst mit dem heftigsten Unwillen, gegen die Revolution erklärt, und durch Unterhandlungen den thätigsten Antheil an allem, was gegen die Franzosen entworfen ward, genommen. Sie gieng noch weiter. Sie warf sich zur Beschützerinn der Ausgewanderten auf, und unterstützte sie mit grossen Geldsummen. Sie vernichtete die bisherigen Verträge mit Frankreich, brach alle Verbindung mit diesem Lande ab, zwang die in ihren Staaten lebenden Franzosen, dieselben entweder zu verlassen, oder den Grundsätzen ihrer Landsleute förmlich abzuschwören, und schloß am 25. März einen Vertrag mit England, welcher die gänzliche Unterdrückung der neuen Republik bezielte. Das war aber auch alles. Katharina schickte weder eine Flotte ins Mittelmeer, noch eine Armee an den Rhein, so deutlich auch die heftigen Erklärungen ihres Kabinets gegen das neue Sistem in Frankreich das eine und das andere erwarten liessen.

Sie begnügte sich damit, von ihrem Throne herab blos zu dräuen, und indem ihre Bundsgenossen sich gegen Frankreich schwächten und aufopferten, vollendete sie die Theilung von Polen, wovon sie den grösten und besten Theil für sich nahm, erhielt in stolzer Ruhe ihre Kraft, um am Ende ins Mittel treten, Europa gebieten, und die Trümmer der in dem allgemeinen Sturm verschlagenen Schiffe, in das ihrige auffsammeln zu können.

So rüstete sich eine Welt von Feinden, um das Land zwischen dem Rhein und den Pyrenäen zu bekriegen, und was war wahrscheinlicher, was war gewisser, als daß es in dem ungleichen Kampfe besiegt, den Hut der Freiheit wieder mit Krone und Szepter vertauschen mußte. Aber in Frankreich glaubten nur wenige Menschen an diese Wahrscheinlichkeit. Das Volk war von einem solchen Enthusiasmus für sein neues Idol ergriffen, und legte dem Geiste und dem Muthe des freien Mannes eine so grosse Ueberlegenheit über den feigen, lahmen Sinn des Sklaven, wie es die Bewohner der monarchischen Staaten nannte, bei, daß es der ganzen Erde trotzen zu dürfen glaubte. „Freie Völker, sprach Isnard im Namen der Nationalkonvention, finden in den verzweifeltsten Lagen noch Rettungsmittel. Rom, bis auf das Kapitol zurückgedrängt, erhob sich nur um so furchtbarer. Sehet, was ihr selbst gethan habt, als die Preussen euer Gebiet entweihten. Im-

mer hat das heilige Feuer der Freiheit gesiegt, über die Zahl. Das Glück lächelt der Kühnheit, der Sieg dem Muthe. Davon mögt ihr zeugen, Sieger bei Marathon, bei Salamin und bei Jemappe!" Diese Hofnungen, und diese Zuversicht auf die gute Sache der Freiheit belebten in ganz Frankreich die Rüstungen zu dem neuen Feldzuge. Die Versammlung und Uebung der Truppen, die Verfertigung der Waffen und der Munition, die Herbeischaffung der Lebensmittel, alles ward mit rastlosem Eifer betrieben.

Die ganze Kriegsmacht der Republik sollte nach einem Dekret der Konvention bei der Eröfnung des Feldzuges in 502,800 Mann bestehen, worunter sich 52,000 Mann Reuterei, und 20,000 Mann Artillerie befanden. Diese Macht war, ausser dem Heere um Paris, in sieben Armeen vertheilt. Die italienische unter dem Kommando des Generals Biron, der statt des abgesetzten Anselms diese Armee bekommen hatte, stand bei Nizza; die Alpenarmee unter Kellermann in Savoien; die Rheinarmee unter Custine zwischen Frankfurt und Landau; die Trümmer der Moselarmee unter Beurnonville hatten sich nach Lothringen zurückgezogen; die Maasarmee unter Dumouriez, und die Ardennenarmee unter Valence standen an der Maas; die Nordarmee unter Miranda dehnte sich von Tongern bis nach Rörmonde

aus. Als aber die feindliche Macht so sehr anwuchs, daß man sich ihrer nicht blos an der Ost- und Nordgränze zu erwehren hatte, so wurde jene ungeheure Kriegerzahl noch vermehrt, und ausser den besagten Heeren, noch die Ost- und Westpyrenäenarmee, die Armee der Küsten von Rochelle, von Brest, und von Cherbourg, und eine neue Reservearmee errichtet. Auf den Fall der Noth war ganz Frankreich eine belagerte Stadt, wo jeder, der es vermochte, die Waffen ergreifen, und das Vaterland gegen die andringenden Feinde vertheidigen mußte. Dadurch ward die Stärke dieses Staats unermeßlich, und seine Kraft unerschöpflich. Die verbündeten Fürsten hatten den Krieg nicht blos mit seinen Soldaten, sondern mit allen seinen Innwohnern zu führen.

Noch vor der Eröfnung des Feldzuges verordnete der Volkssenat eine ganz neue Organisation der Armee, welche für die Folge sehr wichtig geworden ist. Nach einem Vorschlage des Dubois-Crance' wurde nämlich der bisherige Unterschied zwischen den Linientruppen und Nationalgarden aufgehoben, und gleiche Uniform, gleicher Sold, und gleiche Gesetze für das ganze Heer eingeführt. Denn, sagte man, es sind überall nur Bürger, welche für die Sache der Freiheit streiten. Die Infanterie wurde in halbe Brigaden eingetheilt, und diese numerirt. Es gab nun keine Majors,

Obristen, Generalmajors (maréchaux de camp), Generallieutenants, und Marschalls von Frankreich mehr, sondern statt deren Bataillonschefs, Chefs der halben Brigaden, Brigadengenerale, Divisionsgenerale, und Generale en Chef. Die Wahl der Offiziere aber wurde, unter gewissen Bestimmungen, den Soldaten selbst überlassen. Dadurch suchte man Einheit, Gemeinsinn, Eifersucht, und Ehrgeiz unter den Truppen zu pflanzen, und der Erfolg hat bewiesen, daß dieses Mittel sehr richtig zu seinem Zwecke berechnet war.

Aber was konnte der aufrichtige und kaltblütige fr. Patriot von einer noch so grossen Macht, zumal bei der besagten Ungleichheit der sich entgegenwirkenden Kräfte, und von der feinsten Kunst in der Leitung der leztern erwarten, da ein fürchterliches Fieber in dem Innern des französischen Staatskörpers tobte, an dessen Heilung allein schon, auch ohne die geringste äussere Gefahr, alle Klugheit und aller Muth verzweifeln konnten. Man hatte das Königthum abgeschaft, und eine demokratische Verfassung aufgerichtet. Aber nicht reiner Patriotismus, nicht unintereſſirte Freiheitsliebe, nicht ächter Eifer für das Wohl der Nation, leiteten ihre Häupter, als man bis auf diesen Punkt gekommen war. Egoismus, Eigennutz und Herrschsucht trennten in dem Senate des Volkes die Gemüther, und nie hatten, in der langen Periode der Könige, die

Partheien am Hofe so wild gegen einander gekämpft, als es itzt die Jakobiner und die Girondisten in der Nationalkonvention thaten. Jede Parthei hatte ihr eigenes System, das am Ende auf den Anspruch hinausführte, über Frankreich zu herrschen. Da keine nur ein Haar breit vor der andern zurükweichen wollte, so begann unter ihnen eine wüthende Eifersucht, und indem die feindlichen Kanonen an der Gränze donnerten, ward das Heiligthum der Gesetzgeber durch Beschimpfungen und Anklagen, durch freches Zudringen gedungener Pöbelhaufen, durch greuliche Tumulte, durch Faustkämpfe, Pistolen und Dolche entweiht. Die Jakobiner wußten sich, durch ihre gewöhnlichen Künste, den Sieg über ihre Gegenparthei zu verschaffen. Am 31. Mai brachten sie Paris in Aufruhr. Die Sturmglocken und die Lärmkanonen verkündigen einen neuen, blutigen Tag. Mit Piken, Bajoneten und Kanonen wird der Konvent belagert. Die ersten Männer von der Parthei der Gironde werden in Verhaft genommen. Mit einem Schlage ist ihr System unterdrückt, und unumschränkter und grausamer als irgend ein Sultan des Orients, oder ein Imperator nach den Zeiten des August, herrscht von nun an Roberspierre an der Spitze seiner Genossen, und das unglückliche Frankreich wird mitten auf dem Wege nach dem Genusse der

höchsten bürgerlichen Freiheit, plötzlich in den tiefsten Abgrund der Sklaverei hinabgestürzt. Der neue Tyrann baute seinen Thron auf Schrecken und Leichname. Haussuchungen, Einkerkerungen und Hinrichtungen wurden bald überall die Ordnung des Tages. Von Antibes bis Brest, von Dünkirchen bis Perpignan war die Guillotine in steter Bewegung; und da sie bei der ungeheuern Menge der dem Tode geweihten Opfer zu langsam wirkte, so wurden Noyaden und Füsilladen (Hinrichtungen durch Ersäufungen, Flinten- und Kartätschenschüsse) mit ihr verbunden. Man durfte nur reich seyn, oder irgend ein hervorragendes Verdienst besitzen, so war man schon ein todeswürdiger Verbrecher. Alles hinzugeben, was man hatte, im Rathe der Schreckensregierung und in den Volksversammlungen zu wüthen, Tugend, Wissenschaft und Verdienst zu verfolgen, mit Kaltblütigkeit zu zerstören und zu morden, ein abgeschnittenes ungepudertes Haar, grossen Knebelbart, runden Hut, Pantalons und einen langen Säbel an der Seite zu tragen, recht grob zu seyn und Jedermann zu dutzen, — das erwarb den Titel eines ächten Ohnehosenmannes, und dieser Titel war damals die größte Ehre des Franzosen. Und alles das geschah unter dem Vorwande, daß man das Land von den Feinden der Freiheit säubern, nud den Charakter der Nation auf den höchsten Grad des Enthusiasmus emporspannen müßte.

Bange und zitternd beugte sich das Volk vor seinen Treibern, und ihre Herrschaft mußte eine Weile bestehen, da ihr Anhang so groß und ausgebreitet, ihre Wachsamkeit so unermüdet, und ihre Mittel so schrecklich waren. Die Furcht vor dem Tode war nun das Haupttriebwerk, das die französische Nation in Bewegung setzte; und was zuvor Freiheitsliebe und Haß gegen das Königthum bewirkt hatte, das that seit dem 31. Mai grossentheils Verzweiflung und Furcht vor der Guillotine.

Aber was war natürlicher, als daß man sich gegen diese Schreckensherrschaft auflehnte, und daß eben jene Verzweiflung manche Bürger auf den Weg des Widerstandes und der Empörung trieb? — In allen Theilen von Frankreich entstand seit jener unglücksschwangern Epoche eine drohende Gährung, und in einigen brach sie wirklich in den schrecklichsten Bürgerkrieg aus.

Die Volksdeputirten von der Parthei der Gironde, deren Einkerkerung die Jakobiner beschlossen hatten, flohen zum Theil in die Departemente zurück, welche sie abgeordnet hatten, und verkündigten ihren Mitbürgern die Niederlage der guten Sache, den Sieg der Tyrannen, und die Anschläge, welche sie zur Unterjochung des Vaterlandes gefaßt hatten. Durch ihre Vorstellungen entbrannte in Norden und in Süden ein allgemeiner Unwillen, und schnell reifte in den entrüsteten Gemüthern der Entschluß, die Waffen zu ergreifen, und die Frei-

heit zu retten. Die Departements von Eure, Calvados, Isle und Vilaine, Mayenne, Niederloire und Nordküste standen auf, brachen den Briefwechsel mit dem Konvente ab, und rüsteten sich, um die Jakobiner zu bestrafen und zu unterdrücken. Felix Wimpfen, der muthige Vertheidiger von Thionville, welcher die Küstenarmee von Cherbourg kommandirte, trat an die Spitze der nördlichen Departementalmacht. Der Konvent hatte ihn nach Paris beschieden. „Ja, ich komme, ließ er ihn wissen, aber an der Spitze von 60,000 Mann!" Er setzte sich auch in der That in Bewegung, und rückte gegen die ungeheure Stadt an. Sein Glück entsprach aber den Erwartungen seiner Parthei nicht. Der Konvent, der alle Mittel in den Händen hatte, benutzte sie, um die Anhänger der Girondisten unter sich zu entzweien. Ihr Vortrab wurde nach einem leichten Gefecht bei Passy von den Truppen des Konvents zerstreut. Wimpfen konnte nur durch eine schleunige Flucht sein Leben retten. Der ganze Nord von Frankreich unterwarf sich nun dem Konvent, erklärte, in schmeichelhaften Zuschriften, daß Irrthum und Mißverständnisse die Ursachen seiner Widersetzlichkeit gewesen seien, und schwur der neuen Konstitution Treue und Anhänglichkeit, welche ihnen ja gerade das so feierlich versprach, was sie alle wollten, Freiheit, Gleichheit, und Herrschaft der Gesetze. Wimpfens Name ward aber

selbst von seinen Anhängern verflucht. Denn nicht zur Vertheidigung der Republik hatte er sie angeführt; verzweifelnd an ihrer Dauer, schien die Erweckung des Königthums sein Zweck, und alles übrige nur Vorwand. Verlassen von seinen Anhängern verbarg er sich im Calvado's, und erwartete im dichtesten Dunkel eine bessere Zukunft.

Schwerer war es, das Gewitter in Süden abzuleiten. Die Departemente Rhonemündung, Rhone und Loire, Gironde und Morbihan geriethen bei der Ankunft ihrer geflüchteten Deputirten in die wildeste Empörung. „Ein allgemeines Geschrei, schrieben die Verwalter der Gironde an den Konvent, Wuth und Rache ertönt an allen öffentlichen Plätzen, und selbst mitten in unserm Versammlungssaale. Ein allgemeiner Ausbruch von Unwillen und Verzweiflung erhebt sich. Es ist uns unmöglich, alle Folgen dieses Aufbrausens zu berechnen. Wir sind Ihnen schuldig die Wahrheit zu sagen, Bürger-Repräsentanten. Aber wir fürchten den Augenblick, wo wir Ihnen die Wahrheit ganz sagen müssen!“

Dieser Augenblick war nahe. Schnell bildete sich eine ansehnliche Macht; Paris sollte ihr Kampfplatz seyn. „Wir erheben uns, schrieben die Bürger von Rennes dem Konvent, um nach Paris zu marschiren. Unsre Bewegung wird schrecklich seyn. Eilet ihr zuvor zu kommen!“ — Zu Bordeaux grif alles zu den Waffen, und ein

eigener Volksausschuß ward niedergesetzt, die Insurrektion zu leiten. In Marseille verschloß man den Jakobinerklub und verband sich mit den bewafneten Nachbarn. Das heftigste Feuer ward aber, durch die beiden Deputirten Biroteau und Chassey, zu Lion angeblasen, und bald erschien diese Stadt als der Mittelpunkt, von dem alles ausgieng und in dem sich alles vereinigte, was sich in Süden gegen die Jakobiner empört hatte. Es wurde hier ein Departementalkongreß veranstaltet, und durch denselben beschlossen, daß der Nationalkonvent nicht mehr anerkannt, und alle Jakobiner als gesetzlos betrachtet werden sollen. Man bemächtigte sich der Magazine und Niederlagen der Armee, und nahm zwei Eilboten des Konvents gefangen, welche in den Montblanc gehen wollten, und wovon der eine 3 Millionen Livres in Assignaten bei sich hatte. Man schickte Abgeordnete in die vorerwähnten und überhaupt in alle nahegelegenen Departemente, um sie zur Vereinigung mit Südfrankreich einzuladen. Es wurden grosse Anstalten getroffen, um sich dem Joche der Jakobiner zu entziehen, und die behauptete Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu erhalten.

Der Widerstand gegen die neuen Tyrannen war aber nicht überall so ausdauernd, als in dieser reichen, grossen, prächtigen Stadt. So bald die Konstitution geendiget war, nützte der größte Theil des Südens die angebotene Frist zur Wiederkehr,

und

und brachte dem triumphirenden Senate seine Huldigung. Nur Marseille, Toulon, und Lion beharrten vest auf dem Entschlusse, sich nicht unter das Joch der Jakobiner zu beugen. Deshalb ward Lion der Empörung gegen die Republik schuldig erklärt, und der General Kellermann erhielt den Befehl, mit 20,000 Mann von der Alpenarmee gegen die aufrührerische Stadt anzurücken. Ein anderer Heerhaufen unter dem General Carteaux hatte den Auftrag, die Marseiller zu zähmen.

Die leztern befanden sich auf dem Wege nach Lion und hatten bereits Avignon im Rücken, als Carteaux's Kolonnen auf sie stiessen. Sie wurden nach einigen leichten Gefechten über Aix zurückgeworfen, in allen neuen Stellungen geschlagen, und bis an die Thore ihrer Stadt verfolgt. Am 28. August zogen die Sieger ein. Bange harrten die überwundenen Innwohner, welche Stifter und Theilnehmer an der Empörung gewesen waren, ihrer Feinde. Laut jubelten aber diesen die jakobinischen Bürger entgegen, und im Triumpfe führten sie ihnen die beiden Deputirten zu, welche bisher im Gefängnisse gelegen waren. Eine grausame und unerbittliche Rache fiel auf Marseille.

Während dieser Unruhen in Süd-Frankreich schwamm eine aus 14 englischen und 16 spanischen

Linienschiffen zusammen gesetzte Flotte, geführt von dem Admirale Hood, an der Küste umher, dem Augenblicke entgegenharrend, wo die Einwohner, müde des Streits in ihrem Innern, den äussern Feind zu ihrem Schutze herbeirufen würden. Hood hatte ihnen seine Gegenwart kund gethan, und sie aufgefordert, daß sie die Bemühungen der Bundsgenossen unterstützen möchten. „Wir, setzte er hinzu, werden auf 4 Jahre von Quaal und Angst, Ruhe, Friede und Freiheit folgen lassen, wovon ihr blos den Schatten habt. Es gibt nur ein Mittel gegen so viele Uebel — die Wiedererrichtung des Thrones. Vertraut euch dem Edelmuthe einer freimüthigen und ehrlichen Nation!" — Im Zustande der Verzweiflung ist jedes Rettungsmittel willkommen, uud in diesem Zustande befand sich Toulon. Marseille war seiner Unterjochung nahe; alles hatte sich dem Konvente zu Füssen geworfen; man kannte die Wuth der Jakobiner gegen ihre Widersacher; und man mußte ihnen unterliegen, wenn man nicht von aussen Schutz und Unterstützung fand. Zwar versprachen die Feinde ihren Schutz nur unter der Bedingung, daß man dem Königthum wieder huldige. Aber man unterwarf sich dieser Bedingung doch leichter, als daß man sich der Willkühr eines grimmigen Siegers überließ, den man überdieß eben so grimmig haßte. In dem Augenblicke der tiefsten Bestürzung, welche noch durch einen grossen Mangel an

Lebensmitteln in der mit 30,000 Menschen angefüllten Stadt vermehrt ward, näherte sich Hood dem Haven. Sogleich wehte die weisse Fahne von den Thürmen, und zwei Abgeordnete kamen zu dem Admiral an Bord, und erklärten ihm, daß ihre Mitbürger entschlossen seien, Ludwig dem XVII. zu huldigen. Die Flotte gieng am 29. August auf der Rhede vor Anker. Die Stadt und Vestung ward, samt allen darinn befindlichen Staatsgütern, einem unermeßlichen Vorrath von Schifs- und Kriegsmunition, und dem, unter dem Kommando des Admirals Trogolf, im Haven liegenden 17 Reihenschiffe und 5 Fregatten starken französischen Geschwader, den Fremdlingen übergeben. So fiel ohne Schwerdtstreich der wichtigste Haven an der Südküste der Republik. Unstreitig war dies die wichtigste Eroberung, welche die Verbündeten in dem ganzen Kriege gemacht hatten.

Nur daß dies schnelle Glück keinen langen Bestand hatte, und unverzeihlich vernachlässiget ward! Statt durch dies offene Thor mit einer grossen Macht in das Innere von Frankreich einzudringen, und so dem Feinde seinen Hauptnerv abzuschneiden, begnügte man sich damit, nur für die Vertheidigung desselben zu sorgen. Die jakobinisch gesinnten Innwohner der Stadt wurden theils hinweggeführt, theils in die Gefängnisse ge-

worfen; die Vestungswerke auf der Landseite wurden verbessert; und eine aus Engländern, Spaniern, Neapolitanern, Portugiesen und Franzosen bestehende Besatzung kam allmählig herbei, um sie zu vertheidigen. Schon am zweiten Tage nach Toulons Fall erschien der General Carteaux, mit seiner siegenden Armee, in der Nähe der Stadt. Aber mit Muth schlug der Engländer Elphingston seinen Vortrab zurück, und nahm ihm seine Kanonen und Fahnen. Entschlossen rückte indeß Carteaux mit allen seinen Truppen am 7. Sept. herbei. Er eroberte die engen Pässe von Ollioules, erstürmte zwei Forts, errichtete Batterien an dem Meeresstrande, und feuerte auf die Schiffe im Haven. Die Besatzung trieb ihn zwar wieder zurück; aber eine neue Anstrengung verschafte ihm nicht nur seine alten Vortheile wieder, sondern brachte auch den Berg Pharon und alle auf demselben liegenden Schanzen in seine Gewalt. Eine Eroberung, welche entscheidend geworden wäre, wenn sie ihm nicht die Belagerten sogleich wieder entrissen hätten.

Unterdessen wuchs das Belagerungsheer allmählig bis auf 60,000 Mann an, und der General Dugommier erhielt den Oberbefehl über dasselbe, mit dem Auftrage, unaufhörlich anzugreifen und zu stürmen, bis die treulose Stadt gefallen sei. Ein glückliches Ereigniß bezeichnete sogleich den Anfangspunkt der Laufbahn des neuen Befehlshabers. Die Besatzung machte am 30. Nov. einen

heftigen Ausfall auf die Batterien, welche seit zwei Tagen, das Fort Malbosquet mit vielem Nachdrucke beschossen hatten. Die Belagerer wurden überall geworfen, und die Batterien erobert. In dem entscheidenden Augenblicke sammelte aber der General Garnier die Flüchtlinge, rückte von der Seite gegen den Kampfplatz an, brachte die Verbündeten zwischen zwei Feuer, und — es blieb den meisten von ihnen nicht einmal der traurige Trost der Flucht. Sehr viele Staabsoffiziere, und unter diesen der Kommandant der Veste selbst, der General Ohara, wurden gefangen, die verlornen Stellungen wieder besezt, und sogar das Lager an dem Fusse des besagten Forts ausgeplündert. Die Mißverständnisse, welche bisher unter den Befehlshabern der Verbündeten geherrscht hatten, wurden durch diesen Verlust noch grösser. Es fehlte nun immer mehr an Einheit und Zusammenhang in den Anstalten der Belagerten. Die Truppen waren verdrüßlich und muthlos. Ein Vortheil nach dem andern ward de. Republikanern zu Theil.

Der 17. Dez. entschied das Schicksal der Stadt. Die Engländer hatten eine Redoute erbaut, welche allein schon für eine starke Vestung gelten konnte. Ein gedoppelter Wall und Graben, ein verschanztes Lager, spanische Reuter, Verhacke, Wolfsgruben, das Kreuzfeuer von 3 andern Schanzen, und eine 2000 Mann starke Besatzung schienen sie unangreifbar zu machen. Aber von ihr hieng auch alles

ab, — und das war für die Republikaner genug, um einen Sturm zu beschliessen. An dem besagten Tage rückte ihr ganzes Heer aus, die Generale Laborde und Dugoucis führten ihre Kolonnen gegen die grosse Redoute an. Gleich einem Vulkan sprüzte sie, aus 13 schweren Kanonen und 5 Mörsern, die sie umgaben, Flammen und Tod gegen die Stürmer. Aber nichts war vermögend, ihren Ungestümm aufzuhalten. Schon nach einer Stunde schallte ihr fröhliches: „es lebe die Republik!“ von der errungenen Höhe herab. Die ganze Besatzung ward getödtet oder gefangen, und alles Geschütz erbeutet.

Die Eroberung dieser grossen Schutzwehr der belagerten Stadt, gab den Siegern den Schlüssel zu derselben in die Hände. Sie zu räumen, und zuvor noch alles zu zerstören, was dem Feinde nützlich seyn könnte, war der Entschluß, den die Nothwendigkeit den Verbündeten abzwang. Sogleich verliessen sie die sämtlichen Aussenwerke, sprengten sie zum Theile in die Luft, und vernagelten die darinn liegenden Kanonen. Todesangst ergrif die Innwohner, welche an der Empörung Theil genommen hatten; zu Tausenden flohen sie, mit ihren Weibern und Kindern, unter den Kugeln und Bomben der anstürmenden Belagerer, auf die Schiffe, während die jakobinischgesinnten aus ihren Schlupfwinkeln hervorkrochen, über die Flichtlinge herfielen, und ihre Häuser ausplünderten. Unterdessen zündeten

die Engländer das grosse Arsenal, die Magazinsgebäude, und die französische Flotte im Haven an. Das Feuer wüthete schrecklich, und ergrif, durch die Unvorsichtigkeit der Spanier, einige Pulverschiffe, welche mit einem Krachen und mit einem Feuerstrome in die Luft sprangen, als hätte die Hölle sich in dem Meere eröfnet. Kaum hatten die fremden Truppen den Haven verlassen, so drang die republikanische Armee in die Stadt, hieb alle männlichen Innwohner, die ihr aufstiessen, nieder, und versammelte sich an der Brandstätte, um das Feuer zu löschen. Es gelang ihr, seiner Wuth Schranken zu setzen; aber unermeßlich war die Zerstörung, die es angerichtet hatte. Die Verbündeten entfernten sich in schneller Eile. Zwei Schaluppen, mit Flüchtlingen angefüllt, wurden noch von den Kanonen der Sieger erreicht, und in den Grund gebohrt. — Ein hoher Freudentaumel erfüllte ganz Frankreich bei der Nachricht von dieser Eroberung, und nichts konnte ihn unterbrechen, als die blutdürstige Wuth, womit sich nun die Jakobiner an den Unglücklichen rächten, die noch in der öden, trauernden Stadt zurückgeblieben waren. „In der ganzen Republik, beschloß der Konvent, soll diese wichtige Begebenheit durch ein Nationalfest gefeiert werden. Aber, setzte er hinzu, der Name Toulon soll aufhören, und die Stadt soll künftig der Haven des Berges (Port de la montagne) heissen. Alle Privathäuser sollen nie-

dergerissen, und nur die öffentlichen Gebäude mit der Zerstörung verschont werden.“ Den Verbündeten ward durch diesen Schlag die schönste und wichtigste Eroberung in Frankreich entrissen, und für alle die grossen Erwartungen, welche die Engländer erregt hatten, erndeten sie nun nichts, als Spott und Schande. „Sie haben, so schrieben die Volksrepräsentanten nach Paris, sie haben Toulon weggenommen, als Verräther; sie haben es behauptet, als Grausame; sie haben es verlassen, als feige Memmen!“

Auch Lyon war unterdessen gefallen. Ein Heer von beinahe 100,000 Mann, grossen Theils durch die Hofnung der Beute, welche man sich in dieser reichen Stadt versprach, herbei gerufen, hatte sich nach und nach vor ihren Thoren versammelt. Der Konventsdeputirte Dubois = Crance' leitete, seit dem Kellermann, den das Vordringen der Sardinier wieder in den Montblanc (Savoyen) abgerufen hatte, abgereist war, die Bewegungen derselben. Aber auch diese grosse Macht ließ die Innwohner, zu denen sich sehr viele Ausgewanderte gesellt hatten, nicht verzagen. Der General Precy, der ihre Vertheidigung kommandirte, wußte durch Klugheit, Geistesgegenwart und Tapferkeit die Gemüther so zu beherrschen, daß Jedermann entschlossen war, das Aeusserste zu erwarten. Die wenigen Feigen hielt man durch Todesfurcht im Zaume. Am 23. August begann das

Heer die Stadt zu beschiessen. Das Feuer nahm schnell überhand, und verwüstete mehrere Gebäude. Man forderte die Bürger aufs Neue auf; aber man wollte nicht mit Jakobinern unterhandeln. Entschlossen, die Stadt, wenn es seyn müßte, in einen Aschenhaufen zu verwandeln, spielte das schwere Geschütz von allen Seiten, und die Gegenwehr der Belagerten und ihre Ausfälle vermochten nicht, es zum Schweigen zu bringen. In der Nacht vom 26 bis 27. August wüthete die Flamme am schrecklichsten. In allen Quartieren schlug sie empor; die ganze Stadt schien in ein Feuermeer verwandelt zu seyn. Die Belagerten blieben sich gleich. Sie machten kühne Ausfälle, schlugen am 3 Sept. sogar das Belagerungsheer eine Strecke zurück, und behandelten die Gefangenen mit derselben Strenge, die, wie sie wußten, im Lager Sitte war.

Aber was konnte ein solcher Vortheil ohne Hülfe von aussen nützen? Das Elend in der Stadt hatte den höchsten Grad erreicht. Ganze Strassen lagen im Schutt. Die Zahl der Vertheidiger ward mit jedem Tage schwächer. Es fehlte an Munition und an Lebensmitteln. Man trieb die Alten, die Weiber, und die Kinder hinaus, aber der Feind jagte sie mit Kartätschen wieder zurück. Solche Scenen von Jammer, wessen Muth mußten sie nicht schwächen?

Die Thätigkeit der Belagerten nahm in gleichem Verhältnisse mit ihrer Kraft ab. Die Bela=

gerer rückten näher herbei, trieben die Bürger in ihre Verschanzungen zurück, drangen in einige Vorstädte ein, und unterhielten ein unaufhörliches Feuer auf die bange Stadt. Man unterlag der Stärke eines übermächtigen Feindes. Am 8. Okt. kamen Abgeordnete von den 32 Abtheilungen von Lyon, zu dem Generale Doppet, in die Vorstadt St. Just heraus, und ergaben sich und ihre Mitbürger, flehend und tiefgebeugt, der Gnade des Konvents. Precy, an der Spitze eines 2000 Mann starken Haufen der eifrigsten Jakobinerfeinde, entschlossen, lieber mit dem Schwerdte in der Hand, als unter der Guillotine zu sterben, setzte sich in Bewegung, um einen Weg durch das Heer der Belagerer zu finden. Sie waren so glücklich, durch Vaise hinauszuschleichen, und bis in den Rücken der Armee zu kommen. Aber sie wurden verrathen, und nun schlug man an allen Orten Sturm. Viele tausend bewafnete Männer eilten herbei. In den Pässen von St. Cyr und St. Germain eingeschlossen, wehrten sie sich, wie Wütende, gegen ihre Verfolger. Die meisten von ihnen starben mit den Waffen in der Hand, wenige wurden gefangen, und nur der vierte Theil ungefähr fand Mittel, zerstreut zu entkommen.

Siebenzig Tage lang hatte sich Lyon gegen das Heer der Konvention vertheidiget; aber das Ende ihrer Vertheidigung war ihr Untergang. Denn es war nicht mehr der alte, prachtvolle,

mit den Reichthümern eines Welttheils angefüllte Platz; sondern ein schauerlicher Haufen rauchender Ruinen, unter denen bleiche, von Angst und Elend niedergedrückte Menschen umher wankten, von dessen Rathhause der General Doppet, am 9. Okt. dem Kriegsminister schrieb: „Lyon ist unser!"

Ein schreckliches Dekret, als wäre es in der Hölle gegeben, kam izt aus dem Versammlungssaale des Nationalkonvents zur Armee an die Rhone. „Die Theilhaber der Empörung sollen militärisch bestraft, Lyon soll, mit Ausnahme der öffentlichen Gebäude, der Häuser der Armen, und der Patrioten zerstört, der Name der Stadt vertilgt, den übrigen Häusern der Name befreite Stadt (commune affranchie) gegeben, und mitten in die Ruinen eine Säule gepflanzt werden, mit der Innschrift: „Lyon führte Krieg mit der Freiheit — Lyon ist nicht mehr!" — Die Muse der Geschichte hüllt sich verstummend in ihren Schleier, wenn sie die tigermässige Grausamkeit schildern soll, womit dies scheußliche Gesetz vollzogen wurde. Vom 9. Okt. an begann das Zerstören, das Rauben und das Morden, und dauerte fort, so lange die Habsucht und die Blutgier noch Opfer fanden. Erst war die Guillotine ohne Aufhören beschäftigt, und die Erde konnte das Blut der Getödteten nicht mehr verschlucken; man mußte die Mordmaschine über einen Bronnen setzen. Aber diese Art von Hinrichtung, und die schein=

baren Untersuchungen, die derselben vorhergiengen, waren den Wüthrichen zu langsam und zu umständlich. Man führte die armen Gefangenen, indem man ihre Namen ablas, zu hunderten aus den Kerkern, feuerte mit Kartätschen unter sie, hieb die, welche nicht tödtlich verwundet waren, mit Säbeln zusammen, und warf ihre Körper in die Rhone. Keine Unschuld, kein Alter, kein Geschlecht, kein Verdienst, nicht einmal Bestechung schützten gegen den Blutdurst der Unmenschen. Unmündige Kinder und Verrückte wurden zur Schlachtbank geführt; und mancher ward von den Mördern mit fortgerissen, blos weil er um Schonung für die Seinen gebeten hatte. Fünfhundert Menschen wurden einst an einem Tage getödtet. Die Erde rauchte, die Rhone färbte sich roth von dem Blute der Erschlagenen, und der Engel der Menschheit wandte seinen Blick ab von seinen Kindern, die in diesen Tagen des Schreckens alle bessern Gefühle ihres Geschlechts mit der Wuth der Raubthiere des heissen Lybiens vertauscht zu haben schienen.

Aber viel ausgebreiteter, hartnäckiger und für den Nationalkonvent furchtbarer waren die Regungen des Rojalismus, welche schon im Anfange dieses Jahres im Westen von Frankreich aufzuckten, und bald so heftig wurden, daß die Republik unter allen ihren Feinden keinen zählte, der ihr das Messer so drohend an die Kehle setzte, als der

bunte Haufe der Empörer, die sich zwischen der Küste des Ozeans, der Loire, der Sevre und der Toue, in dem — in der ehemaligen Provinz Poitou liegenden Departement Vendee — zuerst erhuben und sich nachher in die nahegelegenen Departemente ausbreiteten. Es waren im Anfange nur einige Gemeinden, die sich mit Sensen und Aexten den Kommissarien der Nation widersezten, welche gekommen waren, um ihre Jünglinge zum Dienste der Armee auszuheben. Dieser Umstand brachte den in den Bewohnern dieser Gegenden liegenden Brennstoff vollends in Flammen. Man war misvergnügt über die Abschaffung des Königthums, das durch die Gewohnheit geheiligt war. Man fühlte sich empört, durch die Ermordung des königlichen Gesalbten. Man verwünschte die gänzliche Umformung der Dinge, die man in diesen düstern Gegenden nicht begrif, und fürchtete die Strafgerichte des Himmels, indem man die Religion und ihre Diener verhöhnt, und mit einer gänzlichen Ausrottung bedroht sah. Das leibliche und das geistliche Interesse waren in gleicher Gefahr. Priester und Adeliche bemühten sich mit der emsigsten Geschäftigkeit, diese dem Volke in der scheußlichsten Gestalt zu zeigen. Es traten Propheten und begeisterte Männer auf; man hörte Stimmen vom Himmel; an vielen Orten geschahen die erstaunlichsten Mirakel. Sich dem Unfuge der Religions- und Thronenstürmer entgegen stem-

men, hieß den Dienst Gottes und seinen eigenen Vortheil miteinander vereinigen. Ein wilder Enthusiasmus, der nie heftiger ist, als wenn er für die Religion entbrennt, bemächtigte sich der Gemüther. Man bewafnete sich; man schlug Sturm; man zog von Dorf zu Dorf; man schafte die konstitutionellen Beamten ab, man zerstörte die Symbole der Republik, und der Geist des Aufruhrs verbreitete sich so schnell, daß nach einem Zeitraum von 4 Wochen diese Rojalisten mehr als 100,000 kraftvolle Männer unter ihren Fahnen zählten. Es war ihnen leicht, die Nationalgarden, die man in Eile gegen sie zusammengeraft hatte, zurück zu schlagen. Der Wohlfahrtsausschuß lernte erst durch ihre Siege und immer weitere Ausbreitung ihre Wichtigkeit kennen. Die Küstenarmee von la Rochelle kam auf seinen Befehl jezt eilig herbei, und wälzte sich in einem grossen Halbzirkel gegen die Vendee heran. Voll heiligen Eifers stürzten die Rojalisten auf sie los, schlugen sie überall, eroberten Fontenay (26. Mai), die Hauptstadt ihres Departements, und zwangen den General Quetineau, der Thouars mit 6000 Mann Linientruppen vertheidigte, auch diesen Platz zu übergeben, und mit seiner Besatzung das Gewehr zu strecken. — Man sah hier den Fanatismus und den Freiheitsschwindel mit einander ringen; und wie kann ein Kampf wüthender seyn, als unter diesen beiden?

Das sonderbarste Gemische stellte der Anblick der rojalistischen Heerhaufen dar. Mönche und ungeschworne Priester im geistlichen Ornat und mit dem Kruzifixe in der Hand, zogen unter dem Gesange geistlicher Lieder vor ihnen her. Mit Spiesen, Säbeln, Flinten und den Werkzeugen des Ackerbaues, folgten die Landsleute mit grossen Rosenkränzen um den Hals ihnen nach. Fahnen aus den Kirchen, mit Heiligen-Bildern bemahlt, waren ihre Paniere; es lebe Ludwig XVII.! es lebe Jesus Christ! ihr Feldgeschrei; ihre Armee gab sich den Namen der königlich-christlichen oder katholischen. Mit einem Te Deum in der Kirche feierten sie die Besitznahme jedes Orts. Wer ihnen in die Hände fiel, mußte der ächten christkatholischen Religion und dem Könige Treue schwören.

Diese so buntaussehende Armee war aber nichts weniger als verächtlich. Sie ward durch ein inneres Triebwerk erhitzt, das an Kraft nicht unter dem Enthusiasmus ihrer Gegner stand. Sie hatten nur wenige und nicht sehr geübte Reuterei; aber ihre Infanterie war vortreflich, und es befanden sich eine Menge guter Schützen darunter. Sehr viele Ueberläufer von den alten Linientruppen und besonders von den aus Fremden bestehenden Legionen schlossen sich an sie an. Mehrere Offiziere, die theils durch ihre glänzende Geburt, wie z. B. der Prinz Talmont, der Marquis d'Autichamp,

oder durch ihre grossen militärischen Talente, wie d'Elbe'c, Bouchamp, Lescure, la Roche Jaquelin, Charette, Stofflet, Sapinaud ꝛc. Ehrfurcht geboten, leiteten ihre Bewegungen. Sich nie angreifen zu lassen, immer selbst in Masse anzugreifen, und den Feind unaufhörlich zu beunruhigen, waren die Grundsätze ihrer Taktik. Unter den Nationalgarden, die gegen sie herbeigeführt wurden, herrschte Unwillen, Unbotmässigkeit und Furcht; lange hatten die Rojalisten den Vortheil der Ueberzahl. Das auf der einen Seite durch Sümpfe und Kanäle durchschnittene, und auf der andern durch Waldungen und Hügel bedeckte Terrain des Kriegsschauplatzes, machte alle Operationen der Republikaner gegen sie im höchsten Grade schwierig. War es ein Wunder, wenn Nantes, Rochelle und Tours vor dieser erst so tief verachteten Horde zitterten, und die Nationalkonvention bange dem von der Loire herziehenden Ungewitter entgegen sah?

Allein nicht blos mit den Waffen in der Hand, sondern auch durch Gründe und Vorstellungen suchten die Rojalisten die französische Nation in ihr Interesse zu ziehen. Unter dem 30. April liessen ihre Anführer aus dem Lager vor Thouars, eine Zuschrift an ihre Landsleute ergehen, worinn diese mit grosser Beredsamkeit ermahnt wurden, das Joch ihrer neuen Tyrannen abzuwerfen, den Mord des Königs zu rächen, und zur Vertheidigung der Religion

ligion aufzustehen. „Franzosen, heißt es in die„sem Aufruf, den Krieg, den wir führen, führen „wir für euch! Es ist der Kampf der Ehre, gegen „Schimpf und Schande, der Tugend gegen das „Laster. Unser Triumph ist gewiß. — Laßt sie „uns rächen, die beleidigte Menschheit, die um„gestürzte Religion, unsern ermordeten König, „und das unglückliche Frankreich. Krieg den Mör„dern Ludwigs des Gerechten! Treue und „Gehorsam Ludwig dem XVII.! Auf, laßt „uns vorrücken! Laßt uns unsre Tyrannen zu Bo„den treten! Laßt uns alle Verräther aus dem „Wege schaffen! Laßt uns den Baum umstürzen, „der das Sinnbild aller Laster ist! Laßt uns die „Lilien wieder aufblühen machen, dieses Zeichen „der Unschuld und der Tugend!"

Die Unternehmungen der rojalistischen Macht leitete hauptsächlich General d'Elbée, ein Mann von einem edeln Körperbau, gleichsam geboren zum Heerführer, wachsam, schlau, vorsichtig, unternehmend, höchst verständig des Kriegs, von einer seltenen Beredsamkeit, ein Kenner des Menschen und des Volks, und wenn es das Interesse der gemeinsamen Sache erforderte, ein Inspirirter und Prophet. Er hatte die Stelle eines obersten Anführers durch die Wahl erhalten. Charette, unzufrieden, eine untergeordnete Rolle spielen zu sollen, sonderte sich von ihm ab, und so zerfiel die

Macht der Königsfreunde in zwei getrennte Armeen. Die eine unter d'Elbée, genannt die grosse katholische oder königliche, breitete sich in Anjou und Ober-Poitou aus; die andere aber, die Jesus-Armee, unter Charette, schwächer an Zahl und innerer Kraft, als jene, wirkte in Nieder-Poitou. Durch diese Trennung legten die besagten Häupter den Keim des Untergangs selbst in ihre Sache; ohne sie hätte sich die in der Vendee auflodernde Flamme höchstwahrscheinlich über ganz Frankreich ausgebreitet.

Nach der Eroberung von Thouars rückten die Rojalisten gegen die Loire vor, schlugen die Republikaner unter dem Generale Ligonier zu verschiedenenmalen, nahmen ihnen Kanonen und Waffen, eroberten nach einem blutigen Treffen Saumur, giengen hier über den Strom, nahmen Angers weg, und erschienen plötzlich mit 30,000 Mann vor Nantes, indem rechts die königliche Armee und links Charette gegen diese grosse und reiche Handelsstadt andrangen. Sie verlangten, man solle ihnen die Thore öfnen, die Konventskommissäre ausliefern, und die weisse Kokarde aufstecken. Als aber ihre Abgeordneten mit Verachtung zurückgewiesen wurden, so begannen sie die Stadt zu beschiessen, und machten endlich am 29. Jun. einen wiederholten wüthenden Angriff auf dieselbe. Dieser wurde aber von der Besatzung in

Verbindung mit den Einwohnern der Stadt, unter Anführung des Generals Canclaux so tapfer zurückgeschlagen, daß sich die Angreifer mit grossem Verlust nach Ancenis zurückziehen mußten.

Unterdessen war die republikanische Küstenarmee von Rochelle bis auf 60,000 Mann regulirter Truppen angewachsen. Biron, der Obergeneral derselben, stand in seinem Hauptquartier zu Niort, während der General Westermann mit seinem Vortrabe, nach mehrern heftigen Gefechten, über Parthenay und Bressuire bis nach Chatillon vordrang, diesen wichtigen Platz wegnahm, die vielen darinn befindlichen Gefangenen in Freiheit sezte, und eine Menge Munition und Lebensmittel, so wie auch die Buchdruckerei und die Hauptfahne der Mißvergnügten eroberte. Schon beschäftigte er sich mit dem kühnen Entwurfe, über Chollet nach Nantes durchzudringen. Aber plötzlich (5. Jul.) ward er von den Rojalisten in allen Richtungen überfallen. Ihr Ungestümm zerstreute sein ganzes Corps. Alle seine Kanonen wurden erobert, sein Fußvolk ganz aufgerieben, und nur mit wenigen Ueberbleibseln von seinem Korps kam der tollkühne Abentheurer zu der Armee zurück. — Ein ähnliches Schicksal hatte der General la Baroliere. Er drang über Pont de Cé in die Vendee ein, und bis nach Vihiers vor. Aber hier stürzten am 18. Jul. 40,000 Rojalisten auf ihn los, und richteten ein schreckliches Blutbad

unter den Seinigen an. In wilder Eile flohen die Trümmer seines Heers bis Chinon, 15 Stunden vom Schlachtfelde, zurück.

Diese Siege gaben der Sache der Rojalisten den höchsten Glanz. Ihr Heer war am Ende des Heumonats 120,000 Mann stark, worunter sich 80,000 Flintenschützen befanden. Sie besassen bereits über 300 Kanonen. Aus allen Gegenden von Frankreich eilten Mißvergnügte unter ihre Fahnen; die Ausgewanderten rüsteten sich überall, um zu ihnen zu stossen; und die kriegführenden Mächte an der Gränze betrachteten sie als ihre wichtigsten Bundsgenossen. Ein aus 40 Personen bestehender Rath bildete ihren Mittelpunkt. Alle ihre Unternehmungen waren mit Klugheit entworfen, und mit Muth und Raschheit ausgeführt. Der vergebliche Angriff, den Charette auf Sables machte, und die Niederlage, die ihm der General Tuncq, vor Luçon beibrachte (6. Aug.), hatten zu wenig Einfluß auf das Ganze, als daß sie den Republikanern entscheidende Vortheile hätten erwerben können.

Die Jakobiner, entgrimmt über dies Glück ihrer verhaßtesten Feinde, setzten, nach ihrer Weise, die gewaltsamsten Mittel in Bewegung, um die Gefahren, die ihrem Reiche aus dem Westen drohten, abzuwenden. Alle waffenfähige Mannschaft rings um die Vendee her, wurde in Masse aufgeboten, und die Besatzung von Mainz, welche

sich verbindlich gemacht hatte, ein Jahr lang nicht gegen die äussern Feinde zu dienen, rückte unter ihrem General Dubayet, der Loire entgegen. Biron wurde, weil er den Niederlagen der Generale Westermann und la Baroliere so unthätig zugesehen hatte, abgesetzt, und später guillotinirt, und der Goldarbeiter Rossignol, ein ächter Ohnehosenmann, in seine Stelle erhoben. Zugleich aber erklärte der Nationalkonvent die Vendee für ein Land des Fluchs. Das Dekret desselben gebot: „Feuer und Schwerdt in die Hölen der Ven„dee zu tragen, die Räuber bis in ihre verbor„gensten Schlupfwinkel zu verfolgen, ihre Woh„nungen abzubrennen, ihnen alle Lebensmittel weg„zunehmen, alle Backöfen und Mühlen zu zer„stören, das ganze Land zu einem Haufen von „Leichnamen, Ruinen und Asche, zum fürchter„lichsten Denkmale der Nationalrache zu machen.“ — Von nun an ward die Vendee der Schauplatz nie gesehener Greuel. Jeder Bewohner ward als Feind, jedes Haus als Gegenstand der Rache betrachtet. Man wüthete mit Mord und Peinigung gegen Weiber und Kinder, und gegen das arme Vieh, und was dem Schwerdte widerstand, verzehrte die Flamme. Der Krieg ward ein Vertilgungskrieg.

Die Republikaner fanden bei dem Beginn ihrer neuen Operationen ihre Feinde viel schwächer, als zuvor, weil viele Landleute, wegen der Erndte,

die Waffen mit der Sichel vertauscht hatten. Es gelang deßhalb dem Generale Rossignol, Doué und Thouars wieder wegzunehmen, und sich des Postens von Pont de Cé zu versichern. Im Vertrauen auf die fernern Begünstigungen des Glücks, wurde in einem grossen Kriegsrathe, zu Saumur, ein allgemeiner Angrifsplan verabredet, vermöge dessen Canclaux, der Obergeneral der Küstenarmee von Brest, in Verbindung mit der Mainzer Besatzung von Nantes aus in die Vendee eindringen, sich bei Mortagne mit Rossignol vereinigen, und dann mit der ganzen zusammengeflossenen Macht auf Chollet, den Centralpunkt der Rojalisten, losstürzen sollte.

Canclaux rückte mit 30,000 Mann vor, vertrieb die Rojalisten unter vielen hartnäckigen Gefechten, wo er sie fand, und drang bis nach Machecoul und Leger vor. Der General Beysser hatte mit dem rechten Flügel den Weg nach Montaigu eingeschlagen, und sich dieses Platzes bemächtigt. Die Unternehmungen schienen ungehindert ihrem Ziele näher zu rücken. Aber die Erndte war vorüber, und die Landleute versammelten sich wieder unter ihren Fahnen. Unversehens sah sich Beysser wütend und von allen Seiten angegriffen; allgemeine Bestürzung und Flucht ergriff bald sein ganzes Heer; die Rojalisten jagten die Flüchtigen bis an die Thore von Nantes zurück. Ein anderer Haufe fiel über Canclaux her

und zwang ihn ebenfalls zur Rückkehr. Die Vendee war mit einemmale wieder gereinigt, und eine unermeßliche Beute fiel in die Hände ihrer Bewohner.

Rossignol, dem diese Unglücksfälle seines Kollegen unbekannt waren, gab den Generalen Santerre und Duhoux Befehl, gegen Chollet vorzurücken, und dadurch die Vereinigung mit Canclaux zu erzwingen. Aber der erstere wurde bei Coron und der andere bei St. Lambert so hart getroffen, daß sie alle ihre Artillerie und Gepäcke nebst einer Menge Menschen verloren, und ihre Rettung in der schleunigsten Flucht suchen mußten.

„Allzulange, sprach nun ein Dekret des Kon„vents, ermüdet die Vendee die Republik! „Auf, schlagt zu, endet! Stürzet euch auf diese „unsinnigen und wilden Horden, und zerschmettert „sie!“ Canclaux und Dubayet wurden zugleich abgesetzt; Rossignol trat an die Spitze der Armee von Brest, und seine Stelle bei der Armee von Rochelle, welche nun die Westarmee genannt wurde, ersezte Lechelle. Man entwarf einen neuen Angrifsplan, und der Erfolg rechtfertigte denselben.

Mortagne ward als der Vereinigungspunkt beider Heere vestgesetzt. Unter mehrern hartnäckigen und blutigen Gefechten gelang es der Westarmee über Bressuire und Chatillon durchzudringen, nachdem die Armee von Brest,

unter gleichen Umständen schon früher angekommen war. Sogleich zog sich die ganze Macht der Republikaner gegen Chollet hin, und ohne Widerstand wurden sie Meister dieser wichtigen Stadt. Neid, Eifersucht und Disharmonie der Meinungen trennten um diese Zeit mehr als je die Häupter der Rojalisten, und ihre Kräfte waren zu sehr getheilt, als daß man sie zur Bewerkstelligung eines durchwirkenden Schlages hätte koncentriren können. Deßhalb war es den Republikanern möglich in das Herz der Vendee einzudringen, sich in der Mitte desselben zu vereinigen, und der gemeinsamen Sache die schrecklichste Gefahr zu bereiten.

d'Elbée, entschlossen diese Gefahr so schnell als möglich abzuweisen, zog alle diejenigen Truppenabtheilungen seines Heers, die er herbeibringen konnte, an sich, und griff am 16. Okt. mit 40,000 Mann die Republikaner an, deren ganze Stärke ungefähr 36,000 Mann betrug. Es erhub sich ein Kampf auf den Tod. Schon begann sich der Sieg auf die Seite der Rojalisten zu neigen. Sie drangen mit einer nie gesehenen Wuth auf die Republikaner ein; aber in diesem Augenblick fielen ihre beiden besten Anführer d'Elbée und Bonchamp, der erste schwer verwundet, der lezte todt nieder. Der Muth entsank dadurch auf einmal ihren Streitern. Verwirrung herrschte von nun an in ihrem Angrif, und die republikanischen Generale wußten diese noch durch einige geschickte Bewegungen zu vermehren.

plözlich ergrif alles die Flucht. Der Sieg der Republik war entschieden. Die Bewohner der Vendee zerstreuten sich in ihre Schlupfwinkel. Die übrigen aber, ein bunter Haufen von 30,000 Köpfen, zog sich unter der Anführung des Prinzen von Talmont, gegen die Loire, und setzte vom 17 bis 19. Okt. bei Varades und Ancenys plözlich über diesen Strom.

Der Schluß der Nationalkonvention schien nun vollzogen; aber die Vendee *), dieser fruchtbare von mehr als 800,000 Menschen bewohnte Landesstrich war nun größten Theils eine Einöde. Mehrere Städte und Flecken und die meisten Dörfer lagen in Ruinen. Sogar viele Wälder waren in Aschenhaufen verwandelt. Alle Felder und Gärten waren zerstört. Zu Tausenden lagen todte Menschenkörper unbegraben in dem Lande umher. Es war im eigentlichen Sinne wahr, was der Bericht an den Heilsausschuß sagte: „Wir lassen nichts hinter uns, als Asche und Leichname!" Und was das Schwerdt der Krieger noch geschont hatte, das zerfetzten nun die Klauen des Revolutionsgerichtes in Nantes, dessen Sprüche der Wütherich Carrier diktirte. Die Guillotine war für seine Blut-

*) Im ausgedehnten Verstand, d. i. alles Land, was in der Nähe des Vendee-Departements und mit demselben an dem Aufstand gegen die Republik Theil genommen hatte.

ger ein zu unbehülflicher Werkzeug. Man führte die Kanonaden und Sabraden, wie zu Lyon, ein, und schonte selbst der schwangern Weiber und der Säuglinge nicht; und als damit die Wuth des Tyrannen noch nicht gestillt war, so ersäufte man — alles ohne Prozeßform — die Unglücklichen zu Hunderten in der Loire. Nackend band man Menschen verschiedenen Geschlechtes mit Stricken an einander, und warf sie in den Strom. Das nannten die Satane republikanische Heurathen. Die Geschichte kennt keine so scheußliche Mischung von Wollust und Blutdurst, als sie dieselbe in dem Herbste dieses Jahres an den Ufern der Loire sah.

Mit dem Tage bei Chollet war aber die Vendee bei weitem nicht vernichtet. Der Krieg hatte nur seinen Schauplatz geändert. Kaum war der Prinz von Talmont jenseits der Loire, als sein Heer durch die Misvergnügten in Bretagne, die sich an ihn anschlossen, bis auf 80,000 Mann anwuchs. Er schlug den General Lechelle bei Laval aufs Haupt, rückte mit einer Kolonne nach der Normandie und mit der andern an die Nordküste von Bretagne hinauf, und bildete von Grandville bis St. Malo, eine furchtbare Heerkette, entschlossen die Landung zu erwarten, welche der Graf von Moira auf dem Ufer von Frankreich machen sollte. Aber man harrte vergeblich der fremden Unterstützung, ein peinigen-

ger Mangel an Lebensmitteln drückte die Armee, die Truppen fiengen an zu murren und auszureissen, und Talmont war genöthigt, wieder gegen die Loire heraufzurücken.

Mittlerweile vereinigten sich die Armeen von West, Brest und Cherbourg zu Rennes, und nahmen ihren Weg gegen Chateaubriant, um die Feinde anzugreifen. Am 12 und 13. Dez. ward bei Mans schrecklich gekämpft. Die Rojalisten erlagen unter dem Ungestümm der Republikaner, fielen zu Tausenden unter ihren Schwerdtern, und ergriffen die Flucht. Der geschlagene Haufen eilte gegen die Loire. Vergeblich versuchte er bei Ancenys den Uebergang. Er wandte sich gegen Savenay und hier traf ihn der Todesschlag. (23. Dez.) Die Sieger fielen mit erneuerter Wuth über die müden Feinde her. Sie durften nicht streiten, nur tödten. Ueber 8000 Leichname bedeckten das Schlachtfeld. Nur wenigen glückte es zu entkommen. Haufenweise fieng man die Flüchtlinge zusammen, und jagte sie in die Loire, oder erschoß sie in Masse, oder schickte sie dem Henker Carrier nach Nantes.

Charette hatte sich nach der Schlacht von Chollet in die Waldgegenden der Vendee zurückgezogen, nachdem zuvor noch die Inseln Bouin und Noirmoutier von ihm erobert waren. Er wollte einstweilen nur vertheidigend zu Werke gehen, bis die über die Loire gegangene königliche

Armee sich wieder erhoben und den Republikanern entscheidende Streiche versetzt haben würde. Aber diese Hofnung blieb unerfüllt, die Westarmee kam wieder über die Loire zurück, und Turreau, der neue Anführer derselben, hatte den Befehl, den Krieg innerhalb eines Monats zu endigen. Das Glück wandte sein Gesicht von Charette'n ab. Der General Carpentier schlug ihn bei Machecoul aufs Haupt, und zwang ihn, in die Waldungen zurück zu eilen. Turreau aber landete auf Noirmoutier, und eroberte diese Insel ohne Widerstand. Er fand hier den General d'Elbée, todtkrank an der Wunde, die er bei Chollet erhalten hatte. Er war zu schwach, um zu seinem Tode zu gehen; man trug ihn auf den Platz, wo er erschossen wurde.

Die Vendee war damals ein Gluthaufen, mit Asche bedeckt. Man hielt sie für vernichtet; aber sie war es nicht. Man konnte die Macht der Rojalisten und der Fanatiker schwächen; aber man konnte den Geist nicht unterdrücken, der sie belebte. Der Widerstand und die Grausamkeit der Gegenparthei mußten diesen vielmehr verstärken und exaltiren, und bei der ersten Gelegenheit brach er wieder mit heftigem Ungestümm los.

In einem Jahre hatte dieser schreckliche Krieg Frankreich gegen einer halben Million Menschen gekostet.

So fürchterlich und zerstörend waren die Kämpfe, welche in dem Innern von Frankreich wütheten, — und zugleich lag halb Europa um seine Gränze her, und wirkte mächtig, um es zu unterjochen. Aber Frankreich erhielt sich, und siegte, und gab der Welt die Lehre, daß eine tapfere Nation alles vermag, wenn sie, um einen allgemein interessirenden Zweck zu erreichen, — sei auch dieser nur ein Phantom, — mit ihrer ganzen Stärke handelt.

Dumouriez, durch sein Glück noch stolzer gemacht, und voll Zuversicht, daß ihm nichts zu schwer sei, trat schon mit Anfang des Februar 1793 an die Spitze der Nordarmee, mit dem grossen Entschlusse, Holland zu erobern. In diesem Lande mußte er Geld, Waffen, Pferde und alle Kriegsbedürfnisse im größten Ueberflusse finden; der Besitz desselben machte ihn zum Herrn des Meeres; und bei einer so sichern Umzäunung seines Rückens, konnte er entscheidend auf das verbündete Heer wirken, welches vor ihm stand. Aber nur durch Ueberraschung und Schnelligkeit konnte dieser Entwurf gelingen. In tiefster Stille zeichnete er seinem Heere einen Weg vor, wo es Niemand erwartete. Indem er die Festungen Breda und Gertruydenburg rechts, Bergen-op-Zoom, Steenbergen, Klundert und Wilhelmsstadt links liegen ließ, sollte sein Mittelpunkt zwischen denselben hindurchschleichen, über den eine

deutsche Meile breiten Meerarm Bies = Bosch, bei Moordyk, setzen, von da auf Dortrecht losgehen, und dann über Rotterdam, Haag und Leiden, nach Amsterdam rücken. Der General Miranda sollte mit einem Theile der grossen Armee Mastricht und Venloo bombardiren, aber sobald Dumouriez in Dortrecht angekommen seyn würde, dem General Valence die Belagerung von Mastricht übertragen, und dann mit 25,000 Mann auf Nimwägen losgehen, wo sich der Obergeneral an ihn anschlösse. Der Statthalter von Oranien befand sich in dem schwächsten Vertheidigungsstande. Sehr viele Holländer, mißvergnügt mit ihrer Verfassung, schickten den Feinden Einladungen und Geschenke entgegen. Niemand besorgte eine Gefahr auf dem Angrifspunkte, den Dumouriez gewählt hatte. Die Unternehmung schien unfehlbar. Am 17. Hornung betrat die Armee, welche nur 13,700 Mann stark war, das Gebiet von Holland. Ueberall wurde sie mit Frohlocken aufgenommen, und mit Geschenken überhäuft. Schade, daß diese gutmüthige Herzlichkeit der Landesbewohner, durch die ehrlosen Ausschweifungen der leichten Truppen so schändlich verhöhnt wurde!

Kaum hatte Dumouriez die Ausführung seines Planes begonnen, als er sogleich durch die Nachlässigkeit des Obrist = Lieutenants Dän=

dels *) ins Stecken gerieth. Dieser sollte nämlich schon am 17. mit dem Vortrabe am Moordyk seyn, sich aller Fahrzeuge an der dortigen Küste bemächtigen, nach Dortrecht übergehen, die Kähne von da herüberführen, und so der Armee ihren Weg bereiten. Aber die träge Bewegung des Vortrabs ließ den Holländern Zeit, alle ihre Fahrzeuge hinwegzuräumen, und die bedrohten Ufer zu besetzen. Demungeachtet gab Dumouriez seinen Plan nicht auf. Nur traf er die Abänderung, daß er die Zeit, welche er zur Herstellung der Brückenschiffe bedurfte, auf denen der Vortrab übergesetzt werden sollte, zum wirklichen Angriffe der Vestungen benützte, die ihm zur Seite lagen. Fiel auch nur eine derselben, so gewann der Glanz seiner Waffen, und die Achtung für seine Armee schon einen sehr bedeutenden Zuwachs.

Mit einem kleinen Heerhaufen, von kaum 4000 Mann, stand der General d'Arçon, einer der ersten Ingenieure unsrer Zeit, der berühmte Erfinder der schwimmenden Batterien, aus denen einst die Felsen von Gibraltar beschossen wurden, vor Breda. Eine Besatzung, beinahe eben so stark, als das Belagerungsheer, vertheidigte diese wichtige Vestung, welche mit 200 Kanonen umgeben,

*) Jezt Divisions-General, der die neueste Revolution in Batavien am 12. Jun. 1798. bewirkt hat.

durch weitläufige Aussenwerke und Ueberschwemmungen gesichert war. Aber es fehlte an Magazinen; die Bürger waren alle Feinde des oranischen Hauses; und der Gouverneur Graf Byland, hatte über dem Streben, die Künste des Hofes zu lernen, nie Zeit gewinnen können, sich militärische Kenntnisse zu erwerben. d'Arçon beschoß die Stadt drei Tage lang, aus zwei, auf dem freien Felde errichteten Batterien. Er besaß nicht mehr weiter als 60 Bomben, und die Belagerung war so viel als aufgehoben, hätte nicht sein Drohen vollends den letzten Funken von Muth in den Vertheidigern der Stadt erstikt. „Werdet ihr euch nicht ergeben, ließ er ihnen sagen, so kommt Dumouriez, und ihr müßt samt und sonders über die Klinge springen!" — und sie ergaben sich. Die Besatzung räumte den Platz, und ließ den Eroberern eine grosse Beute an Geschütz und Munition. So bemächtigte sich d'Arçon innerhalb 5 Tagen, ohne nur Laufgräben zu eröfnen, und ohne daß die ganze Unternehmung auf beiden Seiten weiter als 20 Mann gekostet hätte, einer der wichtigsten holländischen Vestungen, welche der Marquis Spinola, im Anfange des vorigen Jahrhunderts, erst nach 10 Monaten erobern konnte, während deren er sie mit 34,000 Mann belagert hatte. Der Graf Byland wurde, zur Strafe seiner Feigheit, verabschiedet.

Muthiger vertheidigte sich die Besatzung der kleinen

nen Vestung Klundert, welche von dem Generale Berneron berennt wurde. Die Ueberlegenheit und das heftige Feuer der Belagerer setzten den Hauptmann von Kropf, den Befehlshaber dieses Platzes, ausser Stand sich länger zu halten. Aber, entschlossen sich nicht zu ergeben, befahl er, die Kanonen zu vernageln, und verließ, mit seiner nicht viel über 100 Mann starken Besatzung seinen Posten, um sich nach Wilhelmstadt hineinzuwerfen. Ein Trupp von der batavischen Legion stellte sich ihm in den Weg. Er schoß dem Anführer desselben eigenhändig eine Pistolenkugel durch den Kopf. Aber in diesem Augenblicke traf auch ihn ein tödtlicher Schlag. Er fiel, und seine Leute wurden gefangen. Man fand die Schlüssel zu der Vestung in seiner Tasche.

d'Arçon eilte von Breda nach Gertruydenberg, begleitet von der Göttin des Glücks. Der General Bedault, ein Greis von 80 Jahren, kommandirte hier, an der Spitze von 900 Schweizern, und dem Leibdragoner-Regimente des Erbstatthalters. Kaum waren die Batterien errichtet, und ein Paar Schüsse geschehen, so bewies sich der Befehlshaber bereitwillig, den Platz zu räumen. Es war am 4 März, als Gertruydenberg fiel. Die Franzosen hatten in diesen drei Vestungen 453 Kanonen, 7500 Flinten, und 6000 Zentner Pulver erbeutet.

Zwar gelang es dem Generale Miranda nicht, Mastricht in eben dieser fliegenden Eile hinwegzunehmen. So grosse Verwüstungen auch seine Bomben in der Stadt anrichteten, so war doch von keiner Uebergabe die Rede. Der Gouverneur, Prinz Friedrich von Hessenkassel, und die bei der Besatzung dienenden Ausgewanderten waren entschlossen, sich bis auf den lezten Mann zu wehren. Eben so tapfer vertheidigte der General von Bozelaar die Vestung Wilhelmstadt, gegen das Feuer und die heftigen Angriffe der Berneronischen Kolonne. Steenbergen und Bergen op Zoom aber waren blos eingeschlossen. Demungeachtet war Holland durch den Glanz der republikanischen Waffen betäubt, der Konvent in Paris schwindelnd, und Dumouriez trunken, so daß dieser bis jezt verwöhnte Sohn des Glücks jenem dreiste versicherte, daß nach 14 Tagen seine Berichte von dem Rathhause zu Amsterdam datirt seyn würden. Er sah nun alle Hindernisse gehoben, welche bisher noch seinen Uebergang über den Bies-Bosch erschwert hatten. In der Nacht vom 9 bis 10. März sollte diese entscheidende Unternehmung ausgeführt werden. Aber an den Ufern dieses Meerarms stand Dumouriez auf dem Gipfel seines Glücks. Ein plözlicher Schlag wirbelte ihn von seiner stolzen Höhe herunter.

General Valence, Befehlshaber der Ardennenarmee, lag unterdessen mit seinen Truppen in sorgloser Sicherheit, längst der Maas, in den Winterquartieren, gewiß, daß der ihm gegenüber stehende Feldzeugmeister Clerfaye, geschreckt durch die Niederlagen des vorigen Jahres, ihn nicht in seiner Ruhe stören werde. Aber die Kaiserlichen hatten ihr geschwächtes Heer, während des Winters, in einen furchtbaren Stand gesetzt. Der Prinz von Koburg, der Sieger bei Fokson und Martinestie, hatte den Oberbefehl über dasselbe erhalten, und der Obrist Mack, seine rechte Hand, diente ihm mit seinen tiefen taktischen Einsichten und mit seinen Erfahrungen. Belgien wieder zu erobern, war der erste Zielpunkt seiner Entwürfe.

In der Nacht vom 28. Horn. auf den 1. März führte Koburg, der so eben erst angekommen war, die Armee in 3 Kolonnen, bei Jülich und Düren über die Roer, und stürzte, wie ein plözliches Gewitter, auf die sämtlichen feindlichen Kantonirungsquartiere, zwischen jenen beiden Punkten, los. Sein Hauptangriff war auf die Stellung bei Aldenhoven gerichtet. Ein panischer Schrekken ergrif bald die überraschten Franzosen. Nach kurzer Gegenwehr flohen sie überall zurück, und verloren im Gefechte und in der bunten Verwirrung der Flucht, an Todten, Verwundeten und

Gefangenen über 5000 Streiter, 23 Kanonen und einige Fahnen. — So groß war die Sorglosigkeit der französischen Generale, welche die Kantonirungsquartiere befehligten, daß sie einen feindlichen Angrif auch nicht von ferne ahndeten; (einer derselben, General Dampierre, war eben in Achen mit einigen Damen im Kartenspiel begriffen, als er den ersten Rapport von dem Ueberfall erhielt) — so groß war ihr Schrecken nach demselben, daß sie nicht einmal wußten, welcher von ihren Feinden sie eigentlich angegriffen und geschlagen habe; und daher anfänglich in allem Ernste nach Paris berichteten, die Preussen seien es gewesen.

General Miranda hub plözlich auf erhaltene Nachricht von dem das Bedeckungsheer betroffenen Unfall, die Belagerung von Mastricht auf, und schon am 3. März zogen die Sieger unter grossem Jubel des Volks in die Vestung ein. Die Kaiserlichen rückten nun nach Lüttich vor, eroberten die dortigen grossen Magazine, und nahmen eine Menge Kriegsgeräthe in Besitz, das die Feinde in ihrer wilden Eile im Stiche gelassen hatten. Auch das Ufer der untern Maas wurde verlassen. Der Herzog Friedrich von Braunschweig-Oels, Anführer eines preussischen Korps von 10,000 Mann, konnte die Verschanzungen bei Rörmunde hinwegnehmen, und in gleicher Richtung mit seinen Bundsgenossen vorrücken.

Dieser so schnell und glücklich ausgeführte Ueberfall entschied, durch den Eindruck, den er auf die Gemüther machte, das Schicksal von Belgien und Holland. Das fliehende Heer lagerte sich zwar wieder bei Löwen. Aber bange Muthlosigkeit und Verzweiflung hatte dasselbe ergriffen. Mehr als 6000 Mann, hauptsächlich von den Bataillonen der Freiwilligen, verliessen ihre Fahnen, und giengen zum Theil in ganzen Kompagnien nach Hause zurück. Eine allgemeine Zerrüttung herrschte in der Armee, gegenseitiges Mistrauen unter den Offizieren und Gemeinen. Der Nationalkonvent gerieth auf diese Nachrichten in die unruhigste Bestürzung. Mit jeder Stunde fürchtete er noch traurigere Berichte zu erhalten. Die schwarze Fahne auf dem Thurm der Hauptkirche zu Paris verkündigte Frankreich, daß das Vaterland abermals in Gefahr sei.

Man kannte nur einen Mann, von dem in diesen wichtigen Augenblicken Hülfe zu erwarten stand, als dies war Dumouriez. Mit Ungestümm erklärte die Armee, nur er sei im Stande, sie zur Ehre und zum Siege zu führen, und eben so sprach man im Nationalkonvent. Mitten auf dem glänzenden Wege seiner Eroberungen mußte er deßhalb (9. März) auf ausdrückliche Befehle aus Paris umkehren, nach Brabant zurückgehen, und ein Unternehmen, das schon zur Hälfte gelungen war,

mit einem andern vertauschen, bei dem er nur durch eine besondere Begünstigung des Glücks das Verlorne wieder gut zu machen hoffen konnte. Seine Abreise rettete Holland. Die Nordarmee verlor durch sie plözlich den Geist, der sie bisher beseelt hatte; die Holländer dagegen gewannen, in gleichem Verhältnisse, an Muth und Stärke, zumal da es nicht mehr verhindert werden konnte, daß sich das Korps Preussen, unter dem Herzog von Braunschweig-Oels, mit ihnen vereinigte. Das Heer, das erst einen so blendenden Glanz von sich geworfen hatte, konnte von allen seinen Eroberungen nur Breda und Gertruydenberg behaupten, und zog sich, nachdem es die Belagerung von Wilhelmstadt aufgehoben hatte, kleinmüthig und verzagt nach Antwerpen zurück.

Taumel der Freude bemächtigte sich der Armee in Brabant, als Dumouriez bei derselben ankam, und wie durch ein Wunder der Allmacht, schien mit einemmale in ihr der Muth wieder aufgeregt, der bei Jemappe so grosse Thaten gethan hatte. Diese Stimmung gab dem Feldherrn die Hofnung, daß er auch hier seine neue Laufbahn mit einer glänzenden Waffenthat eröfnen könnte. Er grif am 16. März den zwischen Tirlemont und Tongern stehenden östreichischen Vortrab an, drängte ihn zurück, bemächtigte sich der erstern Stadt und der Höhen von Gotzen-

hofen. Auf diesem Punkte, den die Oestreicher wieder erobern wollten, wurde der Kampf sehr heftig. Aber weder die Tapferkeit der kaiserlichen Veteranen, noch die Taktik des Obristen Mack konnte dem Ungestümm der Franzosen widerstehen. Die Oestreicher wurden mit einem Verluste von 1200 Mann zurückgeschlagen, und Dumouriez konnte dem Konvente die angenehme Verkündigung ertheilen: Der Flecken, welchen die Ehre der französischen Waffen bei Aachen erhalten haben, ist abgewaschen!

Entschlossen, Schlag auf Schlag fortzuwirken, und eher über das Schicksal der Niederlande zu entscheiden, als der Feind seine beträchtliche, unter Wegs befindliche Verstärkungen an sich ziehen konnte, bereitete sich Dumouriez am folgenden Tage zu einem Haupttreffen, welches am 18. März bei dem Dorfe Neerwinden geliefert wurde. Auf eine Schlacht gefaßt, hatten sich die Oestreicher zwischen St. Tron und Landau zusammengedrängt. Ihren rechten Flügel kommandirte Prinz Ferdinand v. Wirtemberg, den Mittelpunkt Graf Colloredo, die Reserve, welche den linken Flügel formirte, Clerfaye. Der kleine Ghetebach trennte beide Heere. — Der linke Flügel der Franzosen ward von dem General Miranda, der Mittelpunkt von dem jungen Egalite' (zuvor Orleans)', und der rechte Flügel von Valence befehligt. Der Mittelpunkt und

der rechte Flügel sollten nach des Feldherrn Plane den Hauptangrif ausführen, und Dumouriez übernahm daher ihre Leitung selbst. Er wollte den östreichischen linken Flügel, als den schwächsten Theil ihres Heeres, auf der Fronte und Flanke zugleich mit Ungestümm und mit überlegener Macht angreifen, schlagen und sich so den Sieg zueignen. Mit dem Aufgang der Sonne setzte sich sein ganzes Heer in 8 Kolonnen in Bewegung, und gieng über die Ghete. Der rechte Flügel bemächtigte sich bald ohne grossen Widerstand der Mittelwender Höhe und des Dorfes Neerwenden. Aber bald kamen die Oestreicher in grösserer Anzahl wieder zurück, und eroberten beide Punkte wieder nach einem wütenden Gefecht. — Noch einmal entrissen ihnen die Franzosen Neerwenden, aber sogleich mußten sie es auch wieder verlassen; so ward der Kampf um dieses Dorf fortdauernd erneuert; dreimal wurden die Oestreicher daraus vertrieben, dreimal eroberten sie es wieder. Des Streitens müde liessen es endlich beide Theile unbesetzt. Inzwischen heftete die kaiserliche Reuterei die Aufmerksamkeit auf andere Punkte. Mit dem heftigsten Ungestümm stürzte sie sich auf die französische Reuterei des rechten Flügels, an deren Spitze General Valence focht, warf sie über den Haufen, wurde aber selbst darauf durch ein heftiges Infanterie- und Kartätschenfeuer mit vielem Verlust zurückgetrieben. Gleiches Schicksal hatte

ein anderes Korps dieser Kavallerie, da es sich auf eine Kolonne französischer Infanterie warf, einen Theil derselben zwar in Unordnung brachte, aber selbst darauf fast ganz zu Grunde gerichtet wurde. — Man hatte nun auf dieser Seite gegen 11 Stunden gekämpft, aber nichts war noch entschieden. Doch schien hier der Sieg sich für die Franzosen erklären zu wollen. Dumouriez beschloß, auf dem Schlachtfeld zu übernachten, und mit Tagesanbruch wieder anzugreifen. — Bereits hatte das östreichische Gepäck Befehl zum Rückzug erhalten. Aber auf dem französischen linken und östreichischen rechten Flügel hatte indessen das Glück anders entschieden. Schon hatten auch hier die französische Kolonnen grosse Fortschritte gemacht, als sie auf einmal heftig von dem Kern der östreichischen Infanterie unter Prinz Karl und General Benjowski angegriffen und in Unordnung gebracht wurden. Diese Unordnung benuzte die östreichische Reuterei dieses Flügels, fiel über die französische Infanterie her und machte ihre Flucht vollkommen. Trotz aller Bemühungen Miranda's konnte er seine Truppen nicht mehr zum Stehen bringen. Die Bataillone der Freiwilligen liessen die Linientruppen im Stich und waren die ersten auf der Flucht. Alles floh in der buntesten Verwirrung über 4 Stunden weit zurück, der französische Mittelpunkt und linke Flügel wurden dadurch ganz von einander getrennt. Zum grossen Glück der Franzosen benuz-

ten die Oestreicher diese Oefnung und die Flucht des französischen linken Flügels nicht so, wie sie gekonnt hätten, sonst wäre die ganze französische Armee in die gröste Gefahr gerathen, gänzlich aufgerieben und auseinander gesprengt zu werden. Indessen hatten sich einige östreichische leichte Truppen in die Oefnung zwischen Dumouriez's Mittelpunkt und dem geschlagenen linken Flügel gestellt, und alle Nachrichten an den Feldherrn aufgefangen. Gegen Abend ließ ihn die Annäherung mächtiger Verstärkungen vom östreichischen rechten Flügel zu ihrem linken ein Unglück ahnden, er sprengte nun selbst in gröster Eile mit einigen Adjutanten auf seinen linken Flügel, aber auf einmal stieß er höchst-unerwartet auf östreichische Uhlanen und wäre ihnen in die Hände gefallen, wenn ihn nicht die Nacht und sein vortrefliches Pferd gerettet hätte. Jezt wandte er sich nach Tirlemont, und hier erfuhr er das ganze Unglück seines linken Flügels. Nun blieb ihm nichts anders als ein vollkommener Rückzug übrig, den er am folgenden Morgen in der besten Ordnung antrat, ohne von den Oestreichern gestört zu werden. Eilf Stunden hatte diese mörderische Schlacht gedauert, 30 Kanonen waren den Oestreichern als Siegeszeichen zu Theil geworden, sie hatte den Franzosen 6 bis 7000 und den Oestreichern 4 bis 5000 Todte und Verwundete gekostet; aber was die französische Armee noch mehr als dieser Verlust schwächte, war die schreckliche

Desertion, die unter ihren Truppen, besonders unter den Volontärs eingerissen hatte. Zu Tausenden verliessen sie die Armee und plünderten auf ihrem Heimzuge rings herum die Gegend aus. Befehle und Bitten an diese unbotmässigen Truppen waren gleich unnüz. Sie sagten, „sie haben sich anheischig gemacht, ihr Vaterland zu vertheidigen, nicht aber für Eroberungen ihr Blut zu versprizen.“

So wie die Schlacht bei Jemappe den Verlust der Niederlande für die Oestreicher entschieden hatte, so galt ihn jezt im Gegentheil die Schlacht bei Neerwinden für die Franzosen.

Dumouriez versammelte seine Armee am zweiten Tage nach der Schlacht zuerst wieder auf den Anhöhen von Cumtich hinter Tirlemont, und da ihm diese Stellung nicht sicher genug dünkte, so zog er sich am folgenden Tage auf den Eisenberg bei Löwen zurück. Vor dieser Stadt besezte er die vor seiner Fronte und Flanke liegenden Höhen von Pellenberg, Corbek und Metzendael. Hier wurde er am 22. März 4 Tage nach der Schlacht von Neerwinden von der ganzen östreichischen Armee in 3 Kolonnen angegriffen. Sieben Stunden dauerte der blutige Kampf, ohne daß die Oestreicher bedeutende Vortheile hätten erhalten können. Dumouriez that alles, was nur ein Feldherr leisten kann. Er zog sogar

während des Treffens die Generals-Uniform aus und die eines Nationalgarden an, und war da, wo die größte Gefahr sich zeigte; es gelang ihm auch, nach dem hartnäckigsten Kampfe, seine Stellung zu behaupten. Aber am folgenden Tage wiederholte Clerfaye den Angrif, drückte ihn zurück, und Löwen fiel in die Hände der Sieger.

Man kann sich am besten dadurch einen Begrif von der Heftigkeit dieses Treffens machen, daß der Verlust auf beiden Seiten fast eben so groß wie bei der Schlacht von Neerwinden war.

Durch diese Ereignisse sah sich Dumouriez in eine schreckliche Lage hingeworfen. Er stand an der Spitze eines Heeres, das durch Niederlagen und Ausreissen geschwächt war, an allen Nothwendigkeiten Mangel litt, und Muth, Ordnung und Botmässigkeit beinahe gänzlich verloren hatte. Hinter ihm her stürmte ein überlegener Feind, den das Glück bei allen seinen Unternehmungen ausserordentlich begünstigte. Er befand sich in einem Lande, dessen Bewohner mit dem bittersten Grolle gegen eine Nation erfüllt waren, welche statt der versprochenen Freiheit, ihr Eigenthum geplündert, und ihren religiösen Sinn, durch die gröbsten Antastungen der Kirche und ihrer Diener geärgert hatte. Und — was das gefährlichste war, die Jakobiner in Paris hatten ihm den Tod geschworen. Eifersüchtig auf seine Siege, furchtsam bei dem

Hinblicke auf seinen Einfluß, beleidigt durch den kühnen und oft stolzen Ton, in dem er sprach, Rache brütend aus persönlicher Feindschaft, und getreu ihrem Grundsatze, daß Niemand in der Republik über sie emporwachsen dürfe, warteten sie längst auf eine Gelegenheit, um diesen für ihre Herrschaft so gefährlichen Mann aus dem Wege zu räumen. Diese Gelegenheit war nun gekommen. Man konnte Dumouriez des Einverständnisses mit den Feinden beschuldigen, wie hätt' er, der Niebesiegte, sonst ein Treffen verlieren können? und eine solche Beschuldigung mußte auf die öffentliche Meinung mehr wirken, als die alte Anklage, er strebe nach der Diktatur, weil der grosse Haufen immer gewohnt ist, die Niederlagen eines Feldherrn, für dessen Talent er einmal entschieden hat, als Erfolge seiner eigenen Absichten zu betrachten.

Entweder mußte Dumouriez die Feinde schlagen, und das war itzt unmöglich, oder er mußte stündlich gewärtig seyn, abgesezt und vor das neuerrichtete fürchterliche Revolutionstribunal in Paris gezogen zu werden; und da war er der Guillotine gewiß; oder er mußte auswandern, und dagegen empörte sich sein kühn aufstrebender Charakter. — Aber an der Spitze seines Heeres nach Paris zu marschiren, seine dortigen Feinde zu züchtigen, das Reich der Jakobiner zu zerstören, die erste Konstitution (von 1791) wieder

einzuführen, und so mit einem Schlage der Revolution einen durchwirkenden, entscheidenden Stoß zu geben, — das war ein Gedanke, in dem sich dieser unternehmende, rastlose, stolze, höchst ehrgeizige Mann wohlgefallen mußte. Zwar war er, ohne Mitwirkung der Feinde nicht ausführbar. Aber was war leichter zu erwerben, als diese, da der bedrängte Feldherr durch denselben ganz in das Interesse der Verbündeten eintrat.

Nachdem erst eine Art von Waffenstillstand zwischen beiden Heeren geschlossen war, zog sich Dumouriez über Brüssel und Hall nach Ath zurück; und hier traf er mit dem kaiserlichen Obergenerale, vermittelst mehrerer Unterredungen mit dem Obristen Mack, die Uebereinkunft, daß er Belgien räumen, gegen Paris marschiren, und nöthigen Falls Hülfe von den Verbündeten erhalten sollte. Die Ardennenarmee besetzte das Lager bei Maulde; er selbst aber nahm sein Hauptquartier in Tournay.

In dieser Stadt fanden ihn die Kommissäre des Vollziehungsraths, welche von Paris abgeordnet waren, um seine mit jedem Tage verdächtigern Gesinnungen zu erforschen. Er warf die Larve vor ihnen ab. „Ich verabscheue, sagte er, den Nationalkonvent, diese Rotte von Tyrannen und Königsmördern; — Freiheit und Republik halte ich für Träume; — die Konstitution von

1791 allein kann Frankreich retten; und diese Konstitution werde ich, mit meiner Armee, im Namen des Volkes, wieder herstellen." — Nie war der Konvent in einer schrecklichern Lage, als in diesem Augenblicke. Aber er legte auch itzt den Geist der kühnen Zuversicht nicht ab, der ihn immer charakterisirt hatte, und beschloß, den vermessenen Feldherrn aus der Mitte seines Heeres vor seine Schranken zu fordern.

Die vier Deputirte, welche abgesandt waren, ihm diesen Beschluß zu eröfnen, fanden den General, der unterdessen ganz Belgien geräumt, und seine Besatzungen aus Breda und Gertruydenberg zurückgezogen hatte, zu St. Amand, in der Nähe des Lagers von Maulde. Er erklärte ihnen entschlossen, daß er das Dekret nicht befolgen werde. Es erhub sich unter ihnen ein lautes, heftiges Gespräch. Camus machte demselben durch die kühne Ankündigung ein Ende: Dumouriez sei suspendirt, und er befehle hiemit, daß man sich seiner bemächtige. — Es ist Zeit abzubrechen, erwiederte Dumouriez kaltblütig, rief eine zu diesem Ende bereits in Bereitschaft gehaltene Wache von Husaren herein, ließ die 4 Deputirten (Camus, Bancal, Lamarque und Quinette) und den Kriegsminister Beurnonville von derselben in Verhaft nehmen, und schickte sie dem Grafen von Clerfaye nach Tournay.

Damit war der General über den Rubikon gegangen. Es lag nun alles daran, daß die Armee seinen Entwurf unterstützte. Zwar hatte er viele wichtige Männer unter derselben öffentlich oder heimlich auf seiner Seite; aber noch war der gemeine Mann nicht in seinen Plan eingeweiht. Er ließ nun schleunig das Heer ausrücken, und eröffnete ihm denselben. Einiges Murren unter den Freiwilligen abgerechnet, äusserte der größte Theil der Soldaten seinen Beifall. Aber dieser Beifall konnte nicht dauernd seyn. Gegen sein eigenes Vaterland zu fechten, das bisherige Idol der Republik selbst frevelnd zu zerstören und sich für einen Mann aufzuopfern, der einem Verräther so ähnlich sah, das behagte, nach einem kurzen Nachdenken, nur den wenigsten Franzosen, und plötzlich brach dies Misbehagen los.

Dumouriez hatte auf den 4. April eine Zusammenkunft mit dem Prinzen von Koburg verabredet. Nahe bei Conde' begegneten ihm 3 Bataillone Freiwilliger, welche aus Misvergnügen die Armee verlassen hatten. Sein Anblick hielt sie in Achtung. Aber kaum war er an ihnen vorüber geritten, als sie sich plötzlich umwandten, und mit einem wilden Geschrei auf ihn losrannten, um sich seiner zu bemächtigen. Er ergrif die Flucht, sprang vom Pferde, und wadete durch einen nahen Kanal. Es fielen mehr als tausend Flintenschüsse auf ihn. Vier Personen aus seinem Gefolge wurden getödtet.

Die

Die ganze Armee verließ ihn. Hülflos und unmächtig rettete er sich mit den Seinen zu dem General Clerfaye nach Tournay. Valence, Egalite', sein ganzer Generalstaab und 1500 Mann folgten ihm nach. Sein ganzer Entwurf war vernichtet, wie eine Seifenblase. Vogelfrei erklärt von seiner Nation, die in ihm den fluchwürdigsten Verräther sah, und verachtet von den Verbündeten, so bald er ausser Stand war, das zu leisten, was er versprochen hatte, irrte er von nun an in Deutschland umher, hüllte sich, um dem allgemeinen Unwillen, der auf ihm lag, zu entgehen, in ein Dunkel ein, in dem er sogar seinen Namen und seinen Wohnort verläugnete. Seine Existenz bewies er seit diesem nur von Zeit zu Zeit durch einige nicht uninteressante schriftstellerische Arbeiten, von deren Ertrag er, wie man sagt, zum Theil leben soll.

Die Nord- und Ardennenarmee befanden sich, unmittelbar nach der Entfernung ihres Obergenerals, in der äussersten Zerrüttung. Der größte Theil derselben hatte sich in die benachbarten Vestungen geworfen, einzelne Haufen blieben in zerstreuten Lagern stehen, und viele Soldaten, an dem Schicksale ihres Vaterlandes verzweifelnd, liefen gar nach Hause zurück. Kaum konnte die Entschlossenheit der Konventskommissäre und die Thätigkeit der Offiziere die gänzliche Auflösung des Heeres verhindern. Der General Dampierre

ergrif den Kommandostab, und wurde auch sogleich in dem Besitze desselben bestätigt.

Der Prinz von Koburg hob, nach einem vergeblichen Versuche, die Franzosen, durch eine feierliche Erklärung seiner uneigennützigen und friedlichen Absichten, für die Wiederherstellung des Königthums zu gewinnen, den Waffenstillstand auf, und setzte sich gegen die Vestungen auf der Nordgränze der Republik in Bewegung, so daß Conde' eingeschlossen und die Verbindung zwischen diesem Platze und den Vestungen Valenciennes und Quesnoy gänzlich abgeschnitten war. Clerfaye besetzte das Lager von Maulde; — und Latour nahm mit einem kleinen Korps seine Stellung bei Betegnie, um die Besatzung von Maubeuge im Zaume zu halten. Ueberall standen die Verbündeten auf französischem Boden.

Dampierre brachte bald Muth und Energie in seine — aus ihren Trümmern wieder auflebende Armee. Er bezog die längst als Vordamm von Frankreich bekannte veste Stellung bei Famars, hinter Valenciennes. Sein Entschluß, Conde' und Valenciennes so schnell als möglich zu retten, riß ihn zu täglichen Gefechten hin. Heftig wurde am 15 und 16. April, noch heftiger aber am 1. Mai gekämpft. An diesem lezten Tage erfolgte ein eigentliches Treffen. Mit Tagesanbruch rückte die ganze französische Armee zum Angrif vor. Ihr rechter Flügel wurde indessen, noch ehe er sich

gehörig formiren konnte, mit Ungestümm von den Oestreichern angegriffen und mit einem Verluste von 9 Kanonen und 2 Haubizen zurückgeworfen. Der linke französische Flügel aber machte grössere Fortschritte gegen Clerfaye auf dem linken Ufer der Schelde. Schon war es ihm nach einem dreimaligen wütenden Angrif gelungen, die Oestreicher aus einem grossen Theil ihrer Verschanzungen und Stellungen zu vertreiben, als diese durch die Ankunft zweier preussischen Bataillone zur Verstärkung neuen Muth faßten, und nun mit vereinigten Kräften die Franzosen aus allen eroberten Stellungen wieder vertrieben. Nur die Nacht konnte diesem schrecklichen Gefechte auf dieser Seite ein Ende machen. Die beiden preussischen Bataillone fochten hier mit dem Muthe und mit der Geschicklichkeit, die die Preussen unter dem grossen Friedrich karakterisirten.— Mehr als 3000 Todte und Verwundete hatte dieser blutige Tag beiden Theilen gekostet, ohne daß im Grunde etwas dadurch entschieden worden wäre.

Dampierre gelang es zwar nicht, über seine Stellung vorzurücken. Aber schon am 8 Mai unternahm er einen neuen Angrif gegen Clerfaye, der sich nach vielem vergossenem Blut wieder am ersten Mai endigte. Eine Kanonenkugel riß dem französischen Feldherrn einen Schenkel weg. Als sich seine Soldaten klagend um ihn her versammelten, rief er aus: das schadet der Sache nichts!

Es lebe die Republik! — Am folgenden Tage starb er, und zum Danke, daß er zur Zeit der größten Zerrüttung das Heft der Staatsmacht ergriffen, und sich in seinem patriotischen Eifer aufgeopfert hatte, ward ihm die Ehre des Pantheons.

Erst nach seinem Tode waren die Franzosen wieder leichter zu bezwingen. Koburg schlug sie am 23. Mai aus ihrer vesten Stellung bei Famars, mit einem Verlust von 17 Kanonen und 3000 Todten und Verwundeten, heraus, und sah sich dadurch im Stande, auch Valenciennes einzuschliessen. Custine kam vom Oberrhein herbei, um die Nord- und Ardennenarmee anzuführen. Aber er brachte den kühnen Geist seines Vorgängers nicht mit sich. Statt wie dieser entschlossen zu fechten, zog er sich furchtsam in das Cäsarslager zurück, sorgte durch veste Verschanzungen für seine Sicherheit, und sah dem Feinde unthätig zu, wie er die Vestungen vor ihm berennte.

Conde', welches von dem Generale Chancel, mit einer Besatzung von 5000 Mann vertheidigt wurde, war seit dem 9. April eingeschlossen. Da man das Land umher durch die Schelde unter Wasser gesetzt hatte, so konnte der Prinz Ferdinand von Wirtemberg die Uebergabe nicht durch die gewöhnlichen Belagerungskünste erzwingen. Conde' mußte eigentlich ausgehungert werden. Dies schien um so leichter, da die Stadt

kårglich mit Lebensmitteln versehen war. Bald riß auch die jåmmerlichste Hungersnoth ein. Man lebte von Fröschen und Pferdefleisch, tåglich starb eine Menge Bürger und Soldaten dahin, und doch blieb Chancel unerschüttert, aus Achtung für das Gesetz, das einem Generale die Uebergabe einer Veste verbietet, wo sie nicht wenigstens ein Vierteljahr lange belagert worden ist. Am 10 Jul. war dieser Zeitraum verflossen, und an diesem Tage kapitulirte er. Die Kaiserlichen eroberten eine Stadt, deren såmtliche Bewohner durch das lange Elend ausgemergelt in bleicher, trauriger Todesgestalt ihrem Einzuge zusahen. Sie erbeuteten eine ansehnliche Menge Geschütz und Munition, und machten die Besatzung gefangen, welche noch 4000 Mann stark war, unter denen sich aber 1400 Kranke befanden.

Wenige Tage spåter (27. Jul.) fiel auch Valenciennes, nach Lille der wichtigste Platz an der Nordgrånze von Frankreich, eines der schönsten Denkmale des Vaubanischen Genies. Die Belagerung dieser Veste ist eine der merkwürdigsten in diesem ganzen Kriege, indem sich bei derselben mehr als sonst irgendwo, Kunst, Kühnheit und militårisches Talent entwickelten. Aus seinem Hauptquartier Herin deckte Koburg die Belagerung mit 45,000 Mann; der Herzog von York aber hielt mit 30,000 Oestreichern, Englåndern und Hannoveranern den Platz umschlossen. Der Feldzeugmeister

Ferraris entwarf und leitete den Gang der Belagerungsarbeiten.

Zwei grosse Werke erdfneten die Arbeit der Verbündeten. Man grub einen Kanal eine deutsche Meile lang, um die Ueberschwemmung abzuleiten, und erbaute eine Brücke von einer Hügelspitze zu der andern, um Batterien darauf aufzuführen. Die Bürgerschaft zitterte erst bei dem Anblicke dieser Anstalten; aber doch erklärte der General Ferrand, der Befehlshaber der Vestung, dem Herzoge von York, im Namen der Obrigkeiten und der Besatzung: „Wir haben auf dem Marktplatze zusammengeschwören, uns eher unter die Trümmer der Stadt begraben zu lassen, als sie zu übergeben, und dabei bleibt es!" Am 18. Jun. begann das Bombardement, und wurde von dort an mit immer grösserer Heftigkeit fortgesetzt, so daß am Ende das Feuer aus 286 Kanonen und 94 Mörsern unterhalten wurde, wobei 30 Kanonen immer mit glühenden Kugeln abwechselten. Bald sank die 10,000 Mann starke Besatzung bis fast auf die Hälfte herunter. Denn auf den Wällen und durch Ausfälle hatte sie ihren Posten muthvoll vertheidigt, und in der eiteln Hofnung, daß Custine komme und sie rette, blieb sie sich noch immer in ihrer Hartnäckigkeit gleich. Aber der 25. Jul. entschied das Schicksal von Valenciennes. Vier Doppelminen, jede mit 40 Zentner Pulver angefüllt, wurden von den Belagerern Abends um

10 Uhr angezündet. Mit einem Geprassel, als bebten die Grundvesten der Erde, schlugen 3 derselben los, schleuderten die auf ihren Sammelplätzen stehenden Franzosen in die Luft, eröfneten einen geraden Weg auf die Werke der Veste, und unter einem wütenden Gefechte ward der bedeckte Weg und das Monser Hornwerck erobert. — Wie konnte der erste Muth bei der bedrängten Besatzung fortdauern? Niemand wollte mehr fechten, weil Jedermann an der Erhaltung des Platzes verzweifelte, haufenweise liefen die Innwohner zusammen und verlangten trotzend die Uebergabe. Die Verbündeten forderten die Stadt in diesem Zustande noch einmal auf; und so ward sie 2 Tage später übergeben. Ihren Vertheidigern ward ein freier Abzug zugestanden; doch sollten sie während des Krieges nicht mehr dienen. 87 Tage ward Valenciennes belagert, und 42 Tage bombardirt. 900 Häuser lagen in der Asche. 2000 Bürger waren während der Belagerung umgekommen.

Der General Delange hatte unterdessen mit einem angesehnlichen Theile der Moselarmee (20,000 Mann) einen Einfall in das Luxemburgische gemacht, den Feldmarschall-Lieutenant Schröder am 9 Jun. in einem blutigen Treffen von den Höhen von Arlon herunter geworfen, und sich dieser Stadt und der darinn befindlichen beträchtlichen Magazine bemächtigt. Er konnte aber seine Eroberung nur bis zum 12. Jun. behaup-

ten. Schröder zog Verstärkung an sich, und trieb ihn wieder in die französischen Gränzen zurück.

Der Fall von Conde' und Valenciennes bahnte den Verbündeten den Weg in das Innere von Frankreich. Sie rückten gegen das berühmte Cäsarslager bei Cambrai an. Aber bei ihrer Ankunft verliessen es die Republikaner, und zogen sich zwischen Arras und Douay zurück. Sie wollten sich jezt mit der über 100,000 Mann starken verbündeten Armee durchaus in kein entscheidendes Treffen einlassen. — Ohne Hinderniß konnten nun die Verbündeten auf der französischen Nordgränze jede ihnen beliebige Vestung belagern. Allgemein war man der Meinung, es werde der wichtigsten unter allen, nämlich Lille (Ryssel) gelten, die durch ihre Lage, durch den Umfang und Stärke ihrer Werke eine fast unersteigliche Vormauer für Frankreich bildet, die zudem für den Besitz der östreichischen Niederlande die wesentlichsten Vortheile darbot, und ohne deren Besitz die Verbündeten nicht mit Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs weitere Fortschritte in Frankreich zu machen hoffen durften. Wirklich war auch dies der Plan der östreichischen Heerführer. Aber der Herzog von York hatte von dem englischen Ministerium andere Instruktionen erhalten. Alle Vorstellungen des Prinzen von Koburg waren nicht vermögend, ihn von seinem Vorsatz abzubringen. Nun trennte

sich die grosse verbündete Armee, und bereitete sich selbst dadurch den unglücklichen Ausgang dieses bisher so glänzend geführten Feldzuges. Koburg wandte sich mit der kaiserlichen Armee links gegen Quesnoy und Maubeuge. Die erste Vestung wurde sogleich von Clerfaye berennt, die zweite von Koburg selbst samt dem anstossenden verschanzten Lager eingeschlossen. Der Herzog von York dagegen gieng mit seinen Engländern, Hannoveranern, Hessen, einigen Emigrantenkorps und einem Korps Oestreicher, im ganzen ungefähr mit 40,000 Mann unterhalb Lille plötzlich über die Lys, lieferte den sich seinem Zuge widersetzenden Feinden mehrere blutige Gefechte, und erschien am 24. August vor Dünkirchen, nachdem er das verschanzte Lager von Gyvelde weggenommen und das Fort Loffering erobert hatte.

Dünkirchen, eine Stadt, durch deren Besitz England unermeßliche Vortheile erlangen konnte, war für diesen jungen Feldherrn ein zu reizender Gegenstand, als daß ihn selbst Koburgs Warnungen von dem gefährlichen Wagestück hätten zurück halten können, das er nun begonnen hatte. Er betrieb die Belagerung mit der äussersten Thätigkeit. Aber die Generale O'Meara, Duhem und Deroques, welche die 9000 Mann starke Besatzung in derselben kommandirten, vertheidigten sie mit Geschicklichkeit und Muth. Zu ihrem eige-

nen grossen Schaden liessen die Engländer die Seeseite der Stadt offen.

In dem Norden von Frankreich hatte indessen alles zu den Waffen gegriffen, und es fluthete eine ungeheure Menschenmenge herbei, um die Feinde wieder über die Gränze der Republik hinauszudrücken. Der General Houchard, nun an Custin's Stelle, der wegen des Verdachts der Untreue gefangen gesezt, und bald darauf guillotinirt wurde, erhielt den bestimmten Befehl, den tapfern Vertheidigern von Dünkirchen zu Hülfe zu eilen. Am 5 u. 6. Sept. fiel er, mit 30,000 Mann, in verschiedenen Kolonnen über die Stellungen der Bedeckungsarmee her, und trieb die Verbündeten bis nach Hondschouten zurück. Hier hielten sie sich zwar am folgenden Tage; aber am 8. Sept. wurden sie auch nach einem höchst blutigen Treffen aus dieser Stellung hinausgeschlagen. Ihre Niederlage war entscheidend. Die Belagerung mußte nun schleunig aufgehoben werden. Eine unermeßliche Beute fiel in die Hände der Sieger. Der Feldmarschall Freitag, der mit den Hannoveranern und Hessen die Belagerung gedeckt hatte, und der Prinz Adolf von England wurden verwundet und sogar gefangen; nur die Entschlossenheit des Generals Wallmoden rettete sie noch. Nie sah man die Verwegenheit härter bestraft, als bei dem Entsatze von Dünkirchen. Und doch behaupteten die Jakobiner zu Paris, Houchard habe

nicht alles geleistet, was er leisten konnte. Er hätte die Engländer samt und sonders in das Meer springen sollen. — Der Sieger von Hondschouten fand seinen Lohn unter der Guillotine.

Ein seltenes Beispiel von Seelengrösse gab, auf dem Rückzuge der englischen Armee, einer von den Flüchtlingen, das sich unter so vielen Szenen von Barbarei und Grausamkeit um so mehr hebt. Unweit Fürnes wurden drei Ausgewanderte, von dem Regimente Royal Emigré gefangen, ausgeplündert, und zu dem Generale Vandamme geführt. Dieser schoß den ersten eigenhändig mit der Pistole todt; feuerte dann auf den zweiten, und als er ihn nur am Kinnbacken verwundet hatte, stieg er vom Pferde, und hieb ihn mit dem Säbel zusammen. Der dritte, ein Baron von Chevron, ehemaliger Garde du Corps, erregte durch seine schöne Gestalt die Aufmerksamkeit des Generals. „Du sollst, sprach er, begnadigt seyn, wenn du es bereust, dich gegen dein Vaterland empört zu haben, und Dienste bei der Republik nimmst.“ — „Nein, rief Chevron aus, mein Leben gehört Gott und dem Könige! Ich erwarte den Tod!“ Der Barbar drückte los, und hingestreckt lag der edle Jüngling!

Dünkirchen war befreit, aber wenige Tage später (11. Sept.) ergab sich Quesnoy. Die 4000 Mann starke Besatzung, unter dem Befehle des Generals Goullus, wurde kriegsgefangen.

Nur 3 Wochen lang hatte sich dieser Platz gehalten. Seine Eroberung war die lezte der Verbündeten.

Der Erbprinz von Oranien, der den Kordon von Ostflandern kommandirte, wurde durch die Flucht der Engländer auf seiner rechten Seite blos gestellt. Houchard grif ihn am 13. Sept. mit überlegener Macht an, vertrieb ihn aus Mennin und Werwyck, fiel ihm auf seinem Rückzuge in die Flanke, und verjagte ihn bis nach Gent, wo er mit einem Verluste von 3000 Streitern und einer grossen Menge von Kriegsgeräthe, ankam.

Sicher und durch Siege kühn gemacht, konnten nun die Republikaner auf Maubeuge losdringen, um diese wichtige Vestung zu entsetzen. Zwei fürchterliche Angriffe am 15 und 16. Okt. vertrieben auch hier den Feind. Die Schlacht am zweiten Tage war entscheidend. Eine geschickte Wendung des Generals Duquesnoy bewirkte hauptsächlich den Sieg bei Wattigny. Mit einem Verluste von mehr als 6000 Mann zogen sich die geschlagenen Belagerer, jedoch in Ordnung und ohne auch nur eine Kanone verloren zu haben, in die Gränze ihres Landes zurück. — Mit einer so glänzenden That gelang es Jourdan, dem neuen Oberfeldherrn des grossen republikanischen Heeres in den Niederlanden, seine Laufbahn zu eröfnen!

Mit demselben überraschenden Erfolge wie Koburg, hatten unterdessen der Herzog von Braun-

schweig und der Graf von Wurmser den Feldzug am Oberrhein begonnen. Deutschland von den Feinden zu befreien, und dann zwischen dem Rhein und dem Vogesus über ihre Gränze einzudringen, war der Entwurf dieser Generale. Die erste Bedingung desselben lag in der Wiedereroberung von Mainz.

Diese Stadt war während des Winters zu einem der vestesten Plätze gemacht worden. Auf dem linken Rheinufer vertheidigten sie weitläufige Werke. Der Flecken Kassel auf dem rechten ward in eine besondere Vestung umgeschaffen. Eine zahlreiche Besatzung und eine Menge schwerer Feuerschlünde vertheidigten sie. Man hatte Lebensmittel für eine lange Belagerung zusammengehäuft. Sicher, im Vertrauen auf ihre Befestigungen und auf die gute Sache der Freiheit, trieben die Freunde der Demokratie, in ihrem Innern, das Revolutionsspiel mit einem oft bis zum lächerlichen überspannten Enthusiasmus, schickten Abgeordnete nach Paris, und liessen sich und ihre Nachbarn dem neuen Freistaate einverleiben. — Wie bange mußten sie nicht die Häupter sinken lassen, als sie sich plötzlich von Braunschweigs Heer umschlossen, und von ihrem angebeteten Beschützer Custine verlassen sahen!

Am 25. März giengen die Preussen bei Bacharach über den Rhein hinüber, vertrieben nach einem hitzigen Gefechte den General Neu-

wingen aus Bingen, und machten ihn selbst gefangen. Zugleich drang Kalkreut von Trier gegen Lautereck vor, und Wurmser gieng bei Ketsch über den Rhein. Custine ward überall zurückgedrückt, und konnte sich erst hinter den Linien jenseits der Lauter behaupten. Durch diese Bewegungen ward Mainz, mit seiner 23,000 Mann starken Besatzung abgeschnitten, und durch die an der Nordgränze des Elsasses stehende vereinigte preussische und kaiserliche Armee aller Hofnung eines baldigen Entsatzes beraubt.

Custine hatte eine Stellung bezogen, die ihm von dem Feinde unter den damaligen Umständen nicht streitig gemacht werden konnte. Seine Flanken waren auf der einen Seite durch das Gebürge, und auf der andern durch den Rhein gedeckt; seine Fronte aber war durch die Vaubanslinien, und die von ihm angelegten Verschanzungen und Verhacke in dem Bienwalde unzugänglich. Dabei stand er noch in Verbindung mit der Hauptvestung Landau. Aus diesem sichern, seinem unentschlossenen Charakter so gemässen Standpunkte, ward er nach Dampierres Tod zur Nordarmee berufen. Seine Stelle erhielt der General Beauharnois. Die Moselarmee ward aber von dort an bis zu Custines Sturz von Houchard befehligt.

Landau zu erobern, hieß über den ganzen Feldzug am Oberrhein entscheiden, und Wurm-

ser hieng an dem Wahne, daß es ohne Schwerdt-streich möglich seyn dürfte. Er veranstaltete am 8. April eine Unterredung mit dem Generale Gillot, dem Befehlshaber dieser Vestung, einem wakern Republikaner, und machte ihm die Vorstellung, wie ihn die Treue gegen die königliche Familie, das Beßte der ihm anvertrauten Stadt und seine eigene Ehre verpflichteten, Landau zu übergeben, worauf noch durch die Eröfnung von Dumouriez's Uebertritt, ein besonderes Gewicht gelegt wurde. Gillot erwiederte diese Zumuthung mit Bescheidenheit und Würde. „Landau, sprach er, ist mir von der Nation anvertraut, und ein braver Kommandant übergiebt keine Vestung, sondern läßt sie nur nehmen. Ueber die Handlung des Dumouriez's wird eben diese Nation entscheiden. Uebrigens bin ich ein ehrlicher Mann, und das werden Ihnen die Ausgewanderten bei Ihrer Armee bezeugen, die mich kennen!" Als man wieder auseinander ritt, riefen die Offiziere aus seinem Gefolge den Kaiserlichen nach: „Gillot ist kein Dumouriez!"

Mainz war rings umher eingeschlossen; aber noch sah man keine Anstalt zu einer eigentlichen Belagerung. Täglich wurde in der Nähe der Stadt gestritten, und häufig gelang es den Franzosen, Gefangene zu machen, Kanonen zu vernageln und Beute mit sich hinwegzuschleppen. Eine kühne und grosse Unternehmung wagten sie aber in der Nacht

vom 30 bis 31. Mai. Es war von nichts weniger die Rede, als das preussische Hauptquartier zu Marienborn aufzuheben, und das Lager zu verbrennen. Durch Verrätherei begünstigt, hatten sie das Feldgeschrei der Belagerer erfahren, und sogar die Uhr auf der Dorfkirche war, zur Beförderung ihrer Absicht, zurückgezogen. Ein starke Kolonne französischer Grenadiere, geführt von einem der Gegend kundigen Mainzer Klubisten, rückte in gerader Richtung und größter Stille zwischen den preussischen Schanzen gegen Marienborn an. Sie gelangten ohne Widerstand in das Dorf, stiessen mit den Flintenkolben an die Thüre des Chausseehauses, in dem der Prinz Ludwig von Preussen sorglos schlief, feuerten und lärmten, und vereitelten dadurch selbst ihren Plan. Die Preussen eilten ins Gewehr. Das Kürassier-Regiment von Weimar und die sächsischen Husaren stürzten auf die Feinde los; aber nach einem kurzen, verwirrten Gefechte, in dem, wegen der Dunkelheit der Nacht, mancher Krieger von seinem eigenen Kameraden erschossen wurde, zogen sie sich nach der Vestung zurück, ohne daß dieses vergebliche Wagestück einen Theil einen beträchtlichen Verlust gekostet hätte. — Erst in der Nacht vom 16 bis 17. Jun. wurden die Laufgräben vor Mainz eröfnet, und mit dem 18. fieng das Bombardement auf die Stadt an.

Unterdessen waren Kommissärs bei der Rhein-

und Moselarmee angekommen, mit dem Befehle, Mainz zu entsetzen, es koste was es wolle. Sogleich brach Beauharnois auf, grif (19. Jun.) den Grafen von Wurmser und die an ihn stossenden Preussen, in der ganzen Fronte, mit ausserordentlichem Ungestümm an, und wiederholte diesen Angrif am 22ten, so, daß es ihm durch diese beiden blutigen Treffen gelang, über Edighofen vorzudringen, und sich an die Moselarmee anzuschliessen, welche durch das Zweibrückische bis Kussel vorgedrungen war. Aber diese Vortheile wurden den Siegern vereitelt. Denn an dem Tage des zweiten Treffens ward Mainz von dem Generale d'Oyre', mit Kapitulation übergeben, nicht ohne Verdacht, daß derselbe besonders aber die Volksrepräsentanten Merlin von Thionville und Reubel durch Geld gewonnen worden seien. Denn die Belagerer hatten erst die zweite Parallele eröfnet. Die Besatzung war noch 17,000 Mann stark, und man besaß Lebensmittel, und Munition im Ueberflusse. Aber da die Soldaten anfiengen, unter der Last ihrer unaufhörlichen Arbeiten muthlos zu werden, und ein gänzlicher Mangel an Futter und Arzneimitteln eingetreten war, so hielt es der Kommandant, nach dem Bericht des Volksrepräsentanten Merlin von Thionville auf der Rednerbühne des Konvents, für besser, die Besatzung zu retten, als sie, durch eine längere Vertheidigung, einer

unvermeidlichen Gefangenschaft auszusetzen. Unter der Bedingung, Ein Jahr nicht mehr gegen die Verbündeten zu dienen, ward ihr der freie Abzug, mit allen Kriegsehren gestattet. — So bald Mainz gefallen war, zogen sich die Rhein- und Moselarmee wieder in ihre alten Stellungen zurück, und die ganze Macht der Verbündeten folgte ihnen nach. Sogleich wurde Landau von den leztern eingeschlossen, und durch einen blutigen Angrif (20. Aug.) der Bienwald erobert.

Aber hier standen die Verbündeten vor den berühmten Linien, welche erst in der Periode des Krieges ihren Namen wieder von dem grossen Manne erhielten, der sie gebaut hatte, — von Vauban, und diese ausserordentliche, in ihrer Art einzige Bevestigung der ganzen Gränze des feindlichen Landes, schien den Unternehmungen der vereinten Armee ihr Ziel zu stecken. Ein dichter Verhau, die angeschwellte Lauter, hinter ihr ein breiter, mit Pallisaden verwahrter Graben, und über diesem ein hoher Wall von 170 Feuerschlünden vertheidigt, die beiden Endpunkte rechts durch den Rhein, und links durch den Vogesus, und auf beiden Punkten durch die bevestigten Städte Lauterburg und Weissenburg geschüzt, — was vermochte ein auch noch so starkes Heer gegen ein solches Werk? — Lange hielt man vor demselben stille, man schlug sich in täg-

lichen kleinen und grossen Gefechten, die Feinde liessen im Elsasse alles aufbieten, was die Waffen tragen konnte, es floß viel Blut in der Schlacht bei Pirmasenz (14. Sept.) wo Moreau und Braunschweig ihre Kräfte massen, und der erste 2000 Mann Todte und Verwundete, 3000 Gefangene und 20 Kanonen verlor; aber für die Hauptsache, von der hier die Rede war, wurde nicht das mindeste gewonnen, oder verloren. Der General Pejaksevich drang sogar durch die Gebürge, in den Rücken des Feindes, schlug ihn mit einer seltenen Tapferkeit aus seinen Verschanzungen heraus, und rückte bis über Rothweiler vor. Schade, daß seine Kunst und sein Muth keine Belohnung in einem glücklichen Erfolge sah. Von der Uebermacht umringt, drang er sich mit eben der kühnen Entschlossenheit wieder zurück, durch die er sich seinen Weg in die Stellungen des Feindes gebahnt hatte. Alles Talent und alle Tapferkeit der Deutschen schienen vor den Baubanslinien zu erliegen.

Aber plötzlich, wie die Fluthen von einem Wolkenbruche, strömten sie über das vor ihnen aufgethürmte Bollwerk hinein. Der Herzog von Braunschweig hatte die Bahn zu dieser glücklichen Unternehmung gebrochen, indem er die Feinde aus den wichtigen Stellungen von Blieskastel und Hornbach vertrieb, und sich dadurch den

Weg bahnte, ihre linke Fronte bei St. Imbert durch das Gebürge zu umgehen, und bis gegen Wehrd vorzudringen. In der Nacht vom 12 bis 13. Okt. aber setzte der Prinz von Waldeck bei Selz, mit etwa 6000 Mann, hinter der Linie über den Rhein, und zugleich grif Wurmser, mit Anbruch des Tages, die ganze feindliche Fronte in 6 Heersäulen stürmend an. Die ganze Armee that Wunder der Tapferkeit. Mit einem höllischen Feuer empfiengen die Franzosen die Stürmenden aus den Batterien ihrer Verschanzungen; aber mit gefälltem Bajonete drangen die Deutschen vor. Keines von den unzähligen Hindernissen, die sie bei jedem Schritt antrafen, war im Stande, ihren Muth zu schwächen. Nach wenigen Stunden sahen sich die Franzosen plötzlich überall im Gedränge. Schrecken und Verwirrung ergriffen sie. Einer riß den Andern zur Flucht fort. Die Linien wurden verlassen und erstiegen, Lauterburg und Weissenburg erobert. Ein grosses Tagewerk war vollbracht. Nie glänzte die Tapferkeit der kaiserlichen Truppen herrlicher, als in diesem heissen Treffen. Man hatte einen 50,000 Mann starken Feind, durch die höchste Anstrengung, aus unüberwindlich scheinenden Verschanzungen herausgeworfen. Ein Theil seines Lagers und Gepäckes, 28 Kanonen und 7 Fahnen wurden die Beute der Sieger. Dabei verlor er gegen 6000 Todte und Verwundete, und 700 Gefangene.

Er zog sich eiligst hinter die Motter, bis an die Thore von Straßburg zurück. Wurmser verlegte sein Hauptquartier nach Brumt; sein rechter Flügel war bis nach St. Johann, und der linke bis Wanzenau vorgerückt. Der General Lauer eroberte das Fort Vauban (Fort Louis) nach einer kurzen Belagerung, machte die fast 4500 Mann starke Besatzung gefangen, und erbeutete darinn 110 Kanonen und vielen andern Kriegsvorrath.

Die Preussen ängsteten unterdessen Landau mit einem heftigen Bombardement. Für eine regelmässige Belagerung war weder Belagerungsgeschütz in der Nähe, noch schien die vorgerückte Jahreszeit sie zu erlauben. Sie konnten die Stadt verbrennen; aber sie konnten sie dadurch nicht erobern. Schon am dritten Tage hörte das unnütze Bombenwerfen auf. Ein Versuch, den Volksrepräsentanten Dentzel zu gewinnen, und durch ihn die Uebergabe zu bewirken, war ebenso vergebens. — Unglücklicher fiel noch ihre Unternehmung auf das veste Bergschloß Bitsch aus, das über dem Städtchen gleiches Namens auf einem steilen Felsen liegt. Sie suchten es in der Nacht vom 16 bis 17 Nov. zu überrumpeln. Aber ihr eigener Ungestümm, der Mangel an Kenntniß des Lokals, die Wachsamkeit und der Muth der Besatzung vereitelten dies Wagestück. Reihenweise streckten die Balken

und Steine, die von der Burg herabgeschleudert wurden, sie nieder, mancher verdiente Offizier, und sehr viele brave Soldaten fanden an dem Fusse dieses Felsen ihr Grab.

Die Betrachtung, daß die Eroberung von Landau der einzige durch diesen Feldzug noch erreichbare Zweck seyn könne, und die durch die Umstände herbei geführte Nothwendigkeit, die Truppen in die Kantonirungsquartiere zu verlegen, bestimmten den Herzog von Braunschweig zu einer retrograden Bewegung, welche gerade in dem entscheidendsten Zeitpunkte die Einheit in den Planen der vereinigten Armee aufhub. Er zog sich über die Erbach und Blies hinter die Lauter zurück, versammelte, indem ihm die Feinde auf dem Fusse nachfolgten, seine Hauptmacht auf dem Kaisersberge hinter Kaiserslautern, und versicherte sich durch die Heerabtheilungen des Erbprinzen von Hohenlohe, und des Generals von Courbiere, des Anweilerthales und des Gebürges. Durch diese vortrefliche Stellung war jede Hülfe, die für Landau aus Westen kommen konnte, abgeschnitten. Aber der Muth der Franzosen erhub sich über alle Gefahren. Am 28. Nov. brach die Moselarmee, geführt von ihrem neuen Generale Hoche, aus dem Gebürge hervor. Drei Tage lagen hier Genie, Kunst und Tapferkeit in einem schweren Kampfe. „Diese Schlacht, sagt ein Augenzeuge, wich ganz von der gewöhnlichen

Regelmässigkeit ab. Sie bestand in einer Menge einzelner Gefechte, Angriffe und Kanonaden, welche die Franzosen unvermuthet auf solche Orte machten, wo man sie nicht erwartete, noch weniger glauben konnte, daß sie nur das Terrain verstatte. Die steilsten Berge, die tiefsten Abgründe, die dicksten Wälder, Sümpfe und Bäche waren ihnen kein Hinderniß; sie waren vielmehr die Punkte, die sie zu ihrem Angriffe mit einer Wuth wählten, die ihrem Nationalcharakter so eigen ist." — Aber die preussische Taktik und das Genie des Feldherrn machten auch hier, wie bisher immer, den französischen Ungestümm zunichte. Nach einem Verlust von 4 bis 5000 Mann wurden sie am dritten Tage des Angrifs völlig zum Weichen gebracht, und mußten für diesmal auf den Entsaz von Landau Verzicht thun. Hätte der Herzog von Braunschweig seinen vollkommenen Sieg verfolgt, hätte er sich mit Wurmser wieder in engere Verbindung gesezt, so war Landau verloren; so aber ließ er die Franzosen ruhig abziehen, sich wieder organisiren und auf neue Unternehmungen denken. Er behielt seine Stellung. — Ob die Gründe, die hier zur Vertheidigung des preussischen Heerführers angeführt werden, völlig hinlänglich sind, vermögen wir nicht zu entscheiden.

„Landau oder Tod!" donnerte indessen ein Dekret aus Paris, an der Ostgränze der Republik. Zu Tausenden strömten die Bürger zu den Armeen

herbei, um diese Vormauer Frankreichs zu retten. Alle Kräfte anzustrengen, kein Menschenleben zu schonen, und täglich fortzuschlagen, bis das Land gesäubert seyn würde, — das war der Entschluß der beiden grossen Männer, die an der Spitze der Rhein- und Moselarmee standen, Hoche und Pichegru.

Das Heer des Grafen von Wurmser, das sich bereits hinter die Motter zurückgezogen hatte, lag zwischen Drusenheim und Werth, geschwächt durch die fürchterlichsten Strapatzen, verfolgt von Krankheiten, hungernd aus Mangel an Lebensmitteln, starrend von Frost in dieser rauhen Jahrszeit, und nun seit der Mitte des Novembers täglich von einem tapfern Feinde, auf allen Punkten angegriffen, und um ein ganzes Drittel vermindert. Lange hielt die deutsche Kriegszucht und der beharrliche Sinn der Soldaten die Wuth der Republikaner aus. Die Gestade der Motter waren eine Schlachtbank, wo das Blut in Strömen auf der gefrornen Erde floß, wo sich die Krieger täglich zu Hunderten und Tausenden hinwürgten, und doch jeden Abend wieder in ihre alten Stellungen zurückkehrten. Das dauerte bis auf den 22. Dezember. Aber an diesem Tage fiel ein Theil der feindlichen Moselarmee, von Hoche selbst befehligt, über den sehr unsichern Posten von Freschweiler, auf dem der General Hoze kommandirte, her, warf die Truppen über den

Haufen, und schlug sie in die Flucht. Damit war die Linie durchbrochen. Die Republikaner verfolgten ihren Sieg mit Klugheit und Muth. Die ganze Armee ward gezwungen, zurückzuweichen. Zwar setzte sich Wurmser wieder auf den Höhen von Weissenburg, und machte hier, ermuntert durch den Herzog von Braunschweig, der indessen, wiewohl aber zu spät, einige Truppen zur Unterstützung der Oestreicher hatte vorrücken lassen, Miene, dem Feinde noch einmal die Spitze zu bieten. Aber Mistrauen und Eifersucht trennte die Gemüther dieser Feldherrn, bange Muthlosigkeit lag auf dem ganzen österreichischen Heere, und ein neuer Angrif, (26. Dez.) mit Kraft und Nachdruck ausgeführt, warf den grauen General vollends zurück. Die Armee gerieth in die äusserste Verwirrung. Alles überließ sich einer bunten Flucht. Die meisten Bataillone waren entweder aufgelöst oder im Begrif sich zu zerstreuen. In diesem entscheidenden Augenblicke kam der Herzog von Braunschweig herbei, sprach den Fliehenden wieder Muth ein, brachte mehrere Bataillone in Ordnung, rückte mit ihnen gegen den Feind vor, und sicherte dadurch den Rückzug der übrigen. Dieser gieng unaufhaltsam dem Rheine zu, und die ganze noch übrige kaiserliche Armee sezte bei Speier auf das rechte Ufer dieses Stroms über. Wurmsers Verlust war unermeßlich. Er hatte seit dem Oktober fast die Hälfte seines Heeres eingebüßt.

Mit grösserer Kunst und weniger Verlust zog sich Braunschweig zurück. Er führte seine Truppen über Bergzabern und Neustadt nach Worms, stellte sie in der starken Position zwischen Oppenheim und Odernheim auf, und deckte dadurch alle über dem Rhein liegenden Provinzen des westlichen Deutschlands. — Damit hatten die Franzosen das Elsas gerettet, Landau entsetzt, ihre Feinde auf das äusserste geschwächt, und den Feldzug am Oberrhein glorreich geendigt. Pichegru rückte inzwischen mit einem Theile seiner Armee vor das Fort Vauban, (Fort Louis) und fieng an, es zu beschiessen. Aber die Kaiserlichen schaften alles, was sie in dieser kleinen Vestung gefunden hatten, hinaus, und sprengten ihre Werke in die Luft.

Kaum hatten die Franzosen den Spaniern den Krieg erklärt, als diese sogleich, längst zum Bruche gerüstet, sich erhuben, und in den Pyrenäen dieselben Szenen bereiteten, die man bisher an der Maas, am Rheinstrome und in den Alpen gesehen hatte. Sie begannen den Krieg mit vielem Glücke. Während der General Sangro die Gränze von Navarra beunruhigte, brach der General Riccardos aus Katalonien hervor, marschirte über St. Laurent gegen Ceret, schlug die Franzosen da hinweg, und bemächtigte sich dieser Stadt. Sogleich rückte er vor die Vestung Bellegarde, fieng an sie zu

beschiessen, nahm das Fort des Bains weg, und eroberte die wichtigsten Gebürgspässe. Nach einem 34tägigen Bombardement fiel Bellegarde, und Ein Thor zu dem südlichen Frankreich war so viel als geöfnet. Auch das Städtchen Prades, und die kleine Vestung Villefranche ergaben sich den Siegern. Unthätig stand der General Deflers, Befehlshaber der Ostpyrenäenarmee, vor den Mauern von Perpignan, um diese wichtige Stadt zu decken, und vermochte es nicht, etwas gegen die Spanier zu unternehmen. Es fehlte ihm an Menschen, an Pferden und an Lebensmitteln. Jezt grif man auch hier zu den gewaltsamen Maasregeln, welche nur einem freien Volke oder dem eisernen Despotismus zu Gebote stehen, und die ihre Absicht nie verfehlen. Man trieb alle waffenfähige Männer aus den benachbarten Departementen zusammen. Mit ihnen stürzte der General Dagobert auf die Feinde los, schlug sie, mit dem Verluste ihres ganzen Lagers (28. Aug.) vor Montlibre hinweg, verfolgte sie über ihre Gränze, und eroberte sogar den ganzen spanischen Theil der Landschaft Cerdagne. Zwar erfochten sie sich neue Vortheile auf der Seite von Perpignan, und nie ward diese Stadt mehr bedroht, als eben itzt. Aber am 17. September griffen sie die Generale Daoust und Gogue' in ihrer Stellung bei Salces an, und erfochten einen grossen Sieg.

Zwanzig Kanonen, 300 Maulthiere und eine Menge Kriegsgeräthe, so wie auch die Hauptfeldkapelle, mit vielen silbernen Heiligthümern, wurden ihnen zur Beute. Eine beinahe eben so grosse Niederlage litten sie wenige Tage später bei Prades, wurden aus Villefranche vertrieben, und konnten es nicht hindern, daß das republikanische Heer über ihre Gränze eindrang, und dieselbe brandschazte.

Bald erholten sich aber die Spanier wieder, und schlossen den Feldzug beinahe eben so glänzend, als sie ihn begonnen hatten. Riccardos ließ nämlich, durch den General Courten (einen Schweizer), das verschanzte französische Lager bei Villelongue angreifen. (7. Dez.) In 6 Minuten waren die Batterien erstürmt. Bestürzt zerstreuten sich die Feinde und flohen. Die Sieger nahmen Collioure, St. Elme und Port Vendre weg, und hatten sich so ihre Winterquartiere am östlichen Flusse der Pyrennäen bereitet.

Der Krieg mit dem Könige von Sardinien begann mit einer Unternehmung gegen diese Insel selbst. Am 27. Jan. erschien der republikanische Gegenadmiral Truguet mit 22 Kriegsschiffen verschiedener Grösse vor der Hauptstadt Cagliari, und machte acht Stunden lang ein lebhaftes Feuer auf dieselbe, welches aber wenig Schaden stiftete. Am 16. Hornung landete er sogar auf der Erd-

spitze von St. Jago. Allein man hatte sich in den Erwartungen von dem Beifalle getäuscht, welchen man den neuen Freiheitsideen bei den Sarden versprach, und fand überall thätigen Widerstand. Die Witterung war zudem so stürmisch, daß die ganze Flotte die gröste Gefahr lief. — Truguet lichtete daher nach einem kurzen Verweilen seine Anker, und segelte wieder nach Toulon zurück.

Auch Savojen und Nizza begann die Befreiung zu lächeln. Kellermann hatte mit dem größten Theile seines Heeres das Departement Montblanc verlassen, um Lyon für seinen Ungehorsam zu züchtigen. Sogleich zogen die Piemonteser, geführt von dem Herzoge von Montferat, und dem Marchese von Cordon, nach Tarantaise und Maurienne herunter, verbreiteten sich auf allen Seiten, und rückten bis nach Chambery vor. Ueberall wurden die Freiheitsbäume umgestürzt, und die Freunde der Demokratie vertrieben oder getödtet. Ein anderer Heerhaufen, bei dem sich der König selbst befand, drang gegen Nizza vor. Aber plötzlich änderte sich die Szene. Kellermann eilte herbei, stürzte auf die Feinde los, warf sie überall zurück, und eroberte Savoyen beinahe eben so schnell, und mit nicht vielmehr Verlust wieder, als es Montesquiou ein Jahr früher gethan hatte.

Keiner von den äussern Feinden der neuen Republik wirkte aber mit so vielseitiger Thätigkeit,

und mit einem so ungeheuern Aufwande von Kräften, zu ihrem Untergange, als England, und keiner ward deßhalb von den Franzosen mehr gefürchtet und wüthender gehaßt. Frankreich mit sich selbst zu entzweien, die Unruhen im Innern immer mehr anzufachen, das Mißvergnügen der Unzufriedenen auf den höchsten Grad zu spannen, sie durch Menschen, Geld und Waffen zu unterstützen, und damit dem herrschenden Systeme in der Mitte der Nation sein Grab zu bereiten; das war der Plan, den der Minister Pitt, seit dem Ausbruche des Krieges, mit einer Klugheit und mit einer kaltblütigen Vestigkeit verfolgte, die ihn in die Reihe der ersten Männer unsers Jahrhunderts setzten. Er blokirte deßhalb gleichsam die ganze französische Küste mit den bewafneten Fahrzeugen seiner Nation, um durch die Abschneidung aller Zufuhr, selbst auf den Schiffen neutraler Mächte, Mangel und Hunger in dem Lande zu verbreiten. Er traf grosse Anstalten, um den ganzen Handel der Franzosen zu zerstören. Er ließ ihre Besitzungen auf den Antillen angreifen, und obgleich dieser Angrif auf Martinique, durch die Wachsamkeit und Klugheit des dort kommandirenden Generals Rochambeau, mißlang, so fiel doch die Insel Tabago, und ein beträchtlicher Theil von Domingo. Er blies die Glut des Aufruhrs im Süden von Frankreich an, und riß dadurch Toulon von dem republikani-

schen Staatskörper ab. Er suchte durch beredte Aufforderungen und Manifeste das französische Volk gegen seine Häupter mißtrauisch zu machen, und für das Königthum zu gewinnen. Er unterstützte die Korsikaner, welche sich, unter der Anführung des Generals Paoli, gegen den Konvent empört hatten. Er bot alles auf, die Rojalisten in der Vendee zu immer grösserer Kühnheit und Ausharrung zu entflammen, und schickte deßhalb am Ende des Jahres, den Grafen Moira, mit einer Flotte in die See, um eine Landung an den Ufern von Bretagne und Normandie zu versuchen. Er ließ endlich die englischen Botschafter in Florenz, Genua, und in der Schweiz in einem trotzigen, gebietenden Tone Krieg, oder doch Zerreissung aller Verhältnisse mit Frankreich fordern.

Zwar verfehlten diese Maasregeln zum Theil ihren Zweck. Toulon ward wieder für die Republik gewonnen, das Volk in Frankreich verlachte Pitt's Deklamationen. Die wichtigsten Plätze auf Corsika blieben noch immer dem Mutterstaate getreu. Den Rojalisten wurden ihre Verbindungen mit England abgeschnitten. Moira's Zug mißlang. Und Genua und Helvetien protestirten mit männlicher Entschlossenheit gegen alles Recht, das sich die stolzen Bewohner einer fernen Insel anmaßten, ihnen Gesetze zu geben.

Aber das hinderte den rachedürstenden Haß nicht, der in den Gemüthern aller Franzosen gegen diese ihnen so feindselige Macht erwuchs. Wo etwas geschah, was der Republik gefährlich war, mußte Pitt den Faden dazu in der Hand haben. Man betrachtete England als den Erbfeind, so wie ehemals in Deutschland den Türken, und indem sich die neuen Republikaner für Römer hielten, nannten sie London ihr Karthago. Man setzte alle Engländer, die in den Gränzen von Frankreich betreten wurden, gefangen. Alle britischen Waaren wurden überall verboten. Man kämpfte auf dem Schlachtfelde gegenseitig mit einer Bitterkeit, als ob die Streiter durch persönlichen Groll gegen einander entflammt wären. Einen so grimmigen Nationalhaß sucht man in den Jahrbüchern der neuern Geschichte vergeblich.

Allen Erwartungen hatte auch das Ende des zweiten Feldzuges Hohn gesprochen. Von einem halben Welttheile bekämpft, von Dumouriez verrathen, in dem Innern seines Senates von der heftigsten Faktionswuth zerrissen, mit sich selbst in der blutigsten Fehde, von einem in seiner Art einzigen Despotismus tyrannisirt, — mußte Frankreich erliegen, und es erlag nicht. Seine Häupter hatten die Kunst entdeckt, die volle Kraft der Nation in Bewegung zu setzen, und dadurch ward es gerettet. Die Empörer wurden unterjocht, die Feinde zurückgeschlagen, und die größte ihrer

Er=

Eroberungen, Toulon, wiedergebracht. Zwar standen die Spanier noch am östlichen Fusse der Pyrrenäen; die Deutschen lagen noch in Condé, Valenciennes und Quesnoy; Corsika war ohne Hülfe; und in Ost- und Westindien waren alle Kolonien der Republik von den verbündeten Seemächten bedroht. Aber was war ein solcher Verlust bei Gefahren, welche den gänzlichen Untergang unvermeidlich zu machen schienen? — Und dann standen die Legionen der Rheinarmee in Feindesland. Was man am Anfange des Feldzuges nur für eine rhetorische Floskel hielt, ward durch das Ende desselben vollkommen bestätigt, das Wort Isnards: „Frankreich wird siegen, wenn es nur den Willen dazu hat. Die Völker sind stärker, als die Armeen. Nie ward eine Nation bezwungen, die für die Gründung ihrer Unabhängigkeit rang.“

Aber von jener schwärmerischen Idee, die Rolle der Weltbefreiung zu übernehmen, waren die neuen Republikaner nun zurückgekommen. Die Unglücksfälle, welche sie im Anfange des Feldzuges trafen, lehrten sie, daß jene Rolle nicht so leicht sei, als man geglaubt hatte, und daß sie aller ihrer Kräfte bedürften, um nur ihren eigenen Heerd und das darauf gepflanzte Bild der Freiheit zu vertheidigen. Schnell verschwand deßhalb der Begrif, von ihrer Verbrüderung mit allen Völkern; die Predigt: Krieg

den Schlössern und Friede den Hütten! verstummte; und der Nationalkonvent gab am 25. Sept. das ausdrückliche Gesetz: „daß sich die Generale künftig, wenn sie in Feindes Land einrücken, nicht mehr mit philanthropischen Ideen abgeben, nicht mehr Freiheitsbäume pflanzen, und die Völker zur Brüderschaft mit Frankreich auffordern, sondern gegen die besiegten Einwohner die gewöhnlichen Kriegsrechte ausüben sollen." Und diese Kriegsrechte dehnten sie von nun an eben so weit, ja noch viel weiter aus, als ihre Väter unter dem vierzehnten Ludwig. Der französische Soldat wurde, so bald er den Boden des Feindes betrat, ein Räuber. Unerschwingliche Requisitionen drückten den Armen wie den Reichen, in den überströmten Ländern. Der ganze Reichthum der Städte und der Dörfer wurde eigentlich ausgeleert, und die Kommissärs in der Pfalz durften prahlerisch nach Paris schreiben: Wir haben den Einwohnern nichts mehr gelassen, als die Augen, um zu weinen!

Viertes Buch. 1794.

Neue Hofnungen der Verbündeten. England. Oesterreich. Das deutsche Reich. Preussen. Spanien. Die übrigen Bundsgenossen. Die neutralen Mächte. Anstalten in Frankreich. Der Terrorismus. Der Moderantismus. Die Vendee und die Chouans. Plane des Kriegs in den Niederlanden. Treffen bei Cateau. Treffen bei Catillon. Schlacht bei Landrecies. Fall dieser Vestung. Pichegru's Einfall in Flandern. Treffen bei Courtray. Hauptschlacht bei Tournay. Treffen bei Rouvroir. Ypern fällt. Jourdan behauptet sich disseits der Sambre. Charleroi fällt. Entscheidungsschlacht bei Fleurus. Rückzug aus Belgien. Wiedereroberung der vier Vestungen. Pichegru rückt gegen Holland. Treffen an der Ourte. Treffen an der Rör. Clerfaye zieht über Rhein zurück. Eroberung von Mastricht. Der Feldzug am Oberrhein. Treffen bei Kaiserslautern. Die Verbündeten werden wieder zurückgeworfen. Barbarei der Sieger. Thaten des Moselheeres. Eroberung des linken Rheinufers. Krieg mit Spanien. Treffen bei Ceret. Bellegarde fällt. Schlacht bei Figueras. Roses erobert. Fortschritte der Westpyrenäen-Armee. Krieg gegen Sardinien. Alle Pässe nach Turin werden erobert. Erlahmung des Kriegs. Rückzug der italienischen Armee. Die Engländer erobern ganz Korsika. Seeschlacht auf der Höhe von Quessant. Eroberungen der Engländer in Westindien. Die Franzosen erobern ganz Holland.

Viertes Buch.

Feldzug in dem Jahre 1794.

Die Verbündeten hatten zwar beträchtliche Vortheile über die Franzosen errungen, und einige ansehnliche Eroberungen gemacht. Aber was war das alles für ein unbedeutender Gewinn, in einem Feldzuge, in dem man eine so grosse Macht aufgeboten, und mit einer so ausserordentlichen Anstrengnng gewirkt hatte? Man war noch so unermeßlich weit entfernt, von dem Zwecke, den man bezielte; die Feinde, durch die kühnsten und glücklichsten Unternehmungen in ihrem stolzen Starrsinn bevestigt, sprachen allen Forderungen der Mässigung Hohn; und die Eigenliebe, die uns stets beredet, daß wir das, was wir wollen, auch können, hielt es noch immer für möglich, das Reich der neuen Republikaner zu zerstören. Jezt den Krieg zu endigen, hieß an sich selbst verzweifeln, und seine Existenz der äussersten Gefahr blos geben. Ihn fortzusetzen, schien selbst die Klugheit zu rathen, und die Nothwendigkeit zu gebieten.

Die Fürsten konnten ihre Heere um so zuversichtlicher zu einem neuen Feldzuge in Bewegung setzen, da die veränderte Physiognomie des Krieges und hauptsächlich das Schreckensystem, das

in Frankreich herrschte, alle die Aufwallungen von Freiheitsschwindel und Empörungslust, in ihren Unterthanen niederzuschlagen begann, welche noch kurz zuvor hie und da ernsthafte Besorgnisse erregt hatten. Die Franzosen sprachen nicht mehr von Weltbefreiung und Brüderschaft, sie übten in den von ihnen überschwemmten Ländern die schrecklichen Rechte des Siegers eben so wohl in den Hütten als in den Schlössern aus. Deßhalb wurden sie auch nicht mehr als die Apostel der Freiheit, oder als die Heroen der Aufklärung, sondern als furchtbare Feinde betrachtet; und der Blick entfernte sich immer mehr von der Veranlassung des Krieges, und von dem Idole, das sie ihren Nachbarn versprochen hatten, je mehr sie sich selbst über diese ihre Versprechungen Lügen straften. Der Krieg hatte nun die Gestalt eines jeden andern gewonnen. Man kämpfte nicht mehr um Meinungen, sondern um Sachen, und fand es lästig, sich länger mit der Larve der Uneigennützigkeit zu schleppen, die bisher beide Theile getragen hatten. Dabei fand die Lust zu politischen Umwälzungen nirgends ein stärkeres Gegengift, als eben in den greuelvollen Begebenheiten, die man damals in allen Gegenden Frankreichs sah. Der härteste Druck des monarchischen Despotismus war noch ein beneidenswerther Zustand, gegen die Wuth der demokratischen Tyrannei, unter der die betrogene Nation seufzte.

Unter allen Feinden Frankreichs war um diese Zeit keiner thätiger, und keiner betrieb die Fortsetzung des Krieges mit so viel geschäftigem Eifer, als England. Die Hofnung, Frankreich werde sich durch jede Art von Elend endlich selbst gedrungen sehen, sich wieder eine monarchische Verfassung zu geben, verbunden mit der glänzenden Idee, welche Pitt aufgegriffen hatte, seine Nation zur Beherrscherin des Handels der ganzen Welt zu machen, trieb diesen Minister kalt und trozig gegen allen Widerspruch und gegen alle Gefahren, unaufhaltsam auf dem Wege fort, den er betreten hatte. Gerade izt, glaubte er, sei es Zeit, jene Idee zu realisiren, wo derjenige Staat, der seinem Plane am nachdrücklichsten entgegen wirken konnte, von so vielen Mächten bekriegt, nur für die Fortdauer seiner Existenz zu sorgen hatte. Und kostete es auch grosse Anstrengungen und ungeheuern Aufwand, so schien ihm doch kein Preis gedenkbar, um den jener Vortheil zu theuer verkauft werden könnte. Er ließ deßhalb (21. Jan.) den König das Parlament mit einer Rede eröfnen, worinn auf die lebhafteste Fortsetzung des Krieges gedrungen wurde. Zwar erhuben sich im Oberhause die Lords Guildford, Stanhope und Lauderdale, so wie im Unterhause Sheridan und Fox mit aller Macht der Beredtsamkeit gegen dies Ansinnen des Königs. „Der Krieg, behauptete der leztere, setze den Reichthum, den Handel,

und die Verfassung Großbrittanniens in die äusserste Gefahr. Wolle man ernstlich Frieden schliessen, so solle man den Franzosen einen Schritt entgegen gehen, und sie würden den zweiten machen. Es sei ausser Zweifel, daß die Greuel, welche in Frankreich verübt worden, jeden Menschen von Gefühl empören. Aber wenn man allemal das Land bekriegen wollte, dessen Regierungsgrundsätze man verabscheue, so würde der Krieg nie aufhören." Indessen erhielt die Parthei des Ministers, wie gewöhnlich die Oberhand, und die Fortsetzung des Krieges wurde beschlossen. Die Landmacht wurde auf 60,000 Mann, und die Seemacht auf 85,000 Matrosen gesetzt, und zu diesem Ende ein Anlehn von 11 Millionen Pfund Sterling bewilliget. Auch genehmigte das Unterhaus den Vorschlag, daß dem Könige von Sardinien 200,000 Pfund Sterling als Hülfsgelder gereicht werden sollten.

Es schien eine alle Kräfte Englands übersteigende Anstrengung, mit der Pitt die Unternehmungen gegen Frankreich betrieb. Er setzte nicht nur die ganze Kraft von Großbrittannien gegen diesen verhaßten Feind in Bewegung, sondern unterstützte auch seine Bundsgenossen mit ungeheuern Summen; und wo sein Geld nichts half, suchte er durch Machtsprüche und Drohungen zu herrschen. Er sah unverwandt nur auf seinen Zweck, und jedes Mittel, war es auch noch so schwer, ward von ihm ergriffen, so bald es ihm

nützlich schien. Freilich fielen durch die unermeßlichen Aufopferungen, die sein System erforderte, die drückendsten Lasten auf die englischen Bürger, man häufte Abgaben auf Abgaben, und die zuvor schon ungeheure Nationalschuld vermehrte sich auf eine schreckbare Weise. Aber die Selbstständigkeit und die Entschlossenheit eines grossen Mannes vermögen alles, wenn sie mit Macht vereint sind. Das Volk fügte sich ohne vieles Murren den Absichten des Ministers, und ließ sich sogar den kühnen Schritt gefallen, daß er die Habeascorpusakte durch das Parlament suspendiren ließ, welche das Palladium der brittischen Freiheit ist.

Oestreich hatte zwar am Schlusse des Feldzuges, durch die Niederlagen von Maubeuge und im Elsaß deutlich gesehen, welche Schwierigkeiten gegen seine Entwürfe kämpften. Aber die Wiedereroberung der Niederlande glänzte zu prächtig in der Geschichte dieser Periode, und der Besitz dreier feindlichen Vestungen schien ein zu grosser Vortheil, als daß ein Gedanke an den Frieden hätte rege werden können. Eine Nation, welche die grausamste Tyrannei in Verzweiflung gestürzt hatte, die den Gebrauch ihrer Kräfte so überspannte, daß sie nothwendig erlahmen mußten, und die nicht nur gegen die feindlichen Kanonen, sondern auch gegen Mangel und Hunger zu kämpfen hatte, schien ihrem Falle nahe. Der Kaiser verstärkte daher seine Heere auf allen Sei-

ten des Kriegsschauplatzes, und zeigte sich entschlossen, nicht nachzugeben, bis er die Ehre errungen hätte, die damalige Herrschaft in Frankreich vernichtet, und sich durch grosse Eroberungen entschädigt zu haben. Freilich empfand die östreichische Monarchie, in ihrem bekannten erschöpften Zustande, die Lasten tief, welche ein so kostbarer Krieg auf ihren Rücken wälzte; und man war sogar genöthigt, zur Eröffnung neuer Geldquellen, zu einer der verhaßtesten Finanzoperationen seine Zuflucht zu nehmen, welche nur dann zulässig scheinet, wenn von der Erhaltung des Staates, in den äussersten Gefahren die Rede ist. Es erschien (19. Horn.) ein Patent, worinn ein gezwungenes Anlehn angekündigt, und theils auf 30. theils auf 60 Prozent der gewöhnlichen Steuer gesetzt wurde.

Zu Regenspurg waren die kaiserlichen Geschäftsträger sehr bemüht, die Stände des deutschen Reiches zur thätigsten Theilnahme an dem Kriege, und zur Anwendung aller ihnen zu Gebote stehenden Hülfsmittel zu ermuntern. Es kam am 22. Jan. ein Kommissionsdekret zur Diktatur, worinn nicht nur aufs nachdrücklichste auf die Stellung des gesetzmässigen Triplums gedrungen, sondern sogar auf eine, durch die Natur des Kriegs erheischte, allgemeine Volksbewafnung hingewiesen wurde. Aber bei der deutschen Verfas-

sung ist nichts schwerer, als die Kräfte der sämtlichen Stände in einen Punkt zu vereinigen; und die Glieder dieses Staatskörpers sind durch so viele Unterschiede getrennt, daß es beinahe unter die unmöglichen Dinge gehört, einen über das Ganze sich verbreitenden Gemeingeist zu pflanzen. Schon am 30. April des vorigen Jahres ward der Reichskrieg beschlossen; aber noch hatten viele Stände, besonders die, welche die Gefahr sehr weit von sich entfernt sahen, ihre Kontingente entweder gar nicht, oder nur zum Theil gestellt, und ihre Beiträge zur Operationskasse sehr saumselig bezahlt. Es erwachte kein Patriotismus, der den Gliedern des Staates zu Hülfe kam, die das Meiste von der Macht des Feindes zu besorgen hatten. Ihrem Schicksale überlassen, suchten diese zum Theile ihre Rettungsmittel in ihren eigenen Kräften. Im oberrheinischen Kraise wurden alle Innwohner zur Bewachung und Vertheidigung des Rheinufers aufgerufen. Der Landgraf von Hessenkassel setzte seinen Landesausschuß, der aus 25 Bataillonen besteht, in schlagfertigen Stand. Auch in Schwaben und Franken machte man, für den Fall der Noth, Vorbereitungen zu einem allgemeinen Aufgebot, und in dem Herzogthum Wirtemberg wurde eine regulaire Landmiliz von 12,000 Mann errichtet. Zwar ließ sich von all' diesen Anstalten, bei einem wirklichen Ueberfalle, kein grosser Erfolg erwarten. Indeß bewie-

sen sie doch Muth und Zuversicht, und geboten dem Feinde Achtung.

Was konnten auch diese bedrohten Gegenden anders thun, als ihre eigenen Waffen schärfen, da eines der stärksten Glieder in der Kette des Bundes auszubrechen drohte. Preussen fieng an einzusehen, daß sein erster Entwurf, den es durch den Krieg zu bewerkstelligen suchte, immer chimerischer ward. Es glaubte sich durch Anstrengungen nicht vollends erschöpfen zu dürfen, aus denen kein ihm gedenkbarer politischer Vortheil mehr erwachsen konnte. Es sah sogar den alten Ruhm seiner Waffen in Gefahr, der, besonders seit dem Rückzuge aus dem Elsasse, durch die Anführer der kaiserlichen Armee selbst, am empfindlichsten angetastet wurde. Und sich für seine bedrängten deutschen Mitstände aufzuopfern, hieß eine Großmuth, die vor der egoistischen Politik unsrer Tage als lächerlich erschien. Der kurbrandenburgische Gesandte trat deßhalb, am 2. Hornung, vor dem Reichstage mit der Erklärung auf: „daß der König sich genöthiget sehe, den größten Theil seiner am Rheine stehenden Truppen in seine Staaten zurück zu führen, wenn nicht das gesammte deutsche Reich die Verpflegung seiner Armee, deren tägliches Bedürfniß in 41,966 Rationen, und 82,154 Portionen bestehe, von dem 1. Hornung des Jahres an, übernehme, und zwar sollten sich, wegen der dringenden Noth, die 6 vordern am mei=

sten bedrohten Reichskraise sogleich der einstweiligen Verpflegung unterziehen, und deßhalb unverweilt zu Frankfurt, zu den nöthigen Berathschlagungen, zusammentreten." — Der Kaiser, dem es sehr darum zu thun war, seinen wichtigsten Bundsgenossen zu erhalten, unterstützte nicht nur diese auffallende Forderung, sondern verlangte zugleich die nämliche Hülfe, jedoch mit dem Zusatze, „daß er bei der so dringend geschilderten Nothdurft der preussischen Armee dem Könige für itzt nachstehen wolle." Dieses Ansinnen machte überall den gehässigsten Eindruck; man verwarf mit Unwillen eine Zumuthung, die den Charakter der Ungerechtigkeit so deutlich an der Stirne trug; und man fand es unbegreiflich, warum nun die ganze Last des Krieges einem Bundsgenossen aufgebürdet werden sollte, den man doch erst bei den Haaren in denselben hineingezogen hatte. Zwar schien der Kurfürst von Mainz bereitwillig, die Forderung der Häupter des Bundes zu unterstützen, und berief die Stände der angeführten Kraise nach Frankfurt zusammen. Aber in Regenspurg sprach Jedermann laut und entschlossen dagegen; der braunschweig-lüneburgische Gesandte erklärte, jenes Verlangen sei dem Reichsverband, der Reichsverfassung, und den Reichsgesetzen zuwider, — und nun ergieng von Berlin der Befehl an die Armee, sogleich den Kriegsschauplatz zu verlassen, und eine Kolonne derselben, geführt von

dem Generallieutenant von Kleist, marschirte auch wirklich über Koblenz gegen den Niederrhein ab. In diesem Augenblicke trat aber England in die Mitte, und bewerkstelligte durch seine Reichthümer, was die Stände des deutschen Reiches nicht vermocht hatten. Es wurde zwischen dem preussischen Minister v. Haugwitz und dem Lord Malmesbury ein Hülfsvertrag im Haag abgeschlossen. England nahm vermöge desselben 30,000 Preussen in seinen Sold, und so blieb von dieser Macht ein Heer von 50,000 Mann am Rheinstrome stehen.

Durch Riccardo's Siege und Eroberungen, und durch das Gefühl der Verwandtschaft mit dem unterdrückten französischen Königshause, war Spanien noch immer mit der alten Streitlust erfüllt. Man begrief es noch nicht an dem Hofe dieses Landes, daß jene Siege am Ende doch unnütz seyn müssen, und daß die Bourbonen jenseits der Pyrenäen unrettbar seien. Dabei hatte die Leidenschaft die Köpfe so sehr verblendet, daß sie nicht einsahen, daß die Ueberlegenheit, die England durch diesen Krieg seiner Seemacht und seinem Handel verschafte, gerade für Spanien am verderblichsten werden müßte. Der Minister Aranda, der das Interesse seines Vaterlandes allein aus dem richtigen Gesichtspunkte betrachtete, hatte Muth genug der allgemeinen Stimme im Staatsrathe zu widersprechen, und bestimmt zu behaup-

ten, daß das Wohl des Staates einen schleunigen Frieden fordere. Aber das Urtheil der Weisheit galt damals noch nichts. Aranda wurde nach Andalusien verwiesen, und die nachdrücklichste Fortsetzung des Krieges beschlossen.

Portugall, Neapel, Parma und Toskana spielten, abhängig von Englands Winken, die untergeordneten Rollen fort, die sie übernommen hatten. Aber mit mehr Kraft und Eifer mußten der Statthalter von Oranien und der König von Sardinien handeln, da der Krieg dem erstern die größten Gefahren, dem letztern aber den größten Verlust bereitet hatte. Viktor Amadeus hatte Savoyen und Nizza verloren, und damit schien der Glanz des Königthums von seiner Krone ausgewischt; der Erbstatthalter aber hatte bei Dumouriez's kühnem Unternehmen gegen Holland gesehen, wie leicht es den Franzosen, bei der Uebermacht der revolutionären Parthei im Staate, seyn dürfte, ihm alle seine Rechte zu entreissen. Diese beide hatten um ihre Selbsterhaltung zu kämpfen, und keine Mühe und kein Opfer war zu groß, um die Gefahren abzuwenden, die über sie herein hiengen.

Die Genueser und die Schweizer blieben der strengen Neutralität treu, die sie ergriffen hatten, und bei der unerwarteten Wendung des Krieges, ward die Vernunftmässigkeit derselben

immer einleuchtender. Die Engländer erlaubten sich in ihrem Uebermuthe die gewaltsamsten Mittel, um die ersten von aller Verbindung mit Frankreich abzureissen. Sie blokirten sogar ihre Seehäfen, und erklärten, daß sie als Feinde behandelt werden sollten, bis sie der Neutralität entsagen würden. Aber der Rath von Genua beharrte männlich bei seinem Systeme, rüstete sich, um es mit den Waffen zu vertheidigen, schickte einen bevollmächtigten Minister nach Frankreich, und gebrauchte dabei sogar die Delikatesse, daß er diese Stelle, nicht nach der bisherigen Gewohnheit, einem Edelmanne, sondern dem bürgerlichen Rechtsgelehrten Brekado auftrug. Auch Venedig handelte nach den nämlichen Grundsätzen. Dänemark und Schweden schlossen am 27. März zu Koppenhagen einen Vertrag, worinn sie sich verbanden, gegen alle kriegführende Mächte die strengste Unpartheilichkeit zu behaupten, sie durch Repressalien gegen jeden Stöhrer zu handhaben, und die Schiffart ihrer Unterthanen durch eine Flotte von 16 Linienschiffen und einer verhältnißmässigen Anzahl von Fregatten zu beschützen. Katharina von Rußland aber ließ es noch immer beim Drohen und Zürnen bewenden. Sie sah das System, das sie ergriffen hatte, mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt, schickte ihre Heere nach Polen, um sich mit Oestreich und Preussen in diesen Staat zu theilen, und indem alle

Mächte, durch den schweren Kampf im Süden von Europa sich erschöpften, sammelte sie Riesenkräfte, und lachte, im Gefühle ihrer Stärke, ihrer Bundsgenossen.

Dem Interesse der Machthaber in Frankreich war nichts mehr zuwider, als der Friede. Die Tyrannei, welche sie übten, konnte nur in dem Zustande der äussersten Verwirrung gegründet werden; ihr Zweck, die Zahl der Nation so weit zu vermindern, daß sie mit der Produktion des Bodens im Gleichgewichte stünde, war blos durch den Krieg erreichbar; und dann stand das Ende ihrer Herrschaft in dem Augenblicke zu befürchten, in dem die Armeen von den Gränzen zurückkämen, und die Thaten der Bösewichter in der Nähe sähen, für die man sie hatte streiten lassen. Krieg — ewiger Krieg den Tyrannen! — war deßhalb der Wahlspruch Roberspierres und seiner Genossen, über den Barrere, am 22. Jan. der Nationalkonvention einen glühenden Kommentar zum Beßten gab. Man betrieb die Rüstungen aufs Neue mit all' dem gewaltsamen Ungestümm, der damals jede Handlung der französischen Volkshäupter charakterisirte. Jedes Privateigenthum wurde in demselben Augenblicke ein Eigenthum des Staates, in welchem es diesem Bedürfniß wurde. Durch Papier und erzwungene Anlehn verschafte man sich Geld; durch Requisitionen

tionen — Pferde, Getraide und Schlachtvieh; und durch den Schall der Sturmglocke und die Guillotine — Menschen. Man brachte 15 neue Kanonengiessereien in Gang, welche monatlich 1100 metallene Feuerschlünde lieferten; und die grosse Gewehrfabrik zu Paris gab täglich 400 Flinten in die Magazine ab. In andern Werkstätten wurden monatlich eine Million Kugeln, 1100 Munitionskarren, 1400 Laveten, und jede Dekade 4000 Bajonete und 3000 Säbel verfertigt. Auf dem ganzen Gebiete der Republik wurde Salpeter gegraben, und die Summe des zu verfertigenden Pulvers auf 224 Millionen Pfund bestimmt. Durch die Zusammenhäufung einer ungeheuern Macht suchten die Franzosen den Sieg, und sie konnten ihn kaum verfehlen, da durch dieses Mittel auf der Seite ihrer Feinde alle Plane und alle taktischen Künste unnütz gemacht wurden, und ihre Entscheidung überall nicht sowohl von der weisen Anwendung, sondern hauptsächlich von dem Gehalte und der Schwere der ringenden Kräfte abhieng. Auch führten grosse Männer ihre Soldaten in den Streit. Jourdan, Dugommier, Hoche und Pichegru entwickelten so glänzende Talente, daß einst die Nachwelt ihre Namen mit eben der bewundernden Achtung aussprechen wird, mit der wir itzt einen Miltiades, einen Epaminandas und einen Scipio nennen.

Während dieses Feldzuges bereicherte diese geist-volle Nation die Kriegskunst mit zwei neuen Werkzeugen, bei denen es schwer zu entscheiden ist, ob die Kühnheit der Erfindung und Anwendung, oder die Grösse ihres Nutzens mehr Erstaunen verdient. In vielen Fällen ist im Kriege nichts wichtiger, als die Schnelligkeit, womit Nachrichten von einem Orte zu dem andern gebracht werden. Daran liegt oft die Rettung einer Stadt, oder die Befreiung einer eingeschlossenen Heerabtheilung, oder das Gelingen einer sehr ausgebreiteten Operation. Lange hatte dieser Gegenstand das Nachdenken des Bürgers Chappe, eines Offiziers unter dem Ingenieurkorps, beschäftigt, und nun trat er auf einmal mit der neuen Kunst hervor, Nachrichten aller Art, in dem kurzen Zeitraume einer halben Stunde, von Paris an die Gränzen der Republik, und von da wieder zurückzubringen, ohne daß der Innhalt derselben auf den Zwischenplätzen bekannt würde. Man erstaunte über diese Erfindung, und sie hielt alle Proben aus. Als Condé wieder an die Republik übergegangen war, so berichtete der Telegraph von Lille diese erfreuliche Begebenheit nach Paris, und sie bedurfte zur Zurücklegung eines Weges von 30 deutschen Meilen nicht weiter als 20 Minuten. Der Heilsausschuß erkannte den Werth dieser Erfindung, setzte Preise auf die Vervollkommnung derselben, errichtete einen Telegraphen auf der Spitze des

Louvre's, und korrespondirte vermittelst desselben in die wichtigsten Städte der Republik, und zu den Armeen.

Einen gleich wichtigen Gebrauch machte man von den Luftballons, welche die Gebrüder Montgolfier 10 Jahre früher erfunden hatten, und die unterdessen nur als physikalisches Experiment zur Beschäftigung der Wißbegierde, oder auch wohl wie jedes andere Schauspiel, zur Unterhaltung dienten. Sich über die Erde zu erheben, und so, in einer von dem Geschütze unerreichbaren Höhe, die Stellungen der Feinde gemächlich zu beobachten und aufzuzeichnen, was konnte im Kriege wichtiger, was vortheilhafter, was für den Gegentheil gefährlicher seyn? Diese Vortheile fanden sogleich in den ersten Versuchen die vollkommenste Bestätigung. Die Sache wurde mit Enthusiasmus betrieben und unterstützt. Alle Chymiker und Naturforscher in der Republik erhielten den Auftrag über die Verbesserung dieses wichtigen Werkzeuges nachzudenken. Es wurde ein besonderes Korps, das Korps der Luftschiffer (Aerostatier) errichtet. Jedem Hauptquartiere folgte von nun an ein Luftballon.

Aber noch immer war Frankreich in den Klauen des tausendköpfigen Ungeheuers, das wir unter dem Namen des Terrorismus kennen. Die Nationalkonvention schwieg furchtsam bei allen Greueln, die er ausübte. Sie legte eine unbe-

schränkte Gewalt in die Hände des Heilsausschusses nieder, und dieser hieng von dem Winke des Maximilian Roberspierre ab, so daß sich alle öffentliche Macht in der Person dieses sonderbaren, in der Geschichte einzigen Menschen koncentrirte, der mit dem mittelmässigsten Talente, blos durch eiserne Vestigkeit und unwandelbare Konsequenz, einen Grad von Herrschaft errang, den in Jahrhunderten unter allen Fürsten Europens keiner erreicht hat. In der ganzen Republik waren seine Anhänger verbreitet, und herrschten, in seinem Namen, durch Tod und Schrecken. Durch ein feierliches Gesetz ließ er seine Herrschaft bestätigen. Es soll, sprach dasselbe, eine Revolutionsregierung, bis an den Frieden, in Frankreich bleiben, und das Heft derselben führe, mit absoluter Macht, der Heilsausschuß. Aus der Hefe des Pöbels las er die Werkzeuge zusammen, durch die er seine Entwürfe ausführte. Rohe Sitten, Kühnheit, Grausamkeit, und wilde Frivolität war der Charakter der Menschen, denen er es zutraute, daß sie in seinem Geiste wirken könnten. Die Vornehmen und die Reichen, die Gelehrten und die Künstler, die Angesehenen und Gebildeten galten in den Augen dieser Wüstlinge für Verbrecher, die aus dem Reiche des Sanskulotismus ausgerottet werden müßten. Alles sollte gleich seyn; ein Gesetz gebot, daß sich alles duze. Den Künsten und Wissenschaften ward ein

allgemeiner Krieg angekündigt; die schönsten Produkte derselben wurden vandalisch zerstört. Man begnügte sich nicht damit, das Volk unglücklich zu machen; man wollte ihm auch noch den letzten Trost im Unglücke rauben. Man begann alle religiösen Grundsätze und Empfindungen auf das frevelhafteste zu verhöhnen. Der Bischof von Paris, Gobel, erschien mit seinen untergeordneten Geistlichen vor den Schranken des Konvents, gestand, daß sie bisher Betrüger und Fantasten gewesen seien, und schwur das Christenthum förmlich ab. Der Atheismus erhub sein Haupt mit einer nie gesehenen Frechheit, und wurde plötzlich unduldsamer, als es in keiner Zeit die Schwärmerei gewesen war. Man stellte Freudenmädchen, halb nackend, auf die Altäre der Tempel, betete sie an, und nannte das den Gottesdienst der Vernunft. Aber die Franzosen begannen über diese ärgerlichen Spiele der höchsten Leichtfertigkeit zu murren, und erklärten sich laut für ihren alten Glauben. Kaum hatte Roberspierre die Stimme des Volks vernommen, so veranstaltete er neue Schauspiele gegen den Atheismus, wie er sie zuvor für denselben gegeben hatte, und ließ den Konvent dekretiren: es sei ein Gott, und ein ewiges Leben!

Aber schrecklich wüthete der Tyrann und seine Genossen gegen alle die, die ihnen entweder wirklich verdächtig schienen, oder deren Daseyn mit

ihren Entwürfen unvereinbar war. Man durfte kein Gegner der neuen Herrschaft, man durfte nur gelehrt oder berühmt, oder geachtet oder reich seyn, oder eine zweideutige Miene annehmen, oder in Verbindung mit andern Schlachtopfern des Terrorismus stehen, und man gieng mit ihnen einen Weg. Selbst die Glieder des Konvents schützte ihre Würde nicht gegen die Allmacht des Heilsausschusses. „Die Revolutionsgerichte, sprach ein schreckliches Gesetz, sollen auf keine andere, als Todesstrafe erkennen. Jede Art von Beweis, es sei materieller oder auch nur moralischer, soll hinreichen; den Angeklagten sollen keine Anwälde gestattet werden. Niemand soll freigesprochen werden, ohne vorhergängige Anzeige an den Wohlfahrtsausschuß, der alsdann über den Urtheilsspruch des Gerichtes entscheiden würde.“ Man rechnet, daß wenigstens 200,000 Franzosen, von jedem Geschlecht und Alter, zur Zeit der Schreckensregierung, in allen Gegenden der Republik gemordet worden sind.

Camille Desmoulins hat, kurz ehe auch er unter dem Messer der Guillotine blutete, eine Stelle aus dem Tacitus in sein Journal (le vieux Cordelier) übergetragen, welche die treffendste Schilderung von dem damaligen peinlichen Zustande des französischen Volkes enthält. „Die Gerichte, sagt der Römer, wurden unter dieser Regierung Schlachtbänke; Todesstrafe und Kon-

fiskation war eigentlicher Raub und Mord. Alles erregte den Tyrannen Verdacht. War Jemand beim Volke wohl gelitten, so hieß er ein Nebenbuhler des Fürsten; floh man den Umgang und die Gunst des Volkes, so hieß es, man wolle sich auszeichnen. War man reich, so hieß dies eine schreckliche Gefahr, daß durch reiche Geschenke das Volk gewonnen werden könnte; war Jemand arm, so mußte man ihn strenge beobachten, weil Armuth unternehmend macht. War man Philosoph, Redner oder Dichter, so erwarb man sich ja mehr Ruhm, als die Regenten des Staats, folglich war man verdächtig. Kurz jeder unschuldige Blick, Traurigkeit, Mitleiden, Seufzen, Schweigen, erregte Verdacht. Ja man hatte Furcht, daß die Furcht selbst als Verbrechen ausgelegt werden könnte." — Wer zittert, ist schuldig! sprach Robespierre im Nationalkonvente, als er Dantons Kopf forderte.

Aber wie plötzlich stürzte der Tyrann von seiner stolzen Höhe herab? Was ganz Frankreich nicht wagte, das gelang dem verzweifelnden Muthe *) etlicher von seinen Senatoren. Die Nation

*) Oder vielmehr der Liebe. — Eine junge Spanierin, die berühmte Tochter des Grafen Cabarrus saß in der Conciergerie, und würde unfehlbar ein Opfer des scheußlichen Revolutions-Tribunals geworden seyn, hätte nicht der Repräsentant Tallien, sterblich in sie verliebt, be-

fieng an lauter unter ihrem Joche zu seufzen; und der Konvent kochte, besonders seit dem abscheulichen Gesetze vom 10. Jun. Haß und Grimm gegen den neuen Despoten, in seinem Innern. Es däuchte ihn und seine Genossen, als zöge in der Ferne ein Ungewitter gegen sie heran, und sie ermangelten nicht, es, nach ihrer Weise, durch drohende Reden im Konvente, und durch Verhaftsbefehle, zu beschwören. 102 Köpfe fielen in den 3 Tagen, die vor der Zerstörung der Schreckensherrschaft hergiengen, zu Paris. Ein Zufall hatte eine Proscriptionsliste, die, wie man sagt, von Roberspierres Hand gewesen seyn soll, in die Hände seiner Kollegen im Heilsausschusse gebracht, worauf sie zum Theile ihre eigene Namen, und die Namen noch anderer Konventsglieder lasen. Da kam es darauf an, zu siegen oder zu sterben. Blieb man ruhig, so war der Tod gewiß; handelte man, so war es doch noch möglich, ihm zu entgehen. Bald (27. Jul.) brach

schlossen, alles für ihre Rettung zu wagen. — Dazu war kein anderes Mittel übrig, als der Sturz der damals allmächtigen Roberspierrischen Faktion. Begünstigt durch den Zwiespalt der Herrscher im Heilsausschusse übernahm Tallien die erste Rolle — und die Schreckens-Regierung wurde gestürzt — die schöne Spanierin erhielt ihre Freiheit. Dankbarkeit und Liebe liessen sie Tallien zu ihrem Gatten wählen.

das Gewitter in der Mitte des Volkssenates aus. St. Just, einer der Eingeweihten des Tyrannen, hielt eine Rede zur Rechtfertigung seiner Schritte. Tallien, eines der erkiesten Opfer, unterbrach den Redner, indem er heftig, und flammendes Feuer in den Augen, der Versammlung von der Rednerbühne zurief: „Es ist genug, der Vorhang muß endlich zerrissen werden!" — „Ja, ja, zürnte Billaud, sehet da Roberspierre, den stolzen Tyrannen! dieser Mensch, der sich immer rühmt, die Tugend zu beschützen, schützt nur das Laster. Er will die Nationalkonvention in den Abgrund stürzen, den er ihr gegraben hat, und dann allein herrschen. Mitbürger! wollt ihr unter einem solchen Tyrannen leben?" — Die ganze Versammlung gerieth in Bewegung. Tallien zog einen Dolch aus seinem Busen hervor, hub ihn zu der Büste des Brutus empor, und sprach: „Werdet ihr gegen Roberspierre kein Anklagedekret geben, so endet dieser Dolch mein Leben. Sehet da den Katilina in eurer Mitte!" — Roberspierre strebte, sich auf den Rednersstuhl zu dringen, Verzweiflung und Wuth auf dem Gesichte. Aber hundert Stimmen erhuben sich, hiessen ihn stille schweigen, und riefen ihm Verwünschungen zu. Der Verhaftsbefehl gegen ihn und seine Vertrauten ward einstimmig gegeben, und der Präsident wünschte der Versammlung Glück, daß sie heute das Vaterland gerettet habe.

Niemand wollte es aber wagen, Hand an den Tyrannen zu legen. So tief war die Furcht vor ihm gewurzelt! Man brachte ihn auf das Gemeindehaus. Hier war die Municipalität versammelt, die aus lauter Kreaturen von ihm, und Anhängern des Blutsystems bestand. Seine Spießgesellen erregten eine gewaltige Bewegung. Die Sturmglocken schallen. Die bewafnete Macht von Paris, Henriot ihr General und Roberspierres Freund an ihrer Spitze, versammelt sich, und zieht gegen den Konvent heran. Ueberall predigen die Jakobiner Empörung und Krieg zur Rettung des Tyrannen. Die ganze Stadt ist in wildem Aufruhr. Dort rufet man: es lebe Roberspierre! hier: es lebe der Konvent! und in allen Quartieren kämpfen die Söldner der Terroristen, und die ächten Freunde der Republik miteinander. Schon neigt sich der Sieg auf die Seite der erstern; aber die Entschlossenheit des Nationalkonvents, und der Muth einiger seiner Glieder gewinnen ihn noch zur Rettung der guten Sache. Legendre, nur von 10 Personen begleitet, mit einer Pistole in der Hand, stürzt in den Saal der Jakobiner, treibt die ganze Menge heraus, verschließt die Thüre, und bringt die Schlüssel dem Konvente, während dieser leztere Roberspierre und seine Mitschuldigen für vogelfrei erklärt, und Abgeordnete in die Sektionen schickt, ihnen zu verkündigen, daß von diesem Augenblicke Frei-

heit und Sklaverei, Leben und Tod abhänge. Leonhard Bourdon führt die Bürger, die sich für die gute Sache bewafnet hatten, an, und rückt mit ihnen gegen das Gemeindehaus. Mit jedem Schritte vermehrt sich der Zug. Bleich und zitternd vernimmt der Tyrann die Nachricht, daß Bewafnete hereindringen, ihn zu ermorden. Seine Beschützer fliehen. Von einem Pistolenschuß verwundet, sinkt er nieder. Man hält ihn für todt. Aber er lebt wieder auf, und wird verbunden. Kein Laut kommt mehr aus seinem Munde. Man bringt ihn in die Conciergerie, und übergiebt ihn und die übrigen Häupter seiner Parthei dem Henker. Am Morgen des folgenden Tages fällt sein Kopf unter dem ausgelassensten Jubel des Volkes.

Roberspierres Sturz war der Anbruch eines neuen Tages für die Republik. In dem Augenblicke desselben war Frankreich wieder frei. Ein allgemeiner Aufschrei von Freude ertönte über das ganze weite Land. Die Gefängnisse öfneten sich, und zu Tausenden schüttelten die Unglücklichen ihre Fesseln ab, die erst noch bange vor dem gewissen Tode gezittert hatten. Das System des Schreckens ward verbannt, und die öffentliche Meinung autorisirte statt desselben das System der Mässigung. Der Nationalkonvent hub die Anstalten und Gesetze auf, welche die Tyrannei begründet, und ihn selbst so tief herabgewürdiget hatten. Die Mitthei-

lung der Meinungen wurde in dem Volksſenate wieder frei, und kein Widerſpruch bereitete mehr Gefahren. Die Schriftſteller und Journaliſten legten den ſchmeichelnden, furchtſamen Ton ab, in dem ſie bisher geſprochen hatten, und begannen den Ton rechtlicher und redlicher Männer. Die Verfolger wurden mit einemmale die Verfolgten. Man deckte die Greuelthaten der Helfer des Tyrannen auf; die unterdrückte Unſchuld erhub ihre Stimme mit Macht; man klagte die unmenſchlichen Verbrecher an, die in der Schreckensperiode gegen ſie gewüthet hatten; man verhaftete ſie; man gab ihnen ihren Lohn. Das entrüſtete Volk zu Paris beſtürmte den Verſammlungsſaal der Jakobiner, und der Konvent gab ein Geſetz, das alle weitere Zuſammenkünfte derſelben verbot. Zwar zuckte das ſterbende Ungeheuer immer wieder auf, wenn man es längſt für todt hielt; aber die allgemeine Stimmung und die Wachſamkeit der Regierung traten ihm gewaltig auf den Nacken. Aus allen Gegenden der Republik und von den Armeen ließen Huldigungen und Beifallsverſicherungen an den Konvent ein. Man athmete nun wieder frei. Die Furcht und der Argwohn verſchwanden, und der alte Frohſinn der Nation kehrte wieder. Künſte, Wiſſenſchaften, Verdienſte, Patriotismus und Tugend erhielten ihre alte Achtung. Der Staat gewann im Auslande ſein voriges Anſehen, das er in dem bisherigen Zuſtande der unwürdigſten

Knechtschaft verloren hatte. Frankreich schien endlich den rechten Weg zur Freiheit gefunden zu haben.

Geduldig hatte sich ganz Frankreich in das Joch seiner Treiber spannen lassen; aber die westlichen Gegenden, in denen das Jahr zuvor die Heere der Rojalisten gekämpft hatten, machten hievon eine Ausnahme. Man hielt den Bürgerkrieg in der Vendee für erstickt. Der Feldzug in dieser Gegend hatte sich auch in der That mit entscheidenden Schlägen geendigt. Demungeachtet war es eine prahlerische Hyperbel, wenn die Generale nach Paris schrieben: „daß die Armee der königlich Gesinnten bis auf ihre Trümmer vernichtet sei,“ — und eine sehr überflüssige Frage, die Barrere der Kriegskommission vorlegte: wie die 30,000 Flinten anzuwenden seien, die man den Rojalisten nach und nach abgenommen habe?

Turreau, der Befehlshaber der Westarmee, erhielt den Befehl, durch Brand, Mord und Verheerung die Vendee nicht für die Republik zu gewinnen, sondern zu vernichten. Er durchkreuzte mit 12 Kolonnen das Land, und ließ nichts hinter sich, als Asche und Leichname. Aber gerade diese barbarische Rache, weckte die Vendee wieder, und gab ihr eine furchtbare Stärke. Noch lag Charette in den Waldgegenden, und auch Stoflet hatte sich mit la Roche Jacquelin, an der Spitze eines kleinen Korps, wieder auf das

linke Ufer der Loire gerettet. Verzweiflung und Wuth trieben die Landleute, die alles verloren hatten, zu den Fahnen dieser ihrer Häupter zurück; überall traten neue Haufen von Bewafneten auf; alle lechzten nach Rache; die Angriffe und Gefechte begannen wieder nach der alten Weise. Die Rojalisten agirten in drei besondern Korps, davon das eine unter Charette, das andere unter Stoflet, und das dritte unter la Roche Jacquelin stand. Als aber der letztere, ein blühender Jüngling von 22 Jahren, beim Rekognosciren getödtet ward, so folgte sein Heerhaufen den Befehlen Stoflets.

Dieser führte ein kühnes Unternehmen gegen die Stadt Chollet aus, welche der General Moulins mit 5000 Mann vertheidigte. Er griff sie (6. Horn.) an; die Besatzung nahm die Flucht; Moulins, der ihr verwundet nicht folgen konnte, erschoß sich in der Verzweiflung; die Stadt ward erobert. Aber plötzlich kam der General Cordellier den Zersprengten mit seiner Kolonne entgegen, stürzte wieder in die Stadt, und nöthigte die Rojalisten zu einer schnellen Flucht. — Charette bewegte sich mit grosser Vorsicht, bald um die Republikaner anzugreifen, bald um ihnen zu entgehen. Heute traf er sie, morgen sie ihn. Doch behaupteten sich die Republikaner in ihren Stellungen, und fuhren fort schrecklich

gegen alles zu wüthen, was in der Vendee zerstörbar war.

Dadurch wurde das Heer der Royalisten immer zahlreicher. In drei Kolonnen stürzte nun ihre ganze Macht aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Charette, Stoflet und Sapinaud wirkten einträchtig zusammen. Sie waren mit einemmale wieder in ihrer ersten Furchtbarkeit erwacht. Da sie den Vortheil der Ueberzahl hatten, mußten die Republikaner überall weichen. Was eher der Enthusiasmus gethan hatte, thaten nun Rache und Verzweiflung. Der neue Obergeneral der Republikaner Vimeux, der nach Turreau's Zurückberufung das Kommando führte, konnte sich nur vertheidigend verhalten.

Diese neue Stärke war zum Theil eine Folge der Unruhen, welche unterdessen in Bretagne ausgebrochen waren, und bald ein fast eben so drohendes Ansehen nahmen, als die Vendee. Schleichhändler, die man wegen des nachgeahmten Eulengeschreies (chat-huant) womit sie sich bei den Nachstellungen der Polizeiwachen Zeichen gaben, Chouans nannte, durch die Revolution brodlos geworden, und durch ihr Gewerbe kühn und muthig, lebten hier haufenweise vom Raube. An sie schlossen sich die Trümmer von Talmonts Heer an, welche in dem vorigen Jahre jenseits der Loire dem Schwerdte entronnen waren. Edelleute und Priester, mit der neuen Ordnung der

Dinge unzufrieden, und in der Hofnung, sie durch heftige innerliche Kriege zu zerstören, ermunterten sie, und stellten sich an ihre Spitze; — und so waren bald alle Strassen in den Departements der Nordküsten, Ille und Vilaine, und des Morbihan unsicher, und alles voll Raubens und Mordens.

Die Chouans sprachen zwar eben so wie die Rojalisten in der Vendee, von Königthum und Religion, jedoch ohne in ihrem Geiste zu handeln. Sie hatten keinen Mittelpunkt, keine Disciplin, und keinen rechtlichen Zweck. Während ihre Anführer die Wiederherstellung der alten Staatsverfassung bezielten, mit den Ausgewanderten korrespondirten, und eine Landung der Engländer einzuleiten suchten, bildeten sie blosse Räuberhorden, denen im Grunde jede politische Form gleichgültig war, plünderten die Dörfer aus, und warfen die Reisenden nieder. Sie machten besonders Jagd auf die republikanischen Soldaten, Transporte und Beamten, auf die geschwornen Priester und Käufer der Nationalgüter. Sie führten auch keinen regelmässigen Krieg. So bald sie sich mit Uebermacht angegriffen sahen, flohen sie zerstreut, und verbargen sich in Wäldern, Einöden und Hölen. Sahen sie sich aber sicher, so kamen sie wieder hervor, rotteten sich zusammen, und zogen auf Beute aus. Oft streiften sie bis vor die Thore der Städte, und lieferten den Republikanern

nern

nern hitzige Gefechte. Es war beinahe unmöglich sie zu unterdrücken. Denn sobald man sie erhaschen wollte, wurden sie unsichtbar.

Nur einseitige, fragmentarische und entstellte Nachrichten waren es, die man immer aus der Vendee erhielt; und der wahre Grund des unbeugsamen Widerstandes, den die Bewohner dieses Landes der Republik leisteten, wurde sorgfältig verborgen. Aber Roberspierres Sturz zog den Schleyer ab, der bisher das Geheimniß bedeckt hatte. Man fieng an die Handlungen seiner Kreaturen zu untersuchen, welchen hier ihr Wirkungskreis angewiesen war, und man machte schreckliche Entdeckungen. Es war der Plan der Generäle und Kommissäre, den Krieg nicht zu endigen, so leicht es ihnen auch oft gewesen wäre. Denn dieß hieß die Quelle verstopfen, aus denen sich ihre Habsucht so reichlich sättigte. Deßhalb wirkten sie nie mit voller Kraft, sondern immer nur theilweise, entschlossen das Land, gemächlich und mit Musse, vollkommen auszusaugen. Ihre redlichern Kollegen, welche ihren Anschlägen entgegen wirkten, wurden abgeschaft oder den Revolutionsgerichten übergeben. Sie bedienten sich eines abscheulichen Mittels, um die Fortdauer des Krieges zu erhalten. Sie stürzten das Volk durch die grausamste Behandlung in Verzweiflung, und hörten nicht auf, seinen Zorn durch die scheußlichsten Greuelthaten zu reizen. Man sagte manchen Ge-

meinden Verzeihung zu, und sobald sie die Waffen niedergelegt hatten, wurden die Bürger erwürgt. Greise und schwangere Weiber wurden getödtet, und in Gegenwart der Kommissäre trugen die Soldaten halbjährige Kinder an den Bajonetten umher. Ueber 200 Dörfer lagen in der Asche. Man nahm den Leuten das Getraide und verbrannte es vor ihren Augen. Ueber 12,000 Menschen wurden allein von dem Revolutionsgericht zu Nantes, ohne Urthel und Recht, hingeopfert, und unter diesen 600 Kinder. Der Ankläger dieses höllischen Gerichtes bewies, daß alles, was man je in der Geschichte von grausamer Wuth gehört, was je Nero und Phalaris gethan, nur Kleinigkeiten gegen das seien, was in Nantes und in der Vendee geschehen war. In dem Saale, wo der Prozeß über dieses Gericht verhandelt wurde, ward den Zuhörern, bei der Erzählung so vieler schauerlichen Greuel oft so bange, daß sie nicht mehr athmen konnten. Es war nur eine Stimme in Frankreich, die den Fluch aussprach über die Generale Rossignol, Turreau, Huchet und Grignon, über die Konventskommissäre Francastel und Henz, und über den fluchwürdigsten aller dieser Wütheriche, Carrier.

Merlin, Laignelot und andere Mitglieder der Nationalkonvention, welche Zeugen der Begebenheiten in der Vendee gewesen waren, bewie-

sehen aus ihren Erfahrungen, wie bereitwillig das dortige Volk sei, die Hand zum Frieden zu bieten, und wieder ruhig zu seinen Pflügen zurück zu kehren, so bald man sich ihm nur mit der Miene der Menschlichkeit nähere, und es von der Treue der Republikaner überzeuge. Jedermann unterstützte ihre Meinung, daß es das Beßte des Staates eben so wohl, als die Pflicht der Gerechtigkeit gegen diese verirrten und mißhandelten Mitbürger erfordere, den Weg der Güte zu versuchen. Zugleich liefen von den menschlichern Geschäftsführern, welche man in die Vendee geschickt hatte, um auch dort die Schreckensherrschaft zu zerstören, die einstimmigen Berichte ein, daß das Volk ihnen entgegen komme, und sogar seine Anführer verlasse, seit dem es sich freundlich behandelt, und die Blutgerüste niedergerissen sehe. Auf Carnots Vorschlag ward deßhalb eine allgemeine Amnestie, selbst ohne Ausnahme der Häupter der Empörung beschlossen (2. Dez.), und den Rojalisten verkündigt: „Eure Brüder, rief der Konvent ihnen zu, halten euch mehr für Verirrte, als für Verbrecher. Sie öfnen euch ihre Arme, und sie verzeihen euch, wenn ihr die Waffen niederlegt, wenn Reue, wenn aufrichtige Freundschaft euch zu ihnen zurückführt. Kommt alle wieder! Eure Heerde seien wieder sicher; Ueberfluß blühe wieder auf; die Felder müssen wieder angebaut, die Verbindungen der Menschheit wie-

der hergestellt werden!" Der Erfolg bewies, daß man das rechte Mittel gewählt hatte, die Empörten zu versöhnen. Mässigung und Menschlichkeit erschienen hier in ihrem schönsten Glanze.

Die Westarmee, welche größten Theils in dem Lager von Savenay bei Nantes stand, kommandirte damals, als Gegenmacht gegen die Vendee, der General Canclaux. An der Spitze der Küstenarmee von Brest und Cherbourg aber stand Hoche, mit dem Auftrage die Chouans im Zaume zu halten.

Bei der Eröfnung des Feldzuges an der Gränze war die größte Aufmerksamkeit des Publikums auf die Niederlande gespannt. Hier mußte die hauptsächlichste Kraft der kriegführenden Mächte mit einander in Kampf gerathen, in dem dem einen Theile alles daran lag, von seinen Eroberungen aus, tiefer in Frankreich einzudringen, und durch einen regelmässigen Krieg seinen grossen Plan zu vollenden. Der andere Theil aber mußte alles wagen, nicht nur das Vordringen zu verhindern, sondern auch die verlornen Vestungen wieder zu gewinnen. Man sah hier Unternehmungen voraus, die schrecklich seyn mußten, da sie Entscheidung galten.

Die Verbündeten hatten ungeheure Anstalten zum Wiederbeginn des Streites getroffen. Alle Strassen nach den Gränzen waren mit Wägen an-

gefüllt, welche Kriegsgeräthe und Lebensmittel herbeiführten. Von allen Seiten strömten Verstärkungstruppen heran. Ungeheure Summen wurden auf die Ausbesserung der Vestungen verwandt. In allen haltbaren Plätzen wurden grosse Magazine angelegt. Man schrieb damals aus Brüssel, die Vorkehrungen seien so gewaltig, als wollte man ganz Frankreich zerstören. Der Kaiser selbst kam herbei, um durch seine Gegenwart den Muth der Truppen zu beleben. Der Obrist Mack hatte den Entwurf zu dem Angriffe der Feinde verfertiget, und sein Name entschied in der öffentlichen Meinung für die Unfehlbarkeit desselben. Schon am 20. Hornung brach Koburg aus den Winterquartieren auf. Der Mittelpunkt seines Heeres lehnte sich an Conde', Valenciennes und Quesnoy; der rechte Flügel unter Clerfaye, an Marchiennes, Orchies und Tournay; und der linke unter Hohenlohe, deckte Mons und Charleroi. Eine starke Truppenkette zog sich von Namur bis Luxemburg. Die Engländer, unter dem Herzoge von York, dehnten sich in Westflandern aus, und die Holländer, unter dem Erbprinzen von Oranien, standen bei Lüttich. So harrte hier, in dieser langen Reihe, ein Menschenheer von 150,000 Köpfen, des Kampfes.

Eben so, wie die Verbündeten, hatten auch die Franzosen einen offensiven Plan entworfen, der

ganz aus dem trotzigen, vermessenen, zuversichtlichen Geiste hervorgegangen war, der sich damals in allen ihren Handlungen zeigte. Ihr nächster Zweck war die Wiedereroberung der drei verlornen Vestungen. Aber der gemeine Weg, den Feind vor ihnen hinwegzudrücken, und sie dann zu belagern, war ihnen zu langweilig. Die Nordarmee sollte links in Westflandern, und die Ardennenarmee zwischen der Sambre und Maas vorrücken; so sollten diese beiden Heere die feindliche Macht zwischen sich nehmen, ihre Flanken und ihren Rücken bedrohen, und sie, entweder dadurch zwingen, Belgien zu räumen, oder, auf allen Seiten umzingelt, vernichten. Der Fall jener Vestungen war dann die unvermeidliche Folge dieser Operationen. Man hielt diesen Plan für den abentheuerlichsten, den je eine überspannte Phantasie ausgeheckt; aber er entwickelte sich, nach dem treffenden Ausdrucke eines vortreflichen Malers der Ereignisse unsrer Zeit, von Anfang bis zu Ende, mit gleichem Zusammentreffen und Ineinandergreifen seiner Theile, wie ein wohlgeordnetes Trauerspiel. Alle die ungeheuern Mittel, die den damaligen Machthabern Frankreichs zu Gebote standen, wurden in Bewegung gesetzt, um ihn zu realisiren.

Die Nordarmee, ein Heer von 100,000 Mann, erstreckte sich von den flandrischen Seeküsten, über

Bouchain und Landrecies gegen Maubeuge; ihr Hauptquartier stand zu Guise. Jourdan ward das Kommando über dieselbe abgenommen, weil er den Sieg bei Wattigny nicht genug genützt, und dadurch, in der Meinung des Heilsausschusses, eine Unentschlossenheit und einen Kleinmuth verrathen hatte, die ein Obergeneral, in dieser Gegend, wo so grosse Dinge geschehen sollten, nicht haben durfte. An seine Stelle trat Pichegru. An dieß Heer schloß sich die Ardennenarmee an, welche, von Ferrand kommandirt, ihr Hauptquartier in Maulde hatte. Weiter dehnte sich, längst der Gränze von Lothringen, die Moselarmee aus, an deren Spitze Hoche stand. Aber ehe noch die Operationen angiengen, ward Ferrand von Charbonnier, und Hoche von Jourdan abgelöst.

Die erste erhebliche Unternehmung wagte Pichegru. Entschlossen den Posten von Cateau und Pomereuil, der seine Verbindung mit seinen Vestungen und den übrigen Stellungen seines Heeres sehr bedrohte, zu erobern, brach er in der Nacht vor dem 29. März, mit seinem aus 36,000 Mann bestehenden Mittelpunkte, auf, und rückte in 6 Kolonnen vor. Der Angriff auf den linken Flügel der Oesterreicher, wo der Obrist von Michaelowitz kommandirte, that die gewünschte Wirkung. Die Franzosen bemächtigten sich der

Posten Catillon und Ors, schlugen bei dem leztern Orte eine Brücke, und eroberten sogar Pomereuil, samt der dortigen Redoute. Einen stärkern Widerstand fanden sie aber auf dem rechten Flügel. Zwar waren sie dicht an Cateau vorgerückt, und beschossen auch diesen Platz; aber man wich ihnen keinen Schritt. Dadurch wurden die Geschlagenen in den Stand gesezt, wieder gegen die verlornen Punkte vorzurücken. Sie zogen die rückwärts liegende Infanterie herbei, und machten einen heftigen Angrif auf den Feind. Der General Werneck trieb ihn aus Pomereuil hinaus, Kray nahm Catillon, und Michaelowitz Ors wieder ein. Der Feind zog sich zurück, und warf einen Theil seiner Truppen nach Cambray hinein. Er hatte viele Leute vergeblich aufgeopfert. Die Oesterreicher standen am Abend des Tages wieder in allen den Stellungen, die sie zuvor inne hatten.

Die rauhe und ungestümme Frühlingswitterung hatte unterdessen die Verbündeten gehindert, die Ausführung ihres offensiven Planes zu beginnen. Aber nun fieng der Himmel an, sich aufzuklären, und das vorliegende Tagewerk war so groß, daß man weiter keine Zeit verlieren durfte. Die sämtlichen Heere, die unter Koburgs Führung standen, zogen sich deßhalb an dem Sellefluß, bei Montay und Foresti, dem Mittelpunkte der

feindlichen Macht gegenüber, zusammen; und rüsteten sich, die Feinde hinweg zu drücken, und so den Weg nach Landrecies zu öfnen. Am 16. April kam der Kaiser, mit seinen beiden Brüdern, den Erzherzogen Karl und Joseph, bei der Armee an, und gab den Befehl, daß sogleich den folgenden Tag ein durchwirkender Angrif unternommen werden sollte.

Hinter furchtbaren Verschanzungen und Batterien, zwischen Guise und Landrecies, standen die Divisionsgenerale Ballaud und Ferrand, mit einem Theile der Nordarmee. Früh um 9 Uhr rückten die Verbündeten in 8 Heersäulen gegen sie an. Der Sieg entschied sich bald zum Vortheile der Angreifer. Die Verschanzungen wurden theils mit den Bajoneten erstürmt, theils umgangen. Zwar wehrten sich die Franzosen mit grosser Tapferkeit, und sammelten sich immer wieder. Aber die Gegenwart des Monarchen hatte in den Oesterreichern einen Muth angefeuert, dem nichts widerstand. Die Franzosen wurden über die Oise, den Noirienbach, die Sambre, und die kleine Aelpe zurückgedrückt, und verloren gegen 4000 Todte und Verwundete, 30 Kanonen und 1 Fahne. Nur wenige Gefangene fielen in die Hände der Sieger; es wurde beinahe alles zusammengehauen. Die ganze Gegend zwischen der Sambre und der kleinen Aelpe war von den

Feinden gereinigt, und da Landrecies sogleich berennt werden konnte, der Zweck des Unternehmens vollkommen erreicht.

Der Erbprinz von Oranien, dem, in Verbindung mit einem kaiserlichen Heerhaufen, die Belagerung dieser Veste aufgetragen war, bestürmte, am 20. April, das vor derselben liegende verschanzte Lager, schlug den Feind heraus, und trieb ihn in den bedeckten Weg. Dadurch ward es möglich, daß schon in der folgenden Nacht die Laufgräben eröfnet wurden.

Der Divisionsgeneral Balland machte mehrere Versuche, Landrecies zu retten; aber sie wurden alle durch die Vorsicht und Wachsamkeit der Oesterreicher vereitelt. Die Franzosen wollten nun das Aeusserste wagen, und setzten ihre ganze Macht im Mittelpunkte in Bewegung, um dem Feinde seine Vortheile zu entreissen. Am 26. April, mit Anbruch des Tages, rückte das republikanische Heer, in 4 Kolonnen, zum Kampfe aus. Unter dem Gewehre hatten die Verbündeten die ganze Nacht seiner geharrt; denn die Bewegungen, die sie in Ballands Lager bemerkten, liessen sie das Vorhaben ahnden, mit dem er schwanger gieng. Die erste feindliche Kolonne drang gegen die Stellungen an, auf denen Clerfaye kommandirte. Dieser empfieng sie mit aller ihm eigenen Entschlossenheit und Klugheit. Er ließ sie dicht auf seine Reihen

anrücken, dann aber dehnte er sich plötzlich aus, machte ein höllisches Feuer, und schlug sie zurück. Durch ein ähnliches Manöuvre besiegte der Herzog von York die zweite Kolonne. Er wich, bis sie auf den Punkt vorgedrungen war, auf dem er sie haben wollte. Nun begann aber plötzlich der Donner seiner verstekten Batterien, seine Truppen stürzten in dem nämlichen Augenblicke auf die Feinde los, und seine Reuterei flog in ihre Flanken. Es erhub sich ein schauerliches Gemetzel. In wilder Zerstreuung flohen die Franzosen. Ihre Todten bedeckten das Schlachtfeld. Nicht günstiger war das Schicksal der zwei andern Heersäulen, welche auf die Hauptarmee losdrangen, an deren Spitze der Kaiser stand. Die geschickten Bewegungen, welche die Generale Kray und Bellegarde in dieser Gegend machten, und die Tapferkeit der Kavallerie, die der Erzherzog Karl gerade in dem rechten Augenblicke herbeiführte, brachten Bestürzung und Unordnung in die Reihen der Feinde, und sie zogen sich zurück.

Dieser Tag war einer der heissesten in dem ganzen Kriege. Achtzehn Stunden lang dauerte der Kampf. Ueberall ward wüthend gestritten. Selbst die Besatzung von Landrecies stürzte grimmig auf das Belagerungsheer heraus; und indem die ganze Gegend von Feuer und Kanonendonner erfüllt war, begann man die eingeschlossene Stadt durch ein fürchterliches Bombardement in

Brand zu stecken. Die Franzosen verloren im Ganzen 50 Kanonen, 5000 Todte und Verwundete, und 1500 Gefangene. Unter den leztern war der Divisionsgeneral Chapuis. Der Sieg der Verbündeten war vollkommen, und bedeckte ihre Truppen mit Ruhme. Denn er ward durch die schönste Verbindung der Kunst und der Tapferkeit erfochten.

Der Fall von Landrecies konnte nun nicht mehr ferne seyn. Durch ein Feuer, das die Stadt in einer hellen Flamme auflodern machte, geängstet, und durch die Niederlage der Republikaner von aller Hülfe abgeschnitten, ergab sich die Veste 4 Tage nach dieser Schlacht. Die Besatzung, welche von 7000 Mann bis auf 5000 geschmolzen war, wurde, samt ihrem Befehlshaber, dem Generale Roulland, kriegsgefangen.

So glänzend hatten die Bundsgenossen in den Niederlanden den Feldzug eröfnet. Ueberall bot das Glück ihrer Tapferkeit die Hand. Der offene Weg nach Frankreich lag nun vor ihnen. Ihre leichten Truppen streiften bereits bis in die Piccardie. Die öffentliche Meinung erklärte sich wieder überall für sie, und fieng an, das Glück der Republik zu bezweifeln. Auch Beaulieu drang wieder siegend nach Arlon vor, woraus ihn die Moselarmee geworfen hatte.

Aber wie schnell wurden alle die schönen Aus-

sichten und Hofnungen, deren sich das verbündete Heer erfreute, vereitelt?

An demselben Tage, an welchem das Treffen bei Catillon geliefert ward, erhub sich Pichegru mit 40,000 Mann, um zur Bewerkstelligung des grossen Entwurfes zu schreiten, den man ihm übergeben hatte. Der Verlust der beiden erzählten Schlachten, und selbst der Fall von Landrecies, hatten auf die Ausführung dieses Entwurfes keinen wesentlichen Einfluß. Denn es kam bei demselben alles auf das Glück der Operationen in den Flanken der Feinde an. Auch konnten diese bei den Bewegungen, die derselbe vorzeichnete, nichts mehr vor ihrer Fronte unternehmen, folglich die Vortheile ihrer Siege nicht benützen. Und endlich war es gleichgültig, ob die Verbündeten auch Landrecies hatten; denn gelang das Werk der Republikaner, so fielen vier Vestungen, sobald als drei. Wie der Sturmwind flog Pichegru, an dem Saume der feindlichen Armee, über die Gränze von Flandern hinein, stieß den, mit einem unverhältnißmässig schwachen Heerhaufen dort stehenden General Wallmoden zurück, ward Meister von Menin und Courtray, und schon bangte Ypern vor einer Belagerung. Es war ein seltenes Beispiel von Klugheit und Muth, womit sich der hannöverische General von Hammerstein, aus Menin, bei der Bemerkung der ihn bedrohenden Gefahr, und bei einem gänzlichen

Mangel an den Mitteln, um sich halten zu können, glücklich in der Nacht durch die republikanische Armee durchschlug. Er war mit einigen tausend Ausgewanderten eingeschlossen gewesen, und nichts war diesen übrig, als Sieg oder Tod. Alles, was ihnen auf ihrem Wege aufstieß, wurde mit dem Bajonet niedergestossen, und sie entkamen. — Zugleich, mit der Nordarmee, rückte das Ardennenheer, unter Charbonnier, auf der linken Flanke der Verbündeten gegen die Sambre vor, und bemächtigte sich der Pässe von Bossut und Beaumont.

Die Anführer der verbündeten Armee, welche damals die Absicht der Franzosen noch nicht begriffen, und ungerne auf ihrer Siegesbahn umkehrten, glaubten Flandern durch ein von ihrer Hauptmacht abgeschicktes Korps retten zu können. Die Anführung desselben ward dem General Clerfaye aufgetragen, welchem der Herzog von York nachfolgte. Es erhub sich am 12. Mai, vor den Mauern von Courtray, ein mörderisches Treffen zwischen beiden Theilen. Zweimal schlug Clerfaye die Feinde zurück, und schon breiteten sich seine Eilboten auf allen Strassen aus, um seinen Sieg und den sichern Fall von Courtray zu verkündigen. Aber ein dritter Angrif der Franzosen, mit dem fürchterlichsten Ungestümm ausgeführt, warf die Kaiserlichen nach dem hartnäckigsten Kampfe zurück. Clerfaye

verließ das Schlachtfeld, stieß mit dem Herzoge von York zusammen, und zog sich nach Thielt zurück. Beide Heere verloren in diesem hitzigen Gefechte zwei verdienstvolle Generäle, Wenkheim und Flaray. — Den Tag zuvor war Charbonnier, streng nach demselben Plane mit Pichegru wirkend, über die Sambre gegangen, hatte Fontaine l'Eveque und Binch besetzt, und seinen Vortrab bis nach Marimont geschickt, und bedrohte Charleroi. Diese Bewegung füllte ganz Hennegau mit Schrecken, und selbst Brüssel zitterte. Aber die Tapferkeit der Oesterreicher steckte ihm frühe sein Ziel. Schon am 13ten ward er gezwungen, sich wieder über die Sambre zurück zu ziehen.

Itzt konnten sich die Verbündeten der Bemerkung nicht mehr erwehren, daß ihr ganzer, so feierlich angekündigter Plan vernichtet sei. Wollten sie sich nicht den furchtbarsten Gefahren Preis geben, und die Gegenden retten, die der Feind durch Raub und Erpressungen verheerte, so mußten sie die Stellung verlassen, aus der sie so grosse Dinge ausführen zu können glaubten. Die ganze Armee löste sich deßhalb in drei Abtheilungen auf. Eine blieb, als Beobachtungskorps, zwischen den eroberten Vesten stehen; die zweite ward von dem Generalfeldzeugmeister Kaunitz an die Sambre geführt, um Brabant und Hennegau zu decken; und die Hauptmacht, bei der sich

Koburg und der Kaiser selbst befanden, zog sich nach Flandern. Am 16. Mai rückte das Hauptquartier in Tournay ein.

Schon am folgenden Tage sollte ein entscheidendes Unternehmen gegen Pichegru ausgeführt werden. Aber es mißlang, und er rächte sich schrecklich an dem Herzoge von York, der unter den größten Gefahren, die seiner eigenen Person drohten, auf die Stellungen der Kaiserlichen zurückgeworfen wurde. Charbonnier gieng, in drei Kolonnen, wieder über die Sambre, besetzte Fontaine-l'Eveque, schlug Kaunitz vor Binch hinweg, und bemächtigte sich dieses Städtchens. Zugleich rückte die Moselarmee wieder nach Arlon vor, welches Beaulieu verlassen hatte, um eine Unternehmung gegen Bouillon zu versuchen, sie jagte die dort stehenden Oesterreicher unter die Kanonen von Luxemburg, überschwemmte das Land weit umher, und bedrohte Trier, welches an dem von dem General Blankenstein geführten Heerhaufen, nur einen sehr schwachen Schutz hatte. Alle diese Bewegungen waren auf den grossen Plan des Feldzuges berechnet, und alle liefen, mit einer seltenen Harmonie, in dem Zwecke desselben, als ihrem Mittelpunkte zusammen.

Die Stellung, welche der Herzog von Koburg bei Tournay, längst der Schelde genommen hatte, setzte Pichegru's Entwürfen ein Hinderniß

niß entgegen, das, wollte er dieselben nicht aufgeben, schlechterdings aus dem Wege geräumt werden mußte. Dies konnte aber anders nicht, als durch einen der gewaltigsten Angriffe geschehen. Dazu bestimmte er den 22. Mai, und eine der schrecklichsten Schlachten, die die Kriegsannalen kennen, ward an diesem Tage geliefert.

Die Hauptmacht der Republikaner zog gegen den rechten Flügel der Verbündeten her. Die Menge und das Ungestümm derselben warf anfangs überall die gegen sie kämpfenden Reihen zurück. Aber geschwächt an Mannschaft konnte ihr rechter Flügel der Stärke der Oesterreicher eben so wenig widerstehen. Ein wilder, schauerlicher Kampf wüthete nun auf allen Punkten des Schlachtfeldes. Wie Verzweifelte fochten die Franzosen; wie Löwen die Verbündeten. Keiner der gegenwärtigen Krieger hatte je ein solches Feuer gesehen. In dichte Rauchwolken eingehüllt, verschwand der Stadt Tournay das Tageslicht. Von Morgens 6 Uhr bis Abends 10 Uhr dauerte der Kampf. Die Verbündeten verschossen anderthalb Millionen Patronen, und manche Regimenter hatten 4mal die Flintensteine gewechselt. 20,000 Todte und Verwundete fielen auf beiden Seiten. Aber der Verlust der Franzosen war bei weitem der größte. Tournay oder Tod! war ihre Losung, und so stürzten sie, den Rasenden gleich, in das feindliche

Kartetschenfeuer hinein, und fielen wie das Heu unter der Sense des Schnitters. Und — nichts ward entschieden durch diesen blutigen Tag. Jeder Theil zog sich in seine alte Stellung zurück. Die Kämpfer schienen blos, freilich um einen allzutheuern Preis, ihre Tapferkeit, ihren Muth, und ihre Kräfte gemessen zu haben.

Einen grössern Erfolg hatte das Treffen, welches Kaunitz, am 24. Mai, der Ardennenarmee bei Rouvroix lieferte. Er grif den linken Flügel derselben mit dem Bajonete an, und schlug ihn aufs Haupt. Mit grossem Verlust eilte das ganze Heer über die Sambre zurück. Aber die Fortschritte, welche die Moselarmee im Luxemburgischen gegen Beaulieu machte, der sich bis Namur zurückgezogen hatte, setzten Charbonnier in den Stand, sich sogleich wieder von seiner Niederlage zu erheben, und so gieng er, am 28. Mai, zum drittenmal über die Sambre, drang bis Charleroi vor, lagerte sich um diese Vestung her, und fieng an, sie zu bombardiren. Am 3. Jun. fiel ein heftiger Angrif, des von dem Feldzeugmeister Alvinzi kommandirten Heeres auf ihn. Das Gefecht wurde besonders bei Gosselies und Vieuville sehr hartnäckig. Dreimal wurden die Kaiserlichen zurückgeschlagen. Aber ihre Standhaftigkeit, und der von Mack angeordnete weise Angrifsplan, trug den Sieg davon. Char-

bonniers Legionen geriethen in Verwirrung. Alles floh der Sambre zu, und setzte, verfolgt von der österreichischen Reuterei, über den Strom.

Dies war das letzte Kriegsereigniß, dem der Kaiser persönlich beiwohnte. Er sah, daß seine Gegenwart nicht hinreichend sei, weder die Ueberlegenheit der Franzosen aufzuwiegen, noch die Niederländer zu einem allgemeinen Aufstande gegen die über ihre Wohnplätze herströmenden Feinde zu bewegen. Mißmuthig verließ er einen Kriegsschauplatz, auf dem er seine schönsten Hofnungen so gänzlich vereitelt sah, und kehrte wieder in seine Residenz zurück.

Eine wichtige Unternehmung war mittlerweile der Nordarmee gelungen. Pichegru schickte den General Moreau vor die bevestigte Stadt Ypern, und es begann eine förmliche Belagerung derselben, welche der Divisionsgeneral Souham mit 30,000 Mann deckte. Das unausgesetzte Feuer der Belagerer hatte bereits grosse Verheerungen in der Stadt angerichtet, als Clerfaye herbeirückte, in der Absicht, sie zu entsetzen. Doch die Franzosen kamen ihm noch in seinem Angrif zuvor. Es begann (10. Jun.) ein heftiges Treffen in der Gegend von Langenmark. Der Feldzeugmeister ward genöthigt, sich mit einigem Verlust zurückzuziehen. Durch einen Heerhaufen unter General Kerpen verstärkt, rückte er aber schon am zwei-

ten Tage darauf wieder vor, und er grif nun seinerseits (13. Jun.) die Franzosen zwischen Rousselaer und Hooglde auf allen Punkten mit dem größten Ungestümm an. Schon hatte er bedeutende Vortheile errungen, als sich nach dem heftigsten Kampfe das Glück am Ende ebenfalls wieder für die Franzosen erklärte. Die Republikaner verfolgten ihren Sieg bis gegen Thielt, und — 4 Tage später fiel die durch en höllisches Feuer unaufhörlich geängstete Stadt, troz des Muths und der Geschicklichkeit ihres Kmmandanten, des General Salis. 100 Kanoner und 6000 Kriegsgefangene waren der Preis der Eroberung. Ungesäumt eilten die Sieger, während ein Theil derselben Nieuport umschloß und bombardirte, auf Clerfaye's vortheilhafte Stelung bei Thielt los, und warfen ihn aus derelben hinaus. Er zog sich bis nach Gent zurük. Eine deutsche Meile von dieser Stadt sahe nan schon die leichten Truppen der Feinde umherstreifen. — Einer ihrer Heerhaufen hatte den Weg nach Brügge eingeschlagen; aber er fand ihn durch den General Wallmoden so gut vertheidgt, daß er zur Zeit noch unzugänglich blieb.

So vest und kühn schrit die Nordarmee ihrem grossen Ziele entgegen; aber noch immer stand die Ardennenarmee an dem Anfangspunkte ihrer Laufbahn. Tausende ihrer Streiter waren an den Ufern der Sambre,

gefallen, und alle ihre gewaltigen Versuche, die linke Seite desselben zu behaupten, waren mißlungen. Man hatte einen neuen Anführer, den Sieger bei Wattigny, General Jourdan, an die Spitze dieser Armee gestellt, und was Charbonnier unmöglich war, das hofte man von seinen Talenten und von seinem Unternehmungsgeiste. Er hatte einen beträchtlichen Theil der vorher von ihm befehligten Moselarmee zur Verstärkung herbeigeführt. Am 12. Jun. gieng er mit seiner Armee über die Sambre, drückte die bei Lombue stehenden Oesterreicher zurück, drang bis vor Charleroi vor, und begann diesen Plaz durch einen heftigen Feuerregen zu ängstigen. Aber am 16. Jun. marschirte die verbündete Armee, unter dem Kommando des Erbprinzen von Oranien, gegen die Belagerer vor. Zwar wurde die Heersäule, die der Erbprinz selbst führte, zurückgeschlagen; aber desto grösser waren die Vortheile, welche Alvinzi und Beaulieu, mit ihren Kolonnen erfochten. Charleroi ward entsetzt, und eiligst zogen sich die Republikaner über die Sambre zurück, nachdem sie an diesem Tage eine Menge Streiter verloren hatten. Ein kleiner Theil ihres Heeres behauptete sich noch bei Mariemont, jenseits des Flusses.

Aber keine Unternehmung war so gefahrvoll und so schwer, welche die Franzosen damals nicht durchgesetzt hätten, so bald es ihnen ein Befehl

ihrer Häupter gebot. Die Sambre hatte schon so viel Blut verschlungen, und doch gieng das republikanische Heer am 18. Jun. zum fünftenmal darüber, und es kam nicht mehr zurück. Ein Haufen desselben marschirte nach Binch, und schien Mons zu seinem Zielpunkte zu machen; ein anderer nach Gosselies gegen Nivelles; ein dritter über Sombreuf gegen Namur; der vierte aber lagerte sich um Charleroi, und spielte aus seinen Feuerschlünden wieder auf die Veste. In einen Steinhaufen verwandelt, lag die unglückliche Stadt, ein jämmerliches Bild kriegerischer Zerstörung, und von allen Seiten abgeschnitten, sah ihr Befehlshaber, der Obrist von Reinach, keine Rettung mehr. Er mußte sich (25. Jun.) mit seiner 2500 Mann starken Besatzung auf Gnade und Ungnade ergeben. „Charleroi, schrieb der Eroberer dem Heilsausschusse, ist ein Schutthaufen, keine Vestung mehr; höchstens etwa ein Posten.“

Ehe dieser Platz noch übergegangen war, eilte der Herzog von Koburg, aus seiner Stellung bei Tournay, dem Erbprinzen von Oranien, mit einer beträchtlichen Verstärkung zu Hülfe, der sich zu schwach fühlte, die über die Sambre gedrungene, auf neue durch grosse Verstärkungen angewachsene, feindliche Macht wieder zurückzuschlagen. Es kam hier auf eine entscheidende Unternehmung an. Denn gelang es dem Feinde vorzurücken, und seine linke Hand in Pichegru's

Rechte zu legen, so war der allgemeine Rückzug entschieden. Der 26. Jun. sollte die grosse Frage lösen.

Noch war der Fall von Charleroi in dem Lager der Verbündeten nicht bekannt. Auf dem Rücken günstiger Anhöhen, hinter vesten Verschanzungen, und von vielen Batterien gedeckt, stand das republikanische Heer in einer langen Linie, zwischen Lambusart und Gosselies. Früh um 2 Uhr schon brach die alliirte Armee, in 5 Kolonnen in die Ebenen von Fleurus, zum Angriffe auf. Der Vortheil war im Anfange ganz auf ihrer Seite. Der rechte Flügel, geführt von dem Erbprinzen von Oranien, drückte die Feinde zurück, und gewann einen grossen Raum. Aber der linke, den der General Beaulieu kommandirte, war nicht so glücklich, sondern wurde auf allen Punkten zurückgeworfen, so daß auch der rechte Flügel seinen Vortheil aufgeben mußte, wollte er nicht von der anstürmenden Macht der Sieger abgeschnitten werden. In diesem Augenblicke der Verwirrung lief die Nachricht ein, daß Charleroi an die Feinde übergegangen sei, und damit erschien der erste Zweck des Angriffes, nämlich die Befreiung dieser Vestung, vereitelt. Nach dem hartnäckigsten Kampfe nahmen deßhalb die Verbündeten den Abzug, und überliessen den Franzosen die Ehre des Sieges. Diese hatten in diesem Treffen zuerst von dem Luftballon Gebrauch

gemacht, vermittelst seiner die Stellungen und Bewegungen der Verbündeten ausgespäht, und er war ihnen dabei von so grossem Nutzen gewesen, daß sie ihm zum Theil ihren Sieg zuschrieben.

Die Schlacht bei Fleurus entschied das Schiksal der Niederlande, und war der letzte Uebergang zur Entwickelung des grossen Drama's, das die Republikaner dem staunenden Publikum gaben. Schon an dem folgenden Tage sah man überall die lebhaftesten Zubereitungen zu einem allgemeinen Rückzuge. Das Heer der Verbündeten hatte in zwei Monaten über 60,000 Mann verloren. Es fühlte sich unvermögend, so ermüdet und geschwächt, wie es war, sich in diesen Gegenden länger gegen einen Feind zu vertheidigen, von dem es sich täglich mit Wuth angegriffen sah, der keinen Verlust achtete, und dem unaufhörlich zahlreiche Verstärkungen von allen Seiten zuströmten, der ihm durch seinen Ungestümm und seine Ueberlegenheit nun gar die Gefahr bereitet hatte, umwickelt, und von der deutschen Gränze abgeschnitten zu werden. Auch schien man nicht verbunden zu seyn, ein Volk länger zu schützen, das so träge und gleichgültig bei jedem Schicksale seiner Vertheidiger war, und grossen Theils das Unglück derselben lieber sah, als das Unglück der Feinde. Alles schickte sich an, dieses undankbare Land zu verlassen. Die Holländer, auf dem rechten Flügel der Hauptarmee, zogen sich, nach einem zweimaligen Verlust, bei

Betignies und Mons, über diese Stadt zurück, welche sogleich von den Franzosen besetzt wurde. Nach dem Abmarsche der Engländer öfneten die grossen und reichen Städte Ostende, Brügge, Gent, Tournay und Oudenarde der Nordarmee ihre Thore. Koburg und Clerfaye nahmen ihren Weg über Brüssel, gegen Löwen und Tirlemont; und so bildete das ganze kombinirte Heer eine Linie, die sich von Antwerpen bis über Namur und Huy hinauf erstreckte. Am 6. Jul. grif Jourdan den linken Flügel desselben mit Macht an, und überall wich es zurück. Das war der letzte Akt in dem grossen Schauspiel. Die Nordarmee und das Sambreheer, dem ein Beschluß des Nationalkonvents, seit dem entscheidenden Tage bei Fleurus, den Namen der Sambre- und Maasarmee gegeben hatte, reichten sich in Ath die Hände, und rückten miteinander in der Hauptstadt von Brabant, in Brüssel, ein. Damit waren die eroberten Vestungen abgeschnitten, die verbündete Macht zum Rückzuge gezwungen, die Vereinigung der beiden zusammenwirkenden Heere vollzogen, und einer der größten, kühnsten und künstlichsten Plane, den die Kriegsgeschichte kennt, zum Staunen der Welt und der Nachwelt, auf das vollkommenste ausgeführt.

Während der General Pichegru gegen die Stellungen der Engländer und Holländer

anrückte, Mecheln wegnahm, Nieuport durch sein Bombardement zur Uebergabe nöthigte, und Antwerpen besetzte, welches der Herzog von York geräumt hatte, der nun seine Truppen zwischen Berg-op-Zoom und Breda aufstellte, — folgte Jourdan dem Prinzen von Koburg auf dem Fusse nach, und machte sich zum Meister von Löwen, Tirlemont und Namur. Dieser zog den größten Theil seiner Armee hinter die Maas, ein anderer Theil derselben aber, den Latour kommandirte, blieb bei Visette stehen, und dehnte sich von da bis nach Lüttich aus. Dies letztere Korps ward am 27. Jul. von Jourdan angegriffen. Fechtend zog es sich durch die Stadt zurück, während dem ein Theil ihrer, von wilden Freiheitsbegriffen angestekten, und gegen die Oestreicher wegen der Kontribution des vorigen Jahrs erbitterten Einwohner auf die Kaiserlichen feuerte, und Steine und siedendes Wasser aus den Fenstern auf sie herunter warf. Die Weichenden setzten sich diesseits der Maas bei dem Kartheuserkloster vest, behaupteten diesen Punkt mit unbezwingbarer Hartnäckigkeit, und wiesen die über die Brücke andringenden Republikaner immer wieder zurück. Mehrere Tage lang feuerten die letztern unaufhörlich auf die Karthause; die Kaiserlichen aber auf die Citadelle und die Stadt. Viele Häuser wurden zerstört, und die Vorstadt Amercoeur beinahe ganz eingeäschert. Koburg

hatte damals sein Hauptquartier zu Fouron=le=Comte.

Von hier aus erließ er an die deutsche Nation, besonders an die Bewohner der westlichen Gegenden, einen Aufruf, um ihren Patriotismus rege zu machen, und sie zur thätigen Theilnahme an der Vertheidigung der vaterländischen Gränze zu ermuntern. Er legte in demselben das Geständniß ab, das ein Feldherr gewöhnlich bis auf den äussersten Fall der Noth zurück hält, „daß es auf sie, die deutschen Landesbewohner, ankomme, daß der Armee die Möglichkeit verschaft werde, für ihre Vertheidigung zu leben und zu sterben.“ Zu diesem Ende sollten sie Lebensmittel für die Truppen herbei führen, die Schätze der Kirche zu ihrer Erhaltung anwenden, ihre silbernen Gefässe dem Kaiser lehnen, die Waffen ergreifen, und für ihre Altäre, Heerde und Freiheit fechten. „Solltet ihr aber, ward am Ende gedroht, so unglücklich seyn, euch durch heimliche Verführer blenden zu lassen, so sehen wir uns gezwungen, über den Rhein zurück zu ziehen, euch der Wuth eurer Feinde preis zu geben, und euch ohne Schonung alles das zu entziehen, was der Feind zu seiner Erhaltung finden könnte.“ — Dieser Aufruf that aber keine Wirkung; im Gegentheil erfüllte der Schluß desselben die Gemüther mit Angst und Unwillen. Koburg, müde der Befehlshaber in einem Kriege zu seyn, wo sich so

wenig Ehre mehr erndten ließ, und durch seine geschwächte Gesundheit unvermögend, die Beschwerlichkeiten desselben länger zu tragen, legte das Kommando nieder, und verließ die Armee, beinahe in der nämlichen Stellung, in der er sie das Jahr zuvor gefunden hatte. Clerfaye trat nun an ihre Spitze.

Unterdessen hatte sich auch das Schicksal der 4 Vestungen entschieden, welche, im Rücken des siegenden Heeres, noch von den Verbündeten besetzt waren. Es schien nichts weniger als eine leichte Aufgabe, sie schnell zu erobern. Denn man hatte mit der größten Thätigkeit für die Verstärkung ihrer Werke und Besatzungen gesorgt, und sie mit Munition und Lebensmittel im Ueberflusse versehen. Wollte man sie regelmässig belagern, so kostete das Zeit und Menschen, hemmte die Fortschritte der Armee, und ließ einige Monate hindurch den Erfolg des Feldzuges noch immer zweideutig. Diese Weise ward deßhalb von den französischen Machthabern verschmäht, und statt derselben eine neue eingeschlagen, die in der Geschichte der Belagerungen unerhört ist, aber dem wildtrotzigen Charakter dieser Menschen ganz entsprach. „Alle Truppen der Feinde in unsern Vestungen an der Nordgränze, die sich nicht 24 Stunden nach der Aufforderung unsrer Generale auf Gnade und Ungnade ergeben, sollen ohne alle Barmherzigkeit niedergemacht werden!“ — so lautete ein Dekret

des Nationalkonvents; und der General Scherer *) erhielt, mit 15,000 Mann, den Auftrag, dasselbe zu vollziehen. Dieses Schreckensgesetz wirkte stärker und schneller, als Kanonen, Mörser und Bajonete. Zum Staunen der Welt giengen Landrecies (16. Jul.), Condé (29. Aug.), und das gewaltige Valenciennes (27. Aug.), auf dessen Verstärkung der Kaiser allein 3 Millionen Gulden verwandt hatte, an das schwache Heer der Belagerer über. Nur das kleine Quesnoy vertheidigte sich 21 Tage lang mit vielem Muthe, und dann erst unterlag es der Nothwendigkeit (15. Aug.). Nun ward von der Vollziehung jenes Gesetzes an der Besatzung die Rede. „Nein, sprach der brave Kommandant, General Gruber, sie ist unschuldig; denn ich habe ihr eure Drohungen nicht bekannt gemacht. Wollt ihr euer Todesurtheil vollziehen, so laßt mich das Opfer seyn. Ich allein bin schuldig!“ Die Würde der Tugend, verbunden mit der Wirkung des Sturzes der rohen Terroristen am 27. Jul., machte die französischen Befehlshaber nachgiebig; der Kommandant und seine Truppen wurden verschont.

Frankreichs Gränze war wieder frei, nie wurde eine so grosse Eroberung leichter gemacht. Un-

*) Am Schluß des Jahrs 1795. General der italienischen Armee, und itzt (1798) französischer Kriegsminister.

ermeßliche Vorräthe aller Art, über 600 Kanonen und 11,500 Gefangene wurden den Eroberern zu Theil. Scherer rückte mit seinem Heerhaufen zur Sambre- und Maas-Armee, und brachte, nachdem sie lange ruhig an der Maas gelegen war, Kräfte zu neuen Unternehmungen mit.

Pichegru rückte unterdessen gegen die Gränze der vereinigten Niederlande vor, und schritt auf seinem Zuge eben so siegreich fort, als sein Kollege, Jourdan. Der Herzog von York ward von der Uebermacht nach Osterhut, und die Holländer nach Breda zurückgedrückt. Sogleich erschien der General Moreau vor Sluis, das von van der Duyn seinem Befehlshaber mit Einsicht und Entschlossenheit vertheidigt wurde. Aber durch ein kühnes Wagestück erstürmten die Republikaner die Insel Cadsand, und bahnten sich dadurch den Weg zur Veste. Sie ängsteten sie durch ihr Feuer, drangen durch die Ueberschwemmung dicht an ihre Werke, bereiteten sich zum Sturm, und — die durch Krankheiten geschwächte, und aller Hofnung beraubte Besatzung erlag. Die Eroberer fanden in dem Platze 2000 Kriegsgefangene und 120 Feuerschlünde.

Der Oberfeldherr hatte unterdessen den Herzog von York in die Nähe von Herzogenbusch zurückgetrieben, mit dem sich der Erbprinz von Oranien gleichförmig nach Ramsdonk be-

zeigte. Damit lag Breda dem Feinde blos, und Jedermann erwartete eine Belagerung dieses Plazes. Aber plözlich machte Pichegru eine Schwenkung, fiel (14. Sept.) mit Hitze über den Herzog von York her, und zwang denselben, sich nach einem Verlust von vielen Todten und Verwundeten, ein paar tausend Gefangenen und 7 Kanonen, bei Grave über die Maas zurückzuziehen, und das holländische Brabant seinem Schicksale zu überlassen. Sogleich breitete sich das Heer um Herzogenbusch aus, und berennte diesen Platz, den ein Prinz von Hessen-Philippsthal, wiewohl ohne grosse Einsicht, vertheidigte. Die Hauptstärke desselben besteht in Sümpfen und Ueberschwemmungen. Aber da sich die Republikaner des Forts Crevecoeur bemächtigt hatten, welches die Schleusen beherrscht, so waren sie im Stande, das Wasser zum Theil abzuleiten, und den Belagerten näher zu kommen. Der Kommandant wurde dadurch so in Schrecken gesezt, daß er die Vestung (10. Okt.) übergab, noch ehe das schwere Geschütz der Belagerer angekommen war. — Ludwig XIV. hat einst 16,000 Mann vergeblich vor Herzogenbusch aufgeopfert; aber Pichegru gewann es nach einer leichten Belagerung von 14 Tagen. 146 Kanonen, 1400 Zentner Pulver, 9000 Flinten und 2500 Kriegsgefangene waren die Beute des Eroberers. — Sogleich rückte die Armee weiter vor,

nahm Hulst, Sas van Gent, Fort Philippine und Axel ein, und eroberte Nimwegen (7. Nov.), das die Engländer so eben verlassen hatten, und worinn noch ein Theil der noch nicht über den Strom gegangenen Holländer gefangen wurde.

Indeß Holland den Arm des Siegers so schrecklich fühlte, erfochten die Republikaner nicht minder entscheidende Vortheile über das großkaiserliche Heer, das 70,000 Mann stark, an den Ufern der Maas und der Ourte, in einer sehr vesten Stellung, dem Glücke Jourdans aufs Neue zu trotzen schien. Aber so bald dieser Feldherr die Verstärkung unter Scherer erhalten hatte, so machte er ungesäumt Anstalt, durch einen kräftigen Angrif, eben so die Maas zu gewinnen, wie er 3 Monate früher die Sambre gewonnen hatte. Er gab am 17. Sept. vor Tagesanbruch das Zeichen zur Schlacht, und von Lüttich bis Mastricht begann der Kanonendonner und der Kampf. Der größte Andrang der Franzosen war aber auf dem letztern Punkte auf den rechten Flügel der Kaiserlichen, und hier wurde auch das Gefecht am heftigsten. Die Oesterreicher wurden bis unter die Kanonen der Vestung zurückgeworfen, die Republikaner besetzten das benachbarte Land umher, und die Nacht machte dem Streite ein Ende. Unruhig harrte die österreichische Armee dem Anbruche des Tages entgegen, um

ihren

ihren Verlust zu rächen. Clerfaye selbst war auf den bedrohten Punkt herbei geeilt.

Aber dieser Angrif war nur die Larve, unter der Jourdan seinen eigentlichen Plan verbarg. Er hatte auf dem rechten Flügel der Deutschen Gefahr erregt, und sie dadurch veranlaßt, ihre Hauptstärke auf denselben zu ziehen, damit er dem linken, den Latour kommandirte, eine desto härtere Niederlage beibringen könnte. Als am folgenden Tage die Oesterreicher umher sahen, erblickten sie in der ganzen Gegend von Mastricht keinen Franzosen mehr. Ihr Rückzug war ihnen unerklärbar. Aber bald löste sich das Räthsel, als sie den fürchterlichsten Kanonendonner von der Ourte her vernahmen. Gegen 40,000 Mann stark erschienen hier die Franzosen, von General Scherer befehligt, in einer langen Linie, in Schlachtordnung, und stürmten auf mehrern Punkten durch diesen Fluß auf ihre Feinde an. Schrecklich wirken die Kartätschen der letztern auf ihre Kolonnen: dreimal schmettert der Hagel derselben sie zurück; aber ihre Wuth durchbricht durch die Verschanzungen von Montfort, wo der General Riese kommandirte; mehrere Haufen eilen gegen Faye, um die Posten von Freture und Sprimont in Rücken zu nehmen; überall fliehen die Oesterreicher; alle ihre Stellungen werden erobert. Latour sammelte seine Truppen bei Herve, zog das Lager von der Karthause

bei Lüttich an sich, und lagerte sich auf den Anhöhen von Clermont; aber auch diese erstürmen (20. Sept.) die Franzosen, und er ist genöthigt, seinen Weg über Aachen, nach Düren zu nehmen. Clerfaye zog sich, mit dem Mittelpunkte und dem rechten Flügel, über Herzogenroda und Altenhofen gegen Jülich, und stellte die ganze Armee, hinter der Rör, in einer Linie auf, die sich von Düren bis Randeradt erstrekte. — Damit war die Macht des Kaisers wieder auf demselben Punkte, von dem sie in dem vorigen Feldzuge sich erhoben hatte, um die Niederlande zu erobern, die Arbeit eines ganzen Jahres war verloren, viele tausend Menschen unnütz hingeopfert. Und, wie ein austretender Strom, wälzte sich, seit dem heissen Tage bei Sprimont, der Krieg über Deutschlands Gränze herein.

Jourdan säumte nicht, den Schrecken, der vor ihm hergieng, zu nützen, und durch einen Hauptschlag, die Hand nach dem Ziel seiner Siege, der Vertreibung der Oesterreicher vom linken Rheinufer, auszustrecken. Er rückte am 2. Okt. in 4 Kolonnen auf die neue Stellung des Grafen von Clerfaye los, und machte einen weit verbreiteten Angrif auf seine Heerkette, der sich von Effelt, die Rör aufwärts, bis Nidecken erstreckte. Bei Limnich, Aldenhofen und Merzennich hatten die Kaiserlichen furchtbare

Verschanzungen vor ihrer Fronte aufgethürmt. Mit dem, den Franzosen eigenen Ungestümm, stürmen sie auf diese Punkte los. Zu ganzen Hunderten strecken die Kartätschen sie nieder. Aber ihr kühner Muth trotzte jeder Gefahr. Scherer erringt mit seinem Heerhaufen den Berg bei Merzennich, Latour weicht in Unordnung, auf mehrern Punkten dringen die Feinde über die Rör, eine grosse Macht stürzt auf Clerfaye's Mittelpunkt, die Anhöhen bei Aldenhofen werden erklimmt, die Flanken der Oesterreicher sind bedroht, das Treffen ist verloren. Unter dem Schutze der Nacht rettete sich Clerfaye aus seinen Gefahren. Er brach mit dem ganzen Heere auf, und gieng in der Nacht vom 5. auf den 6. Oktober, durch Cölln, über den Rhein. Kaum war der Tag angebrochen, so standen schon die Franzosen an dem linken Ufer des Stromes, und jauchzten zu ihren geschlagenen Feinden hinüber, daß sie nun das Ziel aller ihrer Arbeit erreicht haben.

Der General Kerpen, der mit einer Truppenabtheilung bei Röremond gestanden war, führte dieselbe bei Düsseldorf über den Rhein zurück. Die Feinde, die ihm nachfolgten, beschossen, in der Nacht vom 5. auf den 6. Okt., ohne einen gedenkbaren militärischen Zweck, diese Stadt mit glühenden Kugeln und Haubitzen, und richteten dadurch beträchtlichen Schaden an.

Jülich hatte sich den Siegern ohne Schwerdtschlag ergeben, aber noch lag unerobert Mastricht in ihrem Rücken, eine der stärksten Vestungen auf dem Kriegsschauplatze, vertheidigt von einer zahlreichen Besatzung, und kommandirt von einem tapfern Manne, dem Landgrafen Friedrich von Hessenkassel. Der General Kleber erschien mit einer Abtheilung von Jourdans Heer vor ihr; seine Aufforderung wurde abgewiesen. Das fürchterliche Feuer der Belagerer wurde nur durch die kühnen Ausfälle der Besatzung unterbrochen. Mit Mühe brachte endlich Kleber seine Werke zu Stande; denn die Vertheidiger des Platzes hatten sie immer wieder zerstört, und nun erhub sich ein Bombardement, das in Absicht auf seine Stärke vielleicht das schrecklichste im ganzen Kriege war. Vier Tage und vier Nächte lang regnete es unaufhörlich feurige Kugeln auf Mastricht herunter. Ihre Hitze erwärmte die Luft. Von dem Donner des Geschützes beben im ganzen Lande die Häuser. Schauerlich tönt in ihr das Knirschen des Feuers, das Geprassel der einstürzenden Gebäude, und das Jammergeschrei der Innwohner. Die Werke der Vestung stürzen zusammen; 2000 Häuser liegen in Schutt und Asche. Zwar kämpfte die Besatzung noch immer mit vielem Muthe gegen die Belagerer, aber ihre Tapferkeit unterlag der Noth. Die Hauptmienen waren gesprengt, die dritte Paralelle beinahe vollendet, und die Kasse

des Befehlshabers leer an Geld, um die Truppen zu bezahlen. Der Platz ergab sich (4. Nov.) 11 Tage nach Eröfnung der Laufgräben mit 352 Kanonen, 380,000 Pfund Pulver, 14,000 Flinten und einer Besatzung von 10,000 Mann.

Der Feldzug am Ober- und Mittelrhein bot in diesem Jahre keine entscheidende Begebenheiten dar. Er war größten Theils nur das Resultat der Ereignisse in den Niederlanden. Die französische Rheinarmee hatte ihre Hauptstellung zwischen Speier und Neustadt, hinter dem Speierbache genommen, und hieng vor Kaiserslautern, mit dem rechten Flügel der Moselarmee zusammen, welche sich von da, längst der Saar, über Thionville hindehnte. Die preussische Armee kantonirte in den Gegenden von Oppenheim, Guntersblum und Alzei. Die kaiserliche aber stand disseits des Rheins, und hatte ihre Hauptmacht um Heidelberg verlegt. Braunschweig und Wurmser, verdrossen über den widrigen Erfolg ihrer Bemühungen, hatten das Kommando niedergelegt. In die Stelle des erstern trat der Feldmarschall Möllendorf, in die des letztern aber der Feldzeugmeister Graf Browne, dem jedoch bald der Herzog Albert von Sachsen-Teschen nachfolgte. Dieser ward zugleich zum Reichs-General-Feldmarschall ernannt. Der Feldzeugmeister Prinz von

Hohenlohe=Kirchberg kommandirte in seinem Namen die Armee.

Die späte Endigung des Feldzuges von 1793. am Oberrhein, und die Unterhandlungen, von denen die Fortdauer des preussischen Antheils am Kriege abhieng, hatten die Erdfnung des Feldzuges auf dieser Seite verspätet. Aber gleich als wollten die Feldherrn in dieser Gegend das Publikum für sein ungeduldiges Harren entschädigen, begannen sie hier mit einem der schönsten Manöuvres, welches die Geschichte dieses Krieges kennt, und das auch mit dem glänzendsten Erfolge belohnt wurde. Durch einen Streich, die Feinde über die deutsche Gränze zu jagen, und so das Land von den namenlosen Qualen zu befreien, unter denen es seufzte, war ihr erster Zweck. Während sich Möllendorf, in seinem Hauptquartiere zu Kirchheim=Bolanden, zu diesem grossen Werke rüstete, führte der Prinz von Hohenlohe=Kirchberg einen grossen Theil der kaiserlichen Armee bei Mannheim über den Rhein (22. Mai.), und rückte gegen Speier vor, um die dort stehenden feindlichen Truppen in Achtung zu erhalten. Ein preussischer Heerhaufen beobachtete den linken Flügel der Rheinarmee bei Neustadt. Auf Kaiserslautern aber, als den Mittelpunkt der feindlichen Vertheidigungslinie hatte der Feldmarschall sein Augenmerk gerichtet. Hier stand, an der Spitze von

12,000 Mann, der Divisionsgeneral Ambert, hinter Defileen, Verhauen und Schanzen, die für eine Vestung gelten konnten. Er ward an dem folgenden Tage von Möllendorf angegriffen, und dieser äusserst kombinirte und mit seltener Klugheit entworfene Angrif gelang der Geschicklichkeit der Offiziere, und der Tapferkeit der Truppen in seiner ganzen Ausdehnung. Die Feinde überliessen sich einer verwirrten Flucht. Sie verloren 2000 Todte, eben so viele Gefangene, 10 Fahnen, 17 Feuerschlünde und eine Menge Kriegsgeräthe, und entscheidend waren die Folgen des Sieges. Die ganze deutsche Gränze ward von ihren Quälern rein. Der rechte Flügel der Moselarmee rettete sich in die Stellungen von Saarbrück, Saargmünd und Bitsch, und die Rheinarmee zog sich, um der Gefahr, die ihrer Flanke drohte, zu entgehen, hinter die Queich zurück. Dieser Sieg erinnerte an die schönsten Meisterstücke der preussischen Taktik im siebenjährigen Kriege.

Achtzigtausend Mann stark bildete das vereinte kaiserliche und preussische Heer eine unüberwindlich scheinende Schutzwehr um die deutsche Gränze her, das sich von Speier, über Kirrweiler, Trippstadt und Landstuhl, bis Ottweiler erstreckte. Zufrieden mit dem glücklichen Erfolge ihrer ersten Unternehmung, schränkten sich die deutschen Feldherrn blos auf den Vertheidigungs-

krieg ein; und da auch die Feinde sich zu neuen Angriffen zu schwach fühlten, so verstummte in dieser Gegend einen ganzen Monat hindurch das Geschütze, und nie zogen die Streiter ihre Schwerdter, als nur um in kleinen Gefechten sich zu necken. Diesen Zustand von Ruhe liessen aber die Franzosen nicht unbenützt. Sie zogen eine Menge neuer Truppen an sich, und trafen grosse Anstalten, ihre alten Eroberungen wieder zu gewinnen. In den Niederlanden hatten sich die Begebenheiten ganz zu ihrem Vortheile entwickelt; auch die Heere am Oberrhein sollten in gleicher Richtung mit ihren Kameraden an der Maas und an der Schelde fortschreiten.

Schon in den ersten Tagen des Heumonats ward die Schutzwehr der deutschen Gränze in seiner ganzen Länge bestürmt; aber die Deutschen erwehrten sich des feindlichen Ungestümms. Keine Niederlage und kein Menschenverlust machte damals die Franzosen in ihren Unternehmungen irre. Der Heilsausschuß schickte dem General Michaud, damaliger Befehlshaber der Rheinarmee, den Befehl, daß er, bei Verlust seines Kopfes, die Deutschen von der Gränze entfernen müßte. Er setzte, in Verbindung mit Moreau, dem Anführer des Moselheeres, die ungeheure republikanische Heeresmacht in Bewegung, um zum entscheidenden Kampfe auszuziehen. Es ward am 12. Jul. heftig gestritten; aber wie ein Felsendamm standen

Oesterreicher und Preussen. Mit erhöhter Hitze begann das Treffen am 13ten, und dauerte 18 Stunden hindurch fort. Am heissesten ward das Gefecht um Trippstadt und im Gebürge. Lange hielt sich gegenseitige Tapferkeit das Gegengewicht. Aber durch unzugänglich scheinende Schluchten rückten die Franzosen heran, und fielen dem General Kleist, der sich kaum des Angriffes von vornen erwehren konnte, bei Sand und Johanniskreuz in die Flanken. Dadurch entstand Verwirrung. Die Linie der Preussen wurde durchbrochen. — Nicht weniger glücklich hatte das Rheinheer gegen den linken preussischen Flügel gefochten, den der Erbprinz von Hohenlohe-Ingelfingen kommandirte. Es siegte durch eine beispiellose Beharrlichkeit. Achtmal lief es auf die fürchterlich veste Fronte der Preussen Sturm; achtmal donnerten es ihre Kartätschen zurück; aber am spaten Abend stürzten neue Heerreihen auf ihre Redouten los, deren Gräben mit Todten angefüllt waren; die müden Preussen unterlagen, und wichen zurück. Ein allgemeiner Rückzug war die Folge. Meisterhaft hatten Michaut und Moreau ihr Tagewerk vollendet. Der Herzog Albert führte sein Heer über den Rhein (16. Jul.) zurück; Möllendorf aber das seinige nach Worms, Alzei und Meissenheim, fast in dieselbe Stellung zurück, von welcher er beim Anfang des Feldzuges vorgerückt war.

Einen höchst traurigen Anblick gewährten die vor den zurückweichenden Armeen, mit ihrer kleinen geretteten Habe, ihren Kindern und ihrem Vieh, herfliehenden Bewohner der überrheinischen Länder. Sie lagerten sich haufenweise, unter freiem Himmel, am rechten Ufer des Stroms, und blickten voll tiefen Kummers hinüber zu den Hütten, die sie verlassen hatten. Furcht vor der aus Erfahrung gekannten Grausamkeit und Habsucht des Feindes hatte sie aus dem ihrigen vertrieben; und diese Furcht war kein Phantom. Noch wehte der wilde Geist des Terrorismus bei den republikanischen Armeen. Gewaltthätigkeit, Plünderung, unerschwingliche Requisitionen und regelmässige Ausleerungen aller beweglichen Güter, waren in Feindes Land immer die Ordnung des Tages. Das härteste Schicksal traf aber das arme Kussel. Am 26. Jul. loderte es, zum ewigen Schandflecke der damaligen französischen Machthaber, im Feuer auf. Man hatte die Einwohner durch Todesfurcht herausgetrieben. Nur weniges konnten sie retten, und auch dies wenige wurde ihnen zum Theil von den auf dem Felde umherstreifenden Husaren geraubt. Der Konventskommissär Henz — er hatte auch in der Vendee gewüthet — gab den Befehl zum Mordbrande, unter dem nichtigen Grunde, daß in Kussel falsche Assignaten verfertigt worden seien, und der General Renaud vollzog ihn, nachdem der Ober-

befehlshaber der Moselarmee die schriftliche Erklärung gegeben hatte, daß die Existenz dieser Stadt für die Operationen der Armee nicht nothwendig sei.

Sobald die Moselarmee durch den Rückzug der Preussen einen freiern Spielraum bekam, trennte sich die Hauptmacht derselben von dem Rheinheere, zog gegen Thionville, stieß zu den dortstehenden Truppen, und rüstete sich, über Trier nach Koblenz durchzubrechen. Mit einem schwachen Heerhaufen sollte der General Blankenstein die deutsche Gränze an der Mosel vertheidigen. Es war der feindlichen Uebermacht leicht, ihn in die Verschanzungen von Pellingen zurückzuwerfen, vor denen Beurnonville, zwei Jahre früher, so viele Menschen vergeblich geopfert hatte. Am 8. August machte Moreau einen heftigen Angrif auf diese veste Stellung. Lange hielt die Entschlossenheit der braven Oesterreicher der Wuth und der Ueberzahl der Feinde das Gleichgewicht. Aber am Ende muß die Schwäche immer der Stärke unterliegen. Mit dem Verluste eines beträchtlichen Theils seiner Truppen zog sich Blankenstein zurück, überließ den Franzosen die Stadt Trier, und lagerte sich jenseits der Mosel, bei Kaisersesch.

Trotz aller Vortheile des Feindes hatten die Verbündeten die Zuversicht auf ihre Kräfte doch noch nicht aufgegeben. Sie bereiteten sich aufs

Neue, nicht nur Trier zu retten, sondern auch alle deutschen Länder jenseits des Rheins wieder zu erobern. Man schickte Blankenstein eiligst Verstärkung zu. Sein Heer wuchs schnell auf 15,000 Mann an, und er konnte wieder bis Lüzerath vorrücken. Der General Wartensleben gieng mit 10,000 Mann über den Rhein, um Michauds Stellung bei Neustadt zu beobachten. Der Erbprinz von Hohenlohe marschirte gegen das Gebürge und den Posten von Kaiserslautern, und Möllendorf rückte an den bei den Ufern der Mosel vor. Aller Augen waren auf die Thaten gerichtet, zu denen sich diese Feldherrn rüsteten, und alles fieng wieder an, von der vorigen Kleinmuth zu neuen Hofnungen aufzuleben.

Prinz von Hohenlohe = Ingelfingen machte einen rühmlichen Anfang zu den neuen Operationen. Er überfällt (20. Sept.) die Feinde bei Fischbach und Hochspeier, schlägt sie in die Flucht, lenkt sogleich nach Kaiserslautern um, greift hier den General Meunier an, und erficht einen vollkommenen Sieg. Schon sitzt Möllendorf mit seinen Generälen zu Oberstein zusammen, schon sind die Plane zur Fortsetzung der Unternehmungen verabredet, und — plötzlich tritt der Bote von Clerfaye herein, mit der traurigen Kunde, daß er, seit dem Tage bei Sprimont, kein Heil mehr disseits des

Rheins finden könne. Damit ward jede weitere Operation unmöglich, und die Nothwendigkeit gebot den Rückzug. Wartensleben gieng wieder über den Rhein, und Möllendorf wandte sich nach Mainz und Oppenheim, um dort denselben Strom zu passiren. Die Rhein- und Moselarmee vereinigten sich am 1. Okt. bei Lautereck, rückten dicht an das Ufer vor, und drei Tage später zog die letztere auch in Koblenz ein, nachdem sie den General Melas aus der dortigen Gegend vertrieben hatte. Damit war der Feldzug auf die glänzendste Weise für die Republik entschieden. Alle deutschen Länder auf der linken Seite des Rheins waren erobert.

Noch waren jenseits die vesten Plätze Luxemburg, Mainz und Rheinfels, so wie auch die Rheinschanze vor Mannheim übrig. Aber der erstere war abgeschnitten und eingeschlossen, und der zweite berennt; die beiden letztern drohten einen baldigen Fall. Bald räumte auch in der That die Besatzung von Rheinfels schon am 2. Nov. diese Vestung, die sich bei der Stärke ihrer Werke und bei der Hülfe, die sie ungestört von dem rechten Rheinufer erhielt, noch lange hätte halten können. Sie ward von den Truppen des Landgrafen von Hessenkassel, ihres Eigenthümers, vertheidigt. Ein Kriegsgericht verdammte ihren Befehlshaber, den General Rhesius, zum

Tode; aber der Landgraf verwandelte seine Straffe in infame Kassation und lebenslängliche Einsperrung. — Die Rheinschanze vor Mannheim war seit dem 15. Okt. von dem General Vaczot blokirt. Man wieß seine Aufforderung ab, und schlug die leichten Angriffe, die er machte, zurück. Als aber am Ende des Christmonats das Rheineis die Brücke zerriß, welche die Schanze mit der Stadt verbindet, und der Feind zugleich diese und jene aus 8 Batterien, 16 Stunden lang beschoß, auch noch die Drohung hinzu that, daß er die Stadt mit glühenden Kugeln zerstören werde, so war man gezwungen, einen grossen Verlust durch einen kleinern abzukaufen. Die Rheinschanze ward, ohne Geschütz und Besatzung, dem republikanischen Generale, am 25. Dez. unter der Bedingung übergeben, daß die Stadt nie aus der Schanze beschossen werden sollte, so lange der Krieg nur auf der linken Seite des Rheines geführt würde.

So gewaltig wirkten die Waffen der Franzosen an der Nord- und Ostgränze der Republik. Aber nicht minder stolz schallten ihre Päane in den Pyrrenäen.

Die Spanier hatten einen ansehnlichen Landesstrich in der süd-westlichen Ecke von Roussillon erobert, und der Besitz von Bellegarde galt für die veste Begründung ihres Gewinns. Schon war Riccardos zu neuen Siegen gerüstet,

als ihn der Tod plötzlich von seiner Laufbahn rief. Man trug nun dem Grafen de la Union das Kommando auf. Seine Feldherrntalente kamen zwar denen seines Vorgängers nicht gleich; aber er war der tapferste so wie der schönste Mann seines Heeres, 36 Jahre alt, und von Geburt ein Amerikaner.

Dugommier, der Eroberer von Toulon, ward von dem Heilsausschusse an die Spitze der Ostpyrrenäenarmee gerufen. Seine Talente, sein Muth und sein Patriotismus waren Bürge, daß er mit dem starken Heere, das er anführte, das Gebiet der Republik von den Feinden säubern werde. Am 30. April gieng er bei Ceret auf die Spanier los, machte sie durch falsche Angriffe irre, brachte ihnen eine gänzliche Niederlage bei, nahm 2000 Mann gefangen, und gewann eine ungeheure Beute. Eiligst flohen die Geschlagenen. Der General Ogaroe verfolgte sie, und bemächtigte sich der wichtigen Giessereien von St. Laurent; Dugommier aber rückte vor die vesten Plätze an dem Meeresufer, die die Feinde noch inne hatten, und ängstete sie durch sein Geschütz. Das Fort St. Elne, in einen Schutthaufen verwandelt, und Port Vendre ward von den Spaniern geräumt; Collioure aber ergab sich mit sehr grossen Vorräthen aller Art. Der Befehlshaber des Platzes, General Navarro de

Eugen wirkte für die 7176 Mann starke Besatzung die Erlaubniß aus, als Kriegsgefangene nach Spanien zurückzukehren.

Noch hielt sich Bellegarde, die Hauptveste dieses Landes, vertheidigt von dem Marquis von Vallesentore, einem Mann von Einsicht und grossem Muth. Nur langsam konnte Dugommier hier seinen Zweck erreichen. Die Besatzung schützte ihren Posten mit seltener Tapferkeit, und ein glücklicher Angrif, den Union am 13. Aug. auf ihn ausführte, machte den größten Theil seiner frühern Arbeiten zu nichte. Er ward aus allen seinen Verschanzungen hinausgeschlagen, und 10 Stunden weit zurückgedrückt. Der General Mirabel fiel bei dieser Gelegenheit fechtend an der Spitze seiner Division. Aber Dugommier drang sich wieder vor, und erneuerte, mit gedoppelter Hitze, seine Angriffe auf die Vestung. Die Besatzung, geschwächt bis auf 1000 Mann, erlag unter ihren Strapatzen, und ergab sich am 18. Sept. auf Willkühr. Ein allgemeines Fest in ganz Frankreich verherrlichte die Eroberung von Bellegarde. Denn durch sie ward das Gebiet der Republik auf dem vesten Lande wieder gänzlich von den Feinden befreit.

Seit der Schlacht bei Ceret hatte sich die geschlagene Armee in die Stellung von Figueras zurückgezogen. Auf steilen Anhöhen standen hier,

in

in mehr als 80 Redouten, hinter einem furchtbaren Gürtel von Kanonen, 50,000 Spanier und Portugiesen, und verwahrten ihre Gränze. Die Republikaner, furchtlos auch bei der stärksten Schutzwehr des Feindes, rückten gegen sie an. Am 17. Nov. begann ein blutiges Treffen. Der linke Flügel der Spanier, unter dem Generale Courtre, ward geschlagen; der rechte siegte; und nichts war entschieden. Doch hatten die Angreifer den größten Verlust erlitten. Denn eine Haubize fiel auf das Haupt des Dugommier nieder, und der Türenne der Republik, wie ihn einsichtsvolle Männer nannten, war nicht mehr. Perignon ergrif den Kommandostab, und entschlossen, seinen Tod zu rächen, führte er am 20. Nov. seine Legionen aufs Neue gegen die Schanzen und Vulkane der Feinde an. Der Wuth der Franzosen war nun keine Klippe mehr zu steil. Nach einem heissen Kampfe von 3 Stunden, hatte ihre Infanterie alle Werke der Spanier mit dem Bajonete erstürmt. Alles was die Waffen trug, und nicht floh, wurde ohne Schonung niedergestossen. Geschlagen und zerstreut flohen die Ueberwundenen. Die vielen Leichname auf dem Schlachtfelde hemmten die Eile der Verfolger. Eine unsägliche Beute ward den Siegern zu Theil. Unter den Todten fand man auch den spanischen Feldherrn de la Union.

Wenige Tage nach der Schlacht ergab sich der bevestigte Flecken Figueras, und eine Besatzung von 9000 Mann wurde kriegsgefangen. Das spanische Heer sammelte sich wieder bei Gerona. Es zu verfolgen, und unaufhörlich zu schlagen, bis es gänzlich aufgerieben war, schien, in seinem zerrütteten Zustande leicht. Aber Perignon hatte sein Hauptabsehen auf die veste Seestadt Roses gerichtet. Am 21. Nov. erschien der Divisionsgeneral Sauret, mit 15,000 Mann, vor ihren Thoren.

Es war eine schwere Aufgabe, diesen Platz, zumal mitten im Winter, zu erobern. Stark bevestiget durch Kunst und Natur, vertheidigt von 6000 Mann, welche der tapfere General Gravina kommandirte, offen von der Seeseite, und geschützt durch das spanische Geschwader, das in der dortigen Bucht lag, schien Roses in dieser Jahrszeit unüberwindlich. Es kam hauptsächlich darauf an, daß sich die Franzosen Standpunkte erkämpften, aus denen sie das Meer bestreichen konnten, um die Operationen des feindlichen Geschwaders zu hindern. Hatten sie sich nur der Schanze Bouton de Rose bemächtigt, so war diese Absicht erreicht. Aber das kostete übermenschliche Anstrengung. Man mußte Wege über himmelhohe Felsen und scheußliche Abgründe brechen, und die Kanonen, samt der Munition, unter den fürchterlichsten Gefahren, auf grause Felsengipfel

schleppen. Aber alles ward versucht, alles gelang, und das Feuer der Republikaner zwang die Belagerten, das Fort, samt den darinn befindlichen Kriegsgeräthschaften, in der Nacht zu verlassen. Dieser Vortheil entschied über die Vestung. Zwar füllten Schnee und Regen die Laufgräben mit Wasser, und die ungestümmste Winterwitterung machte alle Arbeit vergeblich. Aber die Belagerer erwählten den kürzesten Weg. Auf einem Hügel in der Nähe ward eine Batterie errichtet, welche aus 18 vier und zwanzig Pfündern ein höllisches Feuer spieh. Der Admiral Langara, der mit 12 Linienschiffen und 4 Fregatten in dem Hafen von Cadix lag, erhielt Befehl, Roses schleunigst zu Hülfe zu kommen. Aber Gravina konnte ihn nicht mehr erwarten. Die feindlichen Kugeln hatten die Mauern der Vestungswerke eingeworfen; schon sah man Zubereitungen zum Sturm, und man konnte ihm nicht widerstehen. Unter dem Schutze der Nacht schifte sich der größte Theil der Besatzung ein; und so ergab sich Roses (4. Febr. 1795.) mit den 450 Mann, die noch darinn zurückgeblieben waren, nach einer 44tägigen Belagerung, auf Gnade und Ungnade.

Mittlerweile hatte der General Müller, welcher die Westpyrrenäenarmee kommandirte, mit demselben Erfolge, gegen das spanische Heer gefochten, das, unter den Befehlen des Grafen Colomera, an der Gränze von Navarra und

Biskaia stand. Er brach am 3. Jun. mit der Armee auf, und begann einen Zug, auf dem ihn das Glück mit einer seltenen Treue begleitete. Nachdem er sich des Postens des Aldudes bemächtiget hatte, rückte er durch das Thal Bastan vor, während andere Kolonnen die höchsten Gipfel der Pyrrenäen erkletterten, und die Feinde daraus vertrieben. Der General Fregeville bombardirte die Stadt Fuenterabia, welche sich, nach einem Siege, der bei St. Martial (30. Jul.) erfochten ward, ergab. Auch der Seehafen St. Sebastian, und die Stadt Tolosa öfneten ihre Thore. Der größte Theil des Landes Guipuzkoa, sehr wichtig wegen seiner Eisenwerke, wurde besetzt. Ein allgemeiner Angrif, den der neue Obergeneral Moncey am 18. und 19. Okt. auf die Stellung der Spanier machte, bahnte den Siegern den Weg nach Navarra, sie überschwemmten einen grossen Theil dieser Provinz, bemächtigten sich der darinn liegenden Giessereien, und streiften bis vor die Thore von Pamplona. Durch ein neues glückliches Gefecht am 28. Nov. drangen sie bis Oskoytia und Azpeytia vor, und erbeuteten die Kriegskasse und beträchtliche Magazine. — Auf dem Gebiete des Königes von Spanien konnten die Franzosen ungehindert überwintern, und, genährt von dem Reichthume des Landes, ihre Waffen schärfen, um mit dem kommenden Frühling in das Herz desselben einzudringen.

Der Zielpunkt der beiden republikanischen Heere, welche in dem Montblanc und den Seealpen standen, war — Turin. Sie sollten, so gebot ihnen der Heilsausschuß, in engem Einverständnisse, über die Gränzen von Piemont dringen, in der Residenz des Königes von Sardinien zusammenstossen, und auf den Trümmern seines Thrones die Fahnen der Republik errichten. Eine weitgreifende Verschwörung hatte in Turin selbst ihren Mittelpunkt, und bereitete, in unbemerkter, tiefer Stille, den Franzosen ihren Weg.

Von dem Ufer des ligustischen Meeres dehnt sich das Fürstenthum Oneglia, umgeben von dem genuesischen Gebiete, wie eine Halbinsel vom Ozean, gegen Mitternacht, aus. Auf dasselbe war der erste Schlag des Feldzuges im Süden gerichtet. Fiel seine Hauptstadt, so war der Rücken der gegen Turin andringenden Heersäulen gesichert, und zugleich der Weg abgeschnitten, der Piemont mit der Insel Sardinien verband. Am 6. April brach der General Dumerbion mit der italienischen Armee von Mentone auf, marschirte, indem alle feindlichen Posten von Nizza bis an den Berg Cenis beunruhiget wurden, über das neutrale Gebiet von Genua, und nahm schon an dem folgenden Tage von der Stadt und dem Fürstenthum Oneglia Besitz. Die Piemonteser waren geflohen,

und die ganze Eroberung hatte ihn nicht einen Mann gekostet. Sogleich wendete er sich gegen das Innere des Landes, besetzte die Stadt Luano, und rückte über Ormea und Garresio, gegen Ceva vor, indem er den kaiserlichen General Argenteau aus diesen Gegenden vertrieb.

Zu Ventimiglia hatte sich ein Heerhaufen von 10,000 Mann von der italienischen Armee getrennt, und den Weg gegen das Tendagebürge eingeschlagen. Die Vertheidigung des Landes auf dieser Seite war dem General Colli aufgetragen. Sein Heer lag vor der vesten Stadt Saorgio ausgebreitet, und war durch ungeheure Verschanzungen, Berghöhen und Engpässe gedeckt. Aber schnell schwenkte sich die feindliche Macht, die erst Ceva aufgefordert hatte, rechts, und grif ihn (28. April), in Verbindung mit jener erstern Kolonne, an. Ein blutiges Gefecht zerstreute sein ganzes Heer, und er war gezwungen, mit dem Verluste seines Lagers und seiner Artillerie, die Trümmer desselben bis an die Vestung Coni zurückzuführen. Damit waren die Franzosen Meister des Gebürges, und zogen sogar ohne Schwerdtschlag in Saorgio ein. Von dem Schrecken der Schlacht betäubt, war nämlich der Obrist St. Amour, dem man diesen Platz anvertraut hatte, mit seiner Besatzung daraus geflohen. Er wurde

zur Strafe seiner Feigheit oder Verrätherei, auf den Spruch eines Kriegsgerichtes, erschossen.

Eben so schauerlich zog das Gewitter über die Alpen gegen Piemont herein. Der General Basdelaune erstieg, mit 10,000 Mann, den kleinen und grossen Bernhard, und eine andere Heersäule den Berg Cenis. Beide bemächtigten sich aller der Schluchten, Pässe und Verschanzungen, die diese Gebürge unzugänglich zu machen schienen; und der erstere drang sogar bis in das Thal von Aosta vor. Diese Märsche charakterisiren mehr, als sonst irgend eine Unternehmung, die unüberwindliche Kühnheit und Beharrlichkeit der Franzosen. Berge, mit ewigem Eise bedeckt, deren Spitzen den Himmel berühren, gekrönt mit furchtbaren Verschanzungen, sich zwischen grausen Abgründen erhebend, — wurden von ihnen erstiegen, senkrechte Felsenwände erklettert, und zackichte Klippen in Fahrwege umgeschaffen, während der Kartätschenhagel der Pieme nteser von den sichern Höhen, die sie besezt hatten, unaufhörlich auf sie niederprasselte. Aber mit einem Muthe, so vest wie die ewigen Steinmassen, die sie umgaben, schritten sie unerschüttert auf dem Pfade Hannibals fort, und offen lagen die Gefilde von Piemont zu ihren Füssen.

Schon glaubte man, daß es nur von dem Willen ihrer Generale abhänge, sich in der Königs-

burg von Turin die Hände zu reichen. Denn die gewaltsamen Mittel, die man hier aufbot, um den Strom der Feindesmacht zu hemmen, bewirken in despotisch-regierten Staaten gewöhnlich das Gegentheil von dem, was man durch sie bezielt. Schrecken des Todes hieng über die Hauptstadt herein. Schon waren die Grossen des Landes haufenweise entflohen; schon hatte die königliche Familie Mantua zu ihrer Freistätte auserlesen; und frech begannen die Affiliirten der Jakobiner ihre Häupter zu erheben. Aber plötzlich standen die Franzosen auf ihrer Siegesbahn stille. Die Verschwörung ihrer Anhänger in Turin ward entdeckt, und die, von welchen sie die nachdrücklichste Mitwirkung in ihren Unternehmungen erwartet hatten, bluteten haufenweise auf dem Schaffot. Das vereinigte Heer der Piemonteser und Oesterreicher harrte ihrer in einer imposanten Stellung, und zog mächtige Verstärkungen an sich. Sie selbst waren durch Gefechte und Strapazen geschwächt, und hatten keinen Zuwachs an Menschen aus ihrem Vaterlande zu erwarten, indem die Begebenheiten am Rhein und an der Maas die ganze Kraft des Staates erheischten. Bald rissen, neben dem drückendsten Mangel an Lebensmitteln, ansteckende Krankheiten ein, welche die Soldaten zu Tausenden hinwegraften. Endlich machten aber die Admirale Hotham und Don Langara solche Bewegungen auf

dem mittelländischen Meere, die eine Landung in der Grafschaft Nizza drohten, daß ein grosser Theil der italienischen Armee genöthigt war, den Ufern desselben zuzueilen, und ihre Eroberungen zu räumen. Zwar kam sie in dem Herbste des Jahres zurück, und machte, um dieselben wieder zu gewinnen, einen allgemeinen Angrif auf die feindliche Heerkette von Mendavi bis an die Bochetta. Er wurde aber abgeschlagen.

Die Thaten, welche die Engländer unter dem Herzoge von York auf dem vesten Lande ausführten, hatten den Waffenruhm dieser Nation nicht erhöht; desto glänzender aber waren ihre Unternehmungen auf ihrem eigentlichen Elemente, auf der See. Auch hier wirkten sie mit jener ausserordentlichen Anstrengung, die sie überall als den glühendsten Feind der Franzosen bezeichnete. Ihre ganze ungeheure Seemacht war auf allen Meeren in Thätigkeit; hier Frankreichs Küsten zu blokiren, dort seine Kauffartheischiffe aufzufangen; hier seine Kolonieen zu erobern, dort seine Flotten zu vernichten. Und was vermochte Frankreich gegen diese durch ein langes Alter vestgegründete Macht, und gegen diese erfahrenen und einsichtsvollen Seemänner? Es war unmöglich, den Leuten durch Gesetze Kenntniß und Gewandtheit einzuflösen, und durch gewaltsame Anstrengungen das seit der Revolution zerfallene Seewesen wieder

emporzuheben. Je mehr man seine Kraftlosigkeit fühlte, desto grösser wurde der Haß gegen das Volk, an dem man sich nicht rächen konnte. Es war eine auffallende Probe dieses Hasses, daß der Nationalkonvent das Gesetz gab, daß kein englischer oder hannöverischer Soldat mehr gefangen, sondern jeder, der den Waffen der Republik unterläge, ohne alle Gnade zusammengehauen werden sollte. Ein barbarisches Gesetz, das aber nicht nur nie nach seinem ganzen Umfange vollzogen, sondern unmittelbar nach Roberspierres Sturz wieder abgeschaft wurde.

Die Flotte auf dem Mittelmeer, welche der Admiral Hood kommandirte, vollendete in diesem Feldzuge ein Werk, das in Pitts Planen für einen Hauptzug galt, nämlich die Eroberung von Corsika. In der Nacht vom 17. Hornung grif der General Dundas das Fort Fornal an, nachdem Mortelle zuvor schon gefallen war, und nahm alle Batterien desselben hinweg. Die Besatzung zog sich in den starken Hauptthurm der Veste zurück, und wehrte sich mit einer Tapferkeit, die nur die Verzweiflung bis auf diesen Grad spannen konnte. Aber stürmend griffen die Engländer den Thurm an, und so ward er erobert. Sogleich sprühte ihr Feuer auf die Stadt St. Fiorenzo, und die in ihrem Hafen liegenden Schiffe. Die Besatzung, die sich nicht zu halten

vermochte, entwischte auf Kähnen, und die Sieger konnten (19. Horn.) in den Platz einrücken. — Schnell wandten sie sich hierauf nach Bastia, der Hauptstadt des Landes, und schlossen sie ein. Mit 6000 Korsen war Paoli unter Weges zu ihnen gestossen. Die Tapferkeit der Besatzung und ihrer Befehlshaber la Combe, de St. Michel und Gentili, boten ihnen aber hier grosse Schwierigkeiten dar. Die Franzosen und ihre Anhänger waren entschlossen, sich auf das Aeusserste zu wehren. Sie zwangen durch ihr Feuer Hoods Flotte, sich mit Verluste zu entfernen, und fügten durch ihre wiederholten Ausfälle den Belagerern zu Lande grossen Schaden zu. Aber Mangel an Lebensmitteln bricht den höchsten Heldenmuth. Unter ehrenvollen Bedingungen ergab sich die Stadt und die 2400 Mann starke Besatzung am 21. Mai. Die republikanischgesinnten Korsen, welche die Rache der Sieger fürchteten, hatten sich schon vor der Uebergabe auf das benachbarte Land gerettet. — Noch war am Westufer der Insel, die Hauptvestung Calvi unerobert. Mit einer Hartnäckigkeit, die in der Geschichte der Belagerungen selten ist, vertheidigten sie die Franzosen bis zum 4. August. Fünfzehn Tage lang ward die Stadt bombardirt, und beinahe gänzlich zerstört. Mit dem Fleische von Pferden und Maulthieren stillte man seinen Hunger. Ansteckende Krankheiten raften mehr Men-

schen weg, als das feindliche Feuer. Die dienstfähige Infanterie war bei der Uebergabe nur noch 260 Mann stark.

Mittlerweile kreuzte der Lord Howe, mit der grossen englischen Flotte im Kanal, und beherrschte das nördliche Ufer von Frankreich. Es waren zu der nämlichen Zeit 117 französische Kauffartheischiffe auf dem Wege aus Nordamerika, welche bedeckt von einem kleinen Geschwader, einen unermeßlichen Vorrath von Bedürfnissen des Krieges und des Lebens für die französischen Häfen am Ocean herbeiführten. Um sie in Schutz zu nehmen, rüstete sich die Flotte von Brest, welche 26 Linienschiffe stark war, und von dem Admiral Villaret-Joyeuse kommandirt wurde. Der Volksdeputirte Jeanbon St. André, der ihm wegen seiner Kenntniß des Seewesens beigegeben war, schien den Zweck der Unternehmung blos auf die Sicherstellung der Kauffartheiflotte einzuschränken. Aber als er den Abend vor dem Auslaufen in dem Schauspielhause zu Brest erschien, forderte das von Haß gegen die Engländer glühende Volk, mit wildem Geschrei, daß er die Feinde aufsuche und angreife. St. André versprach es, versammelte die sämtlichen Offiziere seiner Schiffe, und erklärte, daß jeder, der nicht Muth in sich fühle, mit den Engländern zu fechten, die Erlaubniß habe, zurück zu bleiben. Aber einmüthig schwuren sie alle, daß sie lieber im

Weltmeere begraben seyn, als sich den Feinden ergeben wollen.

Am 28. Mai frühe bekamen die beiden Flotten einander zu Gesichte. Es fielen sogleich diesen und die folgenden Tage kleine Neckereien vor; aber am 1. Jun. begannen die Engländer, nachdem sie den Vortheil des Windes gewonnen hatten, 25 Linienschiffe stark, auf der Höhe von Quessant eine Seeschlacht, welche in vielen Rücksichten eine der merkwürdigsten in der Geschichte ist. Früh zwischen 7 und 8 Uhr segelten ihre Schiffe in Schlachtordnung herbei. In einer dichtgeschlossenen Reihe hielten die Franzosen ihren Angrif aus, und empfiengen die Kommenden mit all' der Entschlossenheit und dem Muthe, der bisher ihre Landtruppen so glänzend ausgezeichnet hatte. Ihre Linie zu trennen, war der Hauptzweck in Howe's Schlachtplan. Er war mit seinem Admiralsschiffe, Königin Charlotte, der erste, der sich zu diesem kühnen Manöuvre in Bewegung setzte. Glücklich brach er bei dem Jakobin durch, und prellte so gewaltig an die hintere Wölbung des französischen Admiralsschifs, der Berg, an, daß er sie einstieß, und die ungeheure Maschine in Gefahr kam, zu sinken. Sogleich war dasselbe von 6 englischen Schiffen umzingelt, die Linie war zerrissen, die Unordnung wurde allgemein. Zwar machte die Wuth der leztern jenen den Sieg noch lange streitig; aber

Kunst und Uebung galten hier mehr als blose Tapferkeit. Nach einem langen heissen Kampfe segelte Villaret, um nicht seine ganze Flotte aufzuopfern, zurück, und was nicht von den Engländern umzingelt war, folgte ihm nach. Sechs Linienschiffe wurden von den Siegern erobert, und eines war untergegangen. Die Franzosen verloren 1500 Todte, 2000 Verwundete und 4000 Gefangene; aber auch die Engländer hatten gegen 500 Todte und 1000 Verwundete. Ihren beiden Gegenadmiralen Bowyer und Palsley, wurden jedem ein Fuß hinweggeschossen. Fast alle ihre Schiffe waren entmastet oder beschädiget, und ihre Flotte stellte nach der Schlacht einen Anblick von Zerstörung dar, als wären sie die Geschlagenen. Dabei war eine Hauptabsicht verfehlt; ohne den geringsten Verlust lief die grosse amerikanische Kauffartheiflotte in den Häven von Frankreich ein. Inzwischen feierte man in London diesen Sieg, als den größten des Jahrhunderts. Alle Häuser wurden 2 Nächte lang beleuchtet, alle Glocken geläutet und alle Kanonen abgebrannt. Ein trunkener Jubel tönte durch die ganze Stadt, und der Pöbel fieng an, die Häuser bekannter Freunde der Franzosen zu plündern.

Dieser Sieg beweißt, was Genie und Kunst, besonders im Seekriege, vermag. Einem Howe, Graves, Hotham, Gardner, Elphingston gegenüber, mußte freilich die Taktik eines

Villaret und St. André zu Schanden werden. Der erstere von den beiden leztern war vor der Revolution noch Unterlieutenant einer Fregatte gewesen, und hatte in dem amerikanischen Kriege nur einen kleinen Kutter kommandirt. Aber die Tapferkeit seiner Truppen übertraf alles, was man je Aehnliches auf dem Ozean gesehen hatte. Kein einziges seiner Schiffe ließ die Flagge nieder. Jedes mußte gleichsam im Sturm erobert werden. Besonders gab die Mannschaft auf dem Rächer (le Vengeur) ein Beispiel von Todesverachtung, das vielleicht in der ganzen Geschichte des Seekrieges einzig ist. Vierthalb Stunde lang kämpfte dieselbe mit dem Braunschweig oft Bord an Bord, so daß oft beide Schiffe durch die Anker an einander gehäckelt waren. Von den feindlichen Kugeln entmastet, zersplittert und durchbohrt, beginnt das Schiff zu sinken. Schon stehen zwei Theile davon unter dem Wasser. Die Engländer fordern die Besatzung zur Uebergabe auf, und bieten ihr Gnade an. Aber diese ächten Republikaner kennen kein Mittelding zwischen Sieg und Tod. Sie feuern noch ihre letzte Kanonenladung auf die Feinde ab, rufen mit einer Stimme: es lebe die Republik! und so werden sie, mit fliegenden Fahnen und Flaggen von den Wellen verschlungen. Die Nationalkonvention ehrte diesen erhabenen Zug von Heldensinn durch das Gesetz, daß ein noch übriges Stück des Rächers in dem Ge-

wölbe des Pantheons aufgehangen, und die Namen der sämtlichen Bemannung desselben, auf eine Säule dieses dem Andenken der grossen Männer des Vaterlandes geheiligten Tempels eingegraben werden sollten.

Die Eroberung der französischen Besitzungen in den Antillen war ein wesentlicher Bestandtheil des Pittischen Planes, seiner Nation die Gewalt über allen Handel in die Hände zu spielen. Denn diese Inseln bringen eine Menge Zucker, Kaffee, Taback, Gewürz, Farbwaaren und schätzbarer Mineralien hervor. Sie hatten im Jahre 1789. für 202 Millionen Livres eigene Landeserzeugnisse geliefert. In dem französischen Antheil von Domingo waren vor der Revolution allein 1800 Zuckerplantagen. Mit aller Macht wurde deßhalb der Krieg in diesem fernen Erdtheile betrieben, und schnell sahe auch der Minister hier seine Wünsche gekrönt.

Auf Domingo machten die Waffen der Engländer die wichtigsten Fortschritte. Der Obristlieutenant Whiteloke eroberte (3. Febr.) das Cap Tiburn, der General White nahm (31. Mai) Port-au-Prince in Besitz, und der Posten Petit-Riviere ergab sich, samt der umliegenden Gegend (19. Aug.) dem Obristlieutenant Brisbank. Der General Grey aber eroberte (22. März) die fruchtbare Insel Martinique, so wie auch St. Luzie (4. April),

Gua-

Guadeloupe (21. April) und einige kleinere Eylande. Zwar bot das Glück plötzlich den Siegern den Rücken. Heftige Krankheiten schwächten ihr Heer, während sich die Republikaner durch grosse Schaaren von Negern verstärkt sahen, seit der Nationalkonvent den letztern die Freiheit verkündigt hatte. Sie eroberten Guadeloupe wieder, bis auf das kleine Fort Mathilde, und bemächtigten sich auf Domingo der Stadt Leogane. Aber diese Vortheile waren ein unbedeutender Gewinn, gegen den unermeßlichen Verlust, den sie erlitten hatten. Die Engländer waren Meister ihres westindischen Handels geworden, und bei ihrer Uebermacht zur See, konnte es ihnen nicht schwer seyn, sich in ihren Eroberungen zu behaupten.

Man geräth in Erstaunen, wenn man die Fortschritte überblickt, welche die Heere der Republik in diesem Feldzuge gemacht hatten. Man sucht vergeblich in der Geschichte der alten und der neuen Welt ein Volk, das bei solchen Schwierigkeiten, durch einen so hohen Grad von Energie, in einem so kurzen Zeitraume, solche Wirkungen hervorgebracht hat. Ueberall schlugen die Franzosen die zahllose Menge ihrer Feinde; überall rückten sie vor; überall öfneten sich ihnen die Städte und die Vestungen. Wollen und erobern, waren gleichbedeutende Ausdrücke bei diesem schrecklichen Volke. Und doch war der Hauptakt des Schau-

spiels noch zurück. Mitten im Winter strömten diese Mazedonier des achtzehnten Jahrhunderts, über das Eis, in das Gebiet der batavischen Republik hinein, eroberten in einem leichten Eilmarsche das ganze Land, trennten es aus der Kette der Koalition, machten seine Bewohner zu ihren innigsten Bundsgenossen, und gaben ihnen eine neue demokratische Verfassung, nach dem Muster der ihrigen.

Pichegru hatte bereits vesten Fuß auf der Nordgränze von Holland gefaßt. Sein Heer, 80,000 Mann stark, dehnte sich von Bergen-op-Zoom, auf dem linken Ufer der Maas, der Waal und des Rheins, bis gegen Wesel hin, aus. Die vesten Plätze Herzogenbusch, Venloo, Nimwegen und Mastricht, waren in seiner Gewalt. Breda war eingeschlossen, und Grave belagert. Auf dem rechten Ufer der beiden erstern Flüsse war das Land durch starke Verschanzungen und Batterien verwahrt. Hinter denselben bildeten die Holländer unter dem Erbprinzen von Oranien, die Oesterreicher unter dem Feldzeugmeister Alvinzi, und die Engländer unter dem Generale Wallmoden, eine veste Vertheidigungslinie. Der Herzog von York, müde des verhaßten Schicksals, bei jeder Gelegenheit geschlagen zu werden, hatte das Kommando, mit den Freuden eines genußvollern

Privatlebens, in der Hauptstadt Brittanniens vertauscht.

Seit der Eroberung der Gränzvestungen, besonders seit dem Verluste von Nimwegen, setzten Furcht und Hofnung die Gemüther in ganz Holland in die gewaltigste Gährung. Furcht drückte die Parthei der Oranischgesinnten nieder, und Hofnung erhub die Patrioten, indem beiden die heranströmende Macht unbesiegbar dünkte. Zwar stellte man Buß- und Bettäge an, um die Hülfe des Himmels zu erflehen; viele tausend Hände waren beschäftigt, die Vestungswerke an der Maas und der Waal zu verstärken; alle noch übrigen Truppen im Innern des Landes marschirten an die Gränze; man veranstaltete durch Ziehung der Schleussen weite Ueberschwemmungen; wer die Waffen tragen konnte, wurde zur Vertheidigung des Vaterlandes aufgerufen; und die Feinde selbst schienen, ruhig in ihren Quartieren, sich mit ihren bisherigen Eroberungen zu begnügen. Aber die Mehrheit in Holland wirkte nur aus Zwang und Verstellung einem Feinde entgegen, den sie, mißvergnügt mit ihrer Verfassung, und lüstern nach der demokratischen Form, herbeisehnte; und jene Ruhe war blos scheinbar, denn Pichegru hatte gemessenen Befehl, alles zu wagen, und so tief als möglich in Holland einzudringen.

Er machte seit dem 3. Dezember mehrere Ver-

suche, um die Maas und die Waal zu gewinnen. Aber die Wachsamkeit und das Feuer der Verbündeten trieben seine auf Kähnen einher schwimmenden Truppen immer zurück. Einen Hauptangrif unternahm er am 11. Dezember; allein, während ein Haufen seiner Stürmer glücklich bei Gent landete, wurden die übrigen auf allen andern Punkten zurückgeschlagen, und durch die Aufopferung seines Lebens, erwarb sich der hannöverische General v. Bussche die Ehre, auch jene erstern wieder über den Fluß zu jagen. Eben so mißglückte ein neuer Versuch auf den Bommeler Waard, der am 17. Dez. unternommen wurde.

Aber die nahe Gefahr, die, falls sie wirklich ausbrach, für die damals noch in Holland herrschende Parthei so verheerend seyn mußte, hatte diese muthlos gemacht, und zu dem Entschlusse geleitet, ihre Selbsterhaltung, durch den Frieden, sei er auch noch so theuer, zu erkaufen. Sie bot dem republikanischen Feldherrn die Hand zur Versöhnung, und schickte Abgeordnete nach Paris, um wegen derselben zu unterhandeln. Pichegru zufrieden, wenn nur Holland, von dem Bunde abtrünnig gemacht, seine Reichthümer zur Unterstützung von Frankreich hingab, steckte das Schwerdt in die Scheide. Aber ein seltenes Naturereigniß änderte plötzlich seinen friedlichen Entschluß. Es fiel eine ausserordent-

liche Kälte ein, eine undurchdringliche Eisdecke überzog die Ströme und die Ueberschwemmungen, und offen lag das Land vor der feindlichen Armee. Warum sollte man nun noch Unterhandlungen beginnen, da man gebieten konnte? In der Nacht vom 26. auf den 27. Dezember setzte sich das ganze französische Heer, von Nimwegen bis Breda, in Bewegung, und rückte auf der Fläche des Eises vor. Tiefe Bangigkeit drückte die holländischen Aristokraten nieder, indem sie sich gleichsam durch die Natur dem Feinde verrathen sahen.

Der rechte Flügel stellte sich von Nimwegen bis Fort Andreas den englischen Verschanzungen gegenüber; der linke hatte die Vertheidigungslinie im holländischen Brabant vor sich; der Mittelpunkt aber, den der General Dändels anführte, sollte den Bommeler Waard und die Langestraat erobern. Auf allen Seiten ward das Unternehmen der Franzosen vom Siege gekrönt. In 3 Kolonnen rückte Dändels Heerhaufen über die Eisdecke der Maas. Ohne Kanonen, blos mit dem Bajonete, wurden die von den holländischen Truppen vertheidigten dortigen Schanzen erstürmt, und in fliegender Eile die Stadt Bommel weggenommen. Verzweifelnd am Glücke flohen die Geschlagenen, und liessen die ganze Insel, bis auf das Fort Löwenstein, und eine Menge Geschütz und Vorräthe aller Art den

Siegern. Auch die Langestraat wurde, durch die Erstürmung der vesten Punkte von Doveren, Kapelle und Waspyk gewonnen. Das Fort Andreas aber durfte nur besetzt werden, da es von den Feinden freiwillig verlassen worden war. — Der linke Flügel der Armee hatte unterdessen die Linien von Breda angegriffen und erobert, und — gleich als ob dieser Tag überall Glück und Sieg bringen sollte, ergab sich auch Grave, nach einer Einschliessung von 10 Wochen und einer tapfern Gegenwehr, an den Brigadengeneral Salm. Ein grosser Theil der Stadt war durch das 24 Tage fortdauernde Bombardement eingeäschert, alle Lebensmittel aufgezehrt, die Artillerie unbrauchbar, und die Besatzung, durch Tod und Krankheiten, äusserst geschwächt. Der General von Bons, der den Platz vertheidiget hatte, kannte keinen Sieger über sich, als die höchste Noth. — Die Eroberungen dieses Einen Tages hatten den Republikanern 435 Kanonen, gegen 3000 Gefangene, und eine sehr grosse Beute an Kriegs- und Mundbedürfnissen gebracht. Schon am 28. Dezember schickte Pichegru 5000 Mann über die Waal, und ließ Thuil und Wartenburg besetzen. Aber sie konnten sich nicht behaupten. Von den Engländern und Hessen, unter den Generalen Dundas und Wurb, mit Wuth angegriffen, mußten sie der Uebermacht weichen, und giengen wieder über den Fluß zurück.

Dieser kleine Verlust machte den französischen Oberfeldherrn in der Vorbereitung des Hauptschlages für Holland nicht irre. Am 5. Jänner bemächtigte er sich der besagten Plätze aufs Neue, zwang die Engländer hinter den Lek, und die Holländer bis Schönhoven zurückzuweichen, und ließ Thiel in Besitz nehmen. Ein anderer Heerhaufen aber gieng weiter oben über die Waal, und drang bis Ochten und Buuren vor. Zwar wurde derselbe am 9. Jan. nach Meteren zurückgeworfen, und schon befand sich der englische General Aberkrombie auf dem Marsche, um Ochten und Thiel wieder zu erobern, und die unterbrochene Verbindung zwischen den beiden Flügeln seiner Armee herzustellen. Aber in diesem Augenblicke waren Pichegru's Entwürfe zur Ausführung reif, und seine grossen Anstalten zur Eroberung von Holland vollendet. Der 10. und 11. Januar entschied das Schicksal dieses Staates.

Der rechte Flügel der Nordarmee stand zwischen Nimwegen und dem Forte Andreas, längst der Waal. Noch war aber dieser Strom nicht haltbar gefroren, und doch sollte darüber gesetzt werden. In einer Menge von Kähnen wurden die Divisionen der Generale Moreau und Souham, zwischen Nimwegen und Rekerdam eingeschift. Einen fürchterlichen Hagel sprühten die feindlichen Batterien auf sie herüber.

Aber sie trozten dem Tode, erstiegen das jenseitige Ufer, und stürzten mit dem Bajonete auf die sämtlichen Posten, in der Linie von Nimwegen, Pandern und Arnheim, los. Da die Feinde überall in vesten Schanzen standen, so wurden die Angriffe ungestümm, hartnäckig und blutig. Der Feldzeugmeister Alvinzi eilte seinen bedrängten Bundsgenossen zu Hülfe. Aber die heftig andringende Macht der Franzosen, und die Zweckmässigkeit ihrer Manöuvres machte seine Mitwirkung vergeblich. Die Verbündeten wurden aus allen ihren Stellungen herausgejagt, und von Moreau über den Panderer Kanal hinüber gedrückt. Zuletzt verließ der General Hammerstein sein Winterlager bei Elst, nachdem er erst die Anstalt gemacht hatte, daß sein dortiges Pulvermagazin gerade in dem Augenblicke in die Luft flog, in dem sich die Republikaner demselben näherten. Der Streich gelang; aber nur 4 Soldaten wurden verwundet. In gleicher Richtung mit Moreau hatte der General de Winter, der Anführer des linken Flügels seiner Heerabtheilung gewirkt. Er war bei St. Andreas über die Waal gegangen, hatte die Engländer, die zwischen Thiel und Buuren, den General Aberkrombie erwarteten, in die Flucht geschlagen, und sie bis an den Rhein verfolgt. Der linke Flügel der Armee aber hatte die Holländer aus ihren Stellungen an der Werte vertrieben, Werkendam erobert

und eine Kolonne bis nach Lemevik geschickt. Nach einem Tage von Ruhe fiel, am 13. Jan., die Vestung Heusden; die Verbündeten aber standen muthlos und bestürzt, und durch Mangel, Kälte und Niederlagen geschwächt, hinter dem Lek. Hier grif sie Pichegru, am 16. Januar, aufs Neue an. Man schlug sich zum letztenmale mit Wuth und Bitterkeit, und die Franzosen siegten. Damit sah ihr Oberfeldherr die Entwicklung seines meisterhaften Entwurfes. Das geschlagene Heer ward getrennt. Die Engländer und Oesterreicher zogen, mit grossem Verlust an Menschen, Magazinen und Geräthe, über die Yssel, nach Westfalen; die Holländer aber, von ihnen abgeschnitten, giengen entweder zu den Siegern über, oder warfen die Waffen weg, und flohen zu ihren väterlichen Heerden nach Hause. Das Schicksal ihres Vaterlandes war entschieden. Von nun an fochten die Franzosen nicht mehr. Sie durften nur den grossen Preis ihrer Siege in Besitz nehmen.

Schon am Abend des letzten Schlachttages verlangte der Erbstatthalter für seine beiden Prinzen die Entlassung aus dem Dienste des Staates, und am 17ten frühe legte er selbst in der Versammlung der Generalstaaten alle seine Civil- und Militärämter nieder. Sogleich schickten die Generalstaaten allen Kommandanten die Befehle zu,

den französischen Truppen keinen Widerstand mehr zu leisten. Der Erbstatthalter reiste nach Scheviningen ab, und schifte von da nach England hinüber. Die Bestürzung, welche alle seine Anhänger ergrif, glich der Todesangst. Ueberall flohen die Vornehmen mit ihren Familien, und mit ihren Reichthümern. Das Meer war mit Fahrzeugen aller Art bedeckt, worauf die Furchtsamen sich gerettet hatten. Viele vertrauten sich lieber unsichern Barken und Fischerkähnen, als der Großmuth der Franzosen, oder ihrer patriotischgesinnten Landsleute an. Die Reichen verbargen oder flüchteten ihre Schätze, und vorsichtige Kaufleute packten ihre Waaren, und überschrieben sie an Häuser in neutralen Staaten.

Ungehindert setzte die Armee ihren Triumphzug fort. Unermeßliche Magazine, und sogar eingefrorne englische Schiffe, mit reichen Ladungen, wurden ihre Beute. Uberall öfneten sich ihr die Thore; überall steckte man die dreifarbige Kokarde auf; überall brachte man den Soldaten Geschenke entgegen. Am 19. Januar zog sie, unter dem lauten Jubel der Einwohner, und unter dem freudigen Ausrufe: „Oranien unten!" in Amsterdam ein. Dies war die Losung zur Unterwerfung des ganzen Staates. Die sämtlichen Provinzen schickten ihre Abgeordneten an

den Obergeneral, und erklärten sich bereitwillig zur Kapitulation. Alle noch uneroberten Vestungen schlossen sich nach leichten Unterhandlungen den Siegern auf. Die ganze in den Häfen des Landes liegende Seemacht, ergab sich zuversichtlich ihrer Großmuth.

Mit einemmale erhub sich nun die Parthei der Patrioten, welche seit dem Jahre 1787. die unterdrückte und verfolgte gewesen war, gegen die bestürzten Anhänger des Erbstatthalters. Die von den letztern eingesetzten Magistrate wurden abgeschaft, die gefangenen Freiheitsfreunde aus den Kerkern geführt, die Verbannten und Flüchtigen zurückgerufen, und diese maasen nun ihren Feinden mit demselben Maase, wie sie zuvor ihnen gemessen hatten. Aber so gemein handelte der Bürger Kramer von Dordrecht nicht. Der Oberamtmann van den Brandenlaar hatte ihn nach einem langen Arreste verbannt. Nun kam er wieder, und sein erster Gang war zu — seinem Verfolger. Brandenlaar zitterte. „Warum zittern Sie? sprach der edle Mann; komme ich doch nur, um Sie gegen diejenigen in meinen Schutz zu nehmen, die sich itzt an Ihnen werden rächen wollen."

Die Umformung des Staates nahm einen raschen Gang, und nirgends floß ein Tropfe Bluts. Es wurden die Rechte des Menschen, und die

Souvränität des Volks feierlich verkündigt, und alle Beamten mußten einen denselben gemässen Eid schwören. Die Statthalterschaft, der Erbadel und alle Aristokratie wurden abgeschaft, und eine rein demokratische Regierung durch Volksrepräsentanten eingeführt, die Form der vollziehenden Gewalt verändert, und die bisherigen Staatsverwaltungsstellen in ihren Geschäftbezirken mehr von einander getrennt. Die Armee wurde auf den Fuß der französischen organisirt. Die Güter des Erbstatthalters wurden in Beschlag genommen, und so wie andere ritterschaftliche Besitzungen für Nationalgüter erklärt.

Während alles dieses geschah, war in dem Konvente zu Paris die Frage lange noch nicht entschieden, ob man Holland als eine Eroberung behandeln, oder die Versicherung erfüllen sollte, welche die Armee vor sich her geschickt hatte, „wir kommen als Freunde zu euch, und ihr sollt eure Unabhängigkeit behalten!“ Die Vernunft und die Gerechtigkeit trugen aber den Sieg davon, und so ward, nach langen Unterhandlungen, am 16. Mai, von den Abgeordneten der Generalstaaten, und den französischen Volksrepräsentanten Sieyes und Reubel, ein Friedens- und Freundschaftstraktat unterzeichnet, welcher der französischen Nation alle die grossen Vortheile versicherte, die man von Pichegru's Siegen erwartet hatte. Beide Republiken ver-

banden sich, bis zu Ende des Krieges, zum Schutz und Trutz, gegen alle ihre Feinde. Holland machte sich verbindlich, als Kontingent zu dem gegenwärtigen Kriege, 12 Linienschiffe und 18 Fregatten, und auf Verlangen die Hälfte ihrer Landmacht zu stellen. Es trat holländisch Flandern, Mastricht und Venlo, so wie die südlich von Venlo, an beiden Seiten der Maas gelegenen Landschaften, an Frankreich ab, und ließ sich gefallen, in Vlissingen für immer, und auf den Fall eines Angriffes, auch in Herzogenbusch, Grave und Bergen-op-Zoom französische Besatzung einzunehmen. Statt jener abgetretenen Stücke aber versprach Frankreich bei dem allgemeinen Frieden der batavischen Republik von den eroberten Provinzen so viel Land zurück zu geben, als der Flächenraum der erstern beträgt. Endlich bewilligte die holländische Nation der französischen die freie Schiffahrt auf dem Rhein, der Maas und der Schelde, und machte sich verbindlich derselben, als Entschädigung für die Kriegskosten, in guter klingender Münze oder in guten Wechseln, hundert Millionen holländische Gulden zu bezahlen.

So endigte sich dieser Feldzug — so glänzend für die Franzosen, und so beugend für die Bundsgenossen. Die Nachwelt wird die Geschichte desselben kaum glauben, und sie eher für eine aben-

theuerliche Dichtung, als für reine Wahrheit halten. Denn die Thaten, welche die neuen Republikaner, in diesem Zeitraume von 17 Monaten, ausgeführt haben, tragen ein Gepräge von Kraft, Grösse, Heroismus und Beharrlichkeit, das man bisher nirgends als in dem Reiche der Ideen gefunden hat. Sie haben in dieser kurzen Periode 8 grosse regelmässige Schlachten, 147 Treffen, und beinahe tägliche Gefechte geliefert. 80,000 Feinde wurden von ihnen getödtet, und 91,000 gefangen. 2,200 Quadratmeilen Landes, mit 6 Millionen Einwohner beugten sich unter ihre Macht. 116 Vestungen und 230 Forts wurden von ihnen erobert, und darunter 36 durch Belagerung. 3,800 Feuerschlünde, 70,000 Flinten, 1,900,000 Pfund Pulver, und 90 Fahnen waren ihre Beute.

Verzeichniß

einiger Verlagsschriften des Verlegers, welche in allen guten Buchhandlungen zu bekommen sind, oder von denselben verschaft werden können.

Amor (der verrathene) oder Wörterbuch für Liebende. Paphos im eisernen Zeitalter der Liebe, mit einem schönen Titelkupfer. gr. 12. 1794. 1 fl.

Bemerkungen eines Emigranten über die französische Revolution und den gegenwärtigen Krieg. 8. 1794. 30 kr.

Briefe über die Verbesserung der Landschulen überhaupt und der Wirtembergischen insbesondere. 8. 1797. 40 kr.

Burckhards, D. J. G. Kirchengeschichte der deutschen Gemeinden in London, nebst historischen Beilagen und Predigten. 8. 1798. (Schreibpapier). 54 kr.

Camerers, M. C. L. theologische und kritische Versuche. 8. 1794. 45 kr.

Denkwürdigkeiten aus dem öffentlichen und Privatleben Roberspierre. (mit einem Portrait von Roberspierre.) 8. 1795. 1 fl. 15 kr.

Flatts, D. Joh. Fried. Wochenpredigten nebst einer Sonntagspredigt. gr. 8. 1797. 1 fl. 24 kr.

Flatt, M. Carl Christ. philosophisch-exegetische Untersuchungen über die Versöhnungslehre der Menschen mit Gott, 2ter Theil. 8. 1798. 1 fl. 12 kr.

Frankreichs Zustand im Mai 1794. Aus dem Französischen des Grafen von Montgaillard. 8. 1795. 24 kr.

Hausleutners, Ph. W. G. neue lateinische Chrestomathie für die untern und mittlern Klassen. 2te verbesserte Aufl. gr. 8. 796. 1 fl.

Huber, D. Etwas von meinem Lebenslauf und etwas von meiner Muse auf der Vestung. Ein kleiner Beitrag zu der selbst erlebten Geschichte meines Vaterlandes. 8. 98. 1 fl.

Leutweins, M. C. P. F. Neue deutsche Sprachlehre zum Gebrauch in Schulen. 8. 1798. 36 kr.

Magenau, M. Rud. Fried. Heinr. Versuche in christlich religiösen Gesängen über vorzügliche Sprüche aus der heil. Schrift. 8. 30 kr.

Magenau, M. R. H. Gedichte. 8. 795. 30 kr.

Maiers, D. Joh. Christ. Vertheilungs-Prinzipien von Brandschazungen und Kriegsschäden, aus 20 Flugschriften vorgelegt und geprüft. 8. 1796. 1 fl. 24 kr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pahl, Johann Gottfried von, 1768-1839

Geschichte des französischen Revolutionskrieges

Bd.: Erster Theil

Stuttgart 1799

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 7146 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11249366-5
VD18 80510930-001